

GENDER

Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft

Journal for Gender, Culture and Society

Rückert-John/Schäfer (Hrsg.) |
Geschlecht und Ernährung

Häußler/Meier-Gräwe | Arbeitsteilungsmuster bei der Ernährungsversorgung von
Familien – Persistenz oder Wandel?

Rehaag/Uslucan/Aydin-Canpolat | Kulinarische Praxen als Medium der Identitäts-
darstellung deutscher und türkischer Jugendlicher

Flick/Rose | Bilder zur Vergeschlechtlichung des Essens. Ergebnisse einer Unter-
suchung zur Nahrungsmittelwerbung im Fernsehen

Baum | HausMANNskost: eine Analyse des Kochens aus der Perspektive sich wandeln-
der Männlichkeit

Dennert | „Männer müssen lernen, mehr aus dem Bauch raus zu machen, und Frauen,
den Kopf mit zu gebrauchen“ – Geschlechterkonstruktionen durch ÄrztInnen

Gierlak | Das Motiv der polnischen Haushaltshilfen in deutschsprachiger und polnischer
Literatur

Roock | „Der Mann, der immer kann?“ Kritische Anmerkungen zum Begriff der sexuali-
sierten Gewalt aus politisch-psychologischer Perspektive

Ahrens | Doing Gender im häuslichen Internethandeln

Holthaus/Brüstle/Haubner/Remmele/Schirmer | Veralltäglichung und Degendering von
E-Learning – Ergebnisse des Forschungsprojekts „Das aufwändige Geschlecht“

2 | 12

GENDER

**Zeitschrift für Geschlecht,
Kultur und Gesellschaft**

Heft 2

4. Jahrgang 2012

ISSN 1868-7245

GENDER**Zeitschrift für Geschlecht,
Kultur und Gesellschaft****Geschlecht und Ernährung**

Jana Rückert-John, Sabine Schäfer	Vorwort	7
--------------------------------------	---------	---

Schwerpunkt

Angela Häußler, Uta Meier-Gräwe	Arbeitsteilungsmuster bei der Ernährungsversorgung von Familien – Persistenz oder Wandel?	9
Regine Rehaag, Hacı- Halil Uslucan, Gönül Aydin-Canpolat	Kulinarische Praxen als Medium der Identitätsdarstellung deutscher und türkischer Jugendlicher	28
Sabine Flick, Lotte Rose	Bilder zur Vergeschlechtlichung des Essens. Ergebnisse einer Untersuchung zur Nahrungsmittelwerbung im Fernsehen	48
Stephanie Baum	HausMANNskost: eine Analyse des Kochens aus der Perspektive sich wandelnder Männlichkeit	66
Gabriele Dennert	„Männer müssen lernen, mehr aus dem Bauch raus zu machen, und Frauen, den Kopf mit zu gebrauchen“ – Geschlechterkonstruktionen durch ÄrztInnen	83

Offener Teil

Maria Gierlak	Das Motiv der polnischen Haushaltshilfen in deutschsprachiger und polnischer Literatur	101
Marco Roock	„Der Mann, der immer kann?“ Kritische An- merkungen zum Begriff der sexualisierten Ge- walt aus politisch-psychologischer Perspektive	116
Julia Ahrens	Doing Gender im häuslichen Internethandeln	129

Aus Forschung, Politik & Praxis

Matthias Holthaus, Peter Brüstle, Dominik Haubner, Bernd Remmele, Dominique Schirmer	Veralltäglichen und Degendering von E-Learning – Ergebnisse des Forschungsprojekts „Das aufwändige Geschlecht“	145
--	--	-----

Tagungsberichte

Yvonne Niekrenz	„Körper – Geschlecht – Wahrnehmung“. 3. Interdisziplinäres Gender-Kolloquium der Arbeitsgruppe Gender-Forschung der Universität Rostock vom 24.–26.11.2011	155
Melanie Wigger	„Matronage – Handlungsstrategien und soziale Netzwerke von Herrscherfrauen im Altertum in diachroner Perspektive“. Internationale Tagung vom 22.–24. März 2012 in Osnabrück	161

Rezensionen

Heike Kahlert	Waltraud Cornelißen, Alessandra Rusconi, Ruth Becker (Hrsg.), 2011: Berufliche Karrieren von Frauen. Hürdenläufe in Partnerschaft und Arbeitswelt	166
Regina Weber	Robert Claus, Esther Lehnert, Yves Müller (Hrsg.), 2010: „Was ein rechter Mann ist ...“ Männlichkeiten im Rechtsextremismus	169
Ricarda Drüeke	Margreth Lünenborg, Katharina Fritsche, Annika Bach, 2011: Migrantinnen in den Medien. Darstellungen in der Presse und ihre Rezeption	171
Ulrike Tischer	Sebastian Scheele, 2010: Geschlecht, Gesundheit, Gouvernementalität. Selbstverhältnisse und Geschlechterwissen in der Männergesundheitsförderung	174

GENDER**Journal for Gender,
Culture and Society****Gender and Nutrition**

Jana Rückert-John, Sabine Schäfer	Introduction	7
--------------------------------------	--------------	---

Essays

Angela Häußler, Uta Meier-Gräwe	Patterns of Labour Division in the Food Work of Families – Persistence or Change?	9
Regine Rehaag, Haci- Halil Uslucan, Gönül Aydin-Canpolat	Culinary Practices as a Means of Expressing Identity among German and Turkish Adoles- cents	28
Sabine Flick, Lotte Rose	Gendering Food. Findings of an Analysis of TV Food Commercials	48
Stephanie Baum	HausMANNskost: An Analysis of Cooking from the Perspective of Hegemonic Masculinity in Transformation	66
Gabriele Dennert	'Men need to learn to act on a gut level and women to use their brains' – Physicians' Constructions of Gender Using the Example of the Nutritional Supplement Selenium	83

Essays: Open Part

Maria Gierlak	Polish Domestic Servants as a Motif in German and Polish Literature	101
Marco Roock	'The Omnipotent Man?' Critical Remarks on the Concept of Sexualised Violence from a Political/ Psychological Perspective	116
Julia Ahrens	Doing Gender and Domestic Internet Use	129

From Research, Politic & Practice

Matthias Holthaus, Peter Brüstle, Dominik Haubner, Bernd Remmele, Dominique Schirmer	Routinisation and Degendering of E-Learning – Results of the Research Project 'Das aufwändige Geschlecht'	145
--	---	-----

Conference Proceedings

Yvonne Niekrenz	'Body – Gender – Perception.' 3rd Interdisciplinary Gender Colloquium of the Gender Research Working Group at the University of Rostock, 24–26 Nov. 2011	155
Melanie Wigger	'Strategies and Social Networks of Rulers' Women in Antiquity'. International Conference in Osnabrück, 22–24 March 2012	161

Book Reviews

Heike Kahlert	Waltraud Cornelißen, Alessandra Rusconi, Ruth Becker (Hrsg.), 2011: Berufliche Karrieren von Frauen. Hürdenläufe in Partnerschaft und Arbeitswelt	166
Regina Weber	Robert Claus, Esther Lehnert, Yves Müller (Hrsg.), 2010: „Was ein rechter Mann ist ...“ Männlichkeiten im Rechtsextremismus	169
Ricarda Drüeke	Margreth Lünenborg, Katharina Fritsche, Annika Bach, 2011: Migrantinnen in den Medien. Darstellungen in der Presse und ihre Rezeption	171
Ulrike Tischer	Sebastian Scheele, 2010: Geschlecht, Gesundheit, Gouvernementalität. Selbstverhältnisse und Geschlechterwissen in der Männergesundheitsförderung	174

Geschlecht und Ernährung

Jana Rückert-John, Sabine Schäfer

Der Zusammenhang zwischen Ernährung und Geschlecht wird seit geraumer Zeit breit thematisiert. Dabei dominieren bisher vor allem biologische Erklärungsansätze zu Essgewohnheiten, geschlechtertypischen Nahrungsvorlieben und -abneigungen sowie Begründungen einer gesellschaftlich notwendigen Aufgabenverteilung qua Geschlecht die Debatte. Auffällig ist die hierbei zum Ausdruck kommende Naturalisierung der Geschlechterverhältnisse, die den Bezug auf den Körper (über-)betont und dem gegenüber die kulturellen und symbolischen Deutungsmuster, die den Rahmen der komplexen Beziehung von kulinarischen Praxen und Geschlecht bilden, vernachlässigt. Dabei werden gerade diese Deutungsmuster wiederum zu Ressourcen für die Zurechnung, Selbstdarstellung und Interpretation von Geschlechtszugehörigkeit in alltäglichen Interaktionsprozessen. In einem weiten Sinne gefasste kulinarische Praxen stellen damit Mittel zur Verfügung, mit denen sich Frauen und Männer die gesellschaftlichen Geschlechterverhältnisse einverleiben und habitualisieren, wobei dieser Mechanismus insbesondere dadurch unterstützt und vorangetrieben wird, dass Essgewohnheiten, Ernährungspraxen und die ernährungsbezogene geschlechtliche Arbeitsteilung immer wieder Naturalisierungsprozessen unterworfen werden. Die Beiträge des vorliegenden Themenheftes beleuchten diese komplexen Verhältnisse aus unterschiedlichen disziplinären Perspektiven im Rahmen der Sozialwissenschaften, Erziehungswissenschaft und Medizin.

Angela Häußler und *Uta Meier-Gräwe* widmen sich in ihrem Beitrag „Arbeitsteilungsmustern bei der Ernährungsversorgung von Familien“ und zeigen anhand der häuslichen Ernährungsversorgung, dass traditionelle Arbeitsteilungsmuster und Geschlechterrollenstereotype in den Partnerschaften von Frauen und Männern in unterschiedlichen sozialen Milieus immer noch wirksam sind. Die Effekte können aber unterschiedlich und überraschend sein. So können die Alltagspraktiken im traditionellen Milieu durchaus egalitärer sein als vermutet, während im familialen und im individualistischen Milieu die Vorstellung von den eigenen Praktiken zum Teil egalitärer ist als die empirische Wirklichkeit.

Sozial benachteiligte, übergewichtige Jugendliche mit deutschem und türkischem Familienhintergrund stehen im Fokus des Beitrags von *Regine Rehaag*, *Hacı-Halil Usluca* und *Gönül Aydin-Canpolat*. Sie untersuchen, wie kulinarische Praxen von den Jugendlichen zur geschlechtlichen Selbstdarstellung genutzt werden, und stellen fest, dass die Unterschiede zwischen Jungen und Mädchen größer sind als diejenigen zwischen türkischen und deutschen Jugendlichen. Während bei den Jungen der Genuss im Vordergrund steht, der bei den türkischen Jungen zur Herkunftsküche in Bezug gesetzt wird, betonen die Mädchen vor allem gesundheitliche Aspekte. Dabei bringen die türkischen Mädchen Gesundheit mit Genuss in Verbindung und zeigen weniger Hinweise auf die Vorstellungen von Körpernormierungen als die deutschen Mädchen.

Anhand von Nahrungsmittelwerbung im Fernsehen zeigen *Sabine Flick* und *Lotte Rose* Prozesse der Vergeschlechtlichung von Essen auf. Sie kommen zu dem Ergebnis, dass nicht die unterschiedlichen Nahrungsmittel Geschlechterdifferenzen erzeugen,

sondern dass dies ein Effekt der „symbolischen ‚Gesamtgestalt‘“ ist, das heißt der räumlichen und sozialen Rahmung, in die das jeweilige Nahrungsmittel gestellt wird. Dabei arbeiten sie Geschlechterbinaritäten auf der Ebene der symbolischen Repräsentation heraus, in denen Männer beispielsweise am Pol von Souveränität und Fitness verortet werden, Frauen dagegen am Pol von Gefährdung und Gesundheit.

Stephanie Baum richtet in ihrem Beitrag ihre Aufmerksamkeit auf Männer, die kochen. Anhand von Connells Konzept der hegemonialen Männlichkeit unterzieht sie Studien aus verschiedenen Ländern einer Sekundäranalyse, um festzustellen, inwiefern Kochgewohnheiten sich im Zeitverlauf verändert haben. Die verwendeten Studien beziehen sich beispielsweise auf die Analyse von Kochbüchern, Fernsehkochshows, Kochkursen sowie Kochpraxen in verschiedenen familiären Kontexten sowie in unterschiedlichen, männlich dominierten Berufsgruppen. Sie kommt zu dem Ergebnis, dass das Kochen von Männern weitgehend von Versorgungskontexten losgelöst ist und zum Beispiel als Lifestyle-Aktivität angesehen wird. Die „moderne kulinarische Männlichkeit“ ist aber mittlerweile im Alltag angesiedelt und gilt nicht mehr – wie früher – hauptsächlich als außeralltägliche Aktivität.

Geschlechterkonstruktionen, die von ÄrztInnen bei der Empfehlung von Selen als Nahrungsergänzungsmittel bei Krebserkrankungen vorgenommen werden, sind das Thema von *Gabriele Dennert* im letzten Beitrag des Themenschwerpunktes. Sie stellt fest, dass ÄrztInnen davon ausgehen, dass sie Männer und Frauen als PatientInnen gleich behandeln. Zugleich betonen die untersuchten MedizinerInnen, dass Patientinnen und Patienten sich nach Geschlecht in ihrem Verhalten und Befinden unterscheiden. Mit der Empfehlung von Selen versuchen die ÄrztInnen diesem als problematisch angesehenen Verhalten zu begegnen, bezogen auf die biochemische Wirksamkeit von Selen sehen die ÄrztInnen dagegen keine geschlechtlichen Unterschiede. Obwohl sie davon ausgehen, dass sie alle PatientInnen gleich behandeln, wird in der Analyse deutlich, dass die ÄrztInnen in der Interaktion Geschlecht herstellen.

Der offene Teil dieser Ausgabe bietet neben Rezensionen und Tagungsberichten Beiträge, die sich auf aktuelle Themen der Geschlechterforschung beziehen. So analysiert *Maria Gierlak* in ihrem Beitrag die Auseinandersetzung von Literatur aus Deutschland, Österreich und Polen mit dem Phänomen der ‚polnischen Putzfrau‘. *Marco Roock* geht der Frage nach, inwieweit der Begriff ‚Sexualität‘ in der Diskussion um Vergewaltigung eine Rolle spielt und wie er inhaltlich besetzt ist. *Julia Ahrens* stellt eine Studie zum Thema „Doing Gender im häuslichen Internethandeln“ vor, in der das alltägliche Internethandeln von Paaren aus Deutschland und Australien untersucht wurde. Sie kommt zu dem Ergebnis, dass das Medium Internet nicht mehr als neue Technologie gesehen wird, sondern als Alltagsmedium. Trotzdem führt die Domestizierung dieses Mediums nicht zu einer Veränderung der Geschlechterungleichheit. *Matthias Holthaus*, *Peter Brüstle*, *Dominik Haubner*, *Bernd Remmele* und *Dominique Schirmer* schließlich präsentieren „Veralltäglicung und Degendering von E-Learning – Ergebnisse des Forschungsprojekts ‚Das aufwändige Geschlecht‘“. Auch E-Learning ist nicht mehr geschlechtlich besetzt und dient somit auch nicht mehr der Performanz von Geschlecht. Stattdessen trägt es zu einer konsumierenden Haltung von Studierenden bei.

Angela Häußler, Uta Meier-Gräwe

Arbeitsteilungsmuster bei der Ernährungsversorgung von Familien – Persistenz oder Wandel?

Zusammenfassung

Wie Zeitbudgeterhebungen und andere empirische Erhebungen für Deutschland zeigen, haben sich die Arbeitsteilungsmuster im Haushalt trotz gestiegener Bildungs- und Erwerbsbeteiligung von Frauen in den letzten Jahrzehnten kaum geändert. Die Ursachen liegen in der gesellschaftlichen Ordnung der Geschlechter, die nach wie vor durch strukturelle Rahmenbedingungen gestützt wird. Auf der individuellen Ebene bildet sich der Dualismus in geschlechtstypischen Identitätskonzepten ab, hier haben Arbeitsteilungsmuster eine konstitutive Funktion.

Schlüsselwörter

Arbeitsteilungsmuster, Ernährungsversorgung, Organisation des Essalltags, Geschlechtsidentität, Unbezahlte Arbeit, Doing Gender

Summary

Patterns of Labour Division in the Food Work of Families – Persistence or Change?

According to time-use studies and other empirical studies conducted in Germany, patterns of domestic labour division have remained almost unchanged in spite of greater labour-market and educational participation by women. This is due to social gender relations, which are still supported by societal settings. At the individual level the dualism is expressed in gender-typical concepts of identity. From this perspective, patterns of domestic labour division have a constitutive function.

Keywords

patterns of labour division, organisation of daily eating gender identity, unpaid work, doing gender

Die stetig steigende Bildungsbeteiligung von Frauen in Deutschland hat in den letzten Jahrzehnten zu einer erhöhten Präsenz von Frauen am Arbeitsmarkt geführt. Das bürgerliche Modell des Alleinverdieners und der nicht berufstätigen Hausfrau gehört als Leitbild weitgehend der Vergangenheit an. Dennoch hat sich der Einfluss von Ehe und Kindern auf den zeitlichen Umfang der Erwerbsarbeitszeiten von Frauen in den letzten Jahren nicht abgeschwächt, sondern weiter verstärkt. Verheiratete Frauen und Frauen mit Kindern sind zwar heute häufiger auf dem Arbeitsmarkt aktiv, investieren aber durchschnittlich deutlich weniger Stunden pro Woche in eine Erwerbstätigkeit als 2001 (BMFSFJ 2011: 154). In keinem anderen europäischen Land weisen Teilzeit arbeitende Frauen mit durchschnittlich 18,2 Wochenstunden so kurze Arbeitszeiten auf wie in Westdeutschland (BMFSFJ 2011: 154). Korrespondierend mit diesen Befunden ist die familiäre Arbeitsteilung spätestens mit der Geburt des ersten Kindes durch eine deutliche Retraditionalisierung geprägt. Die Verbesserungen der Bildungs-, Erwerbs- und Karrierechancen von Frauen in den letzten Jahrzehnten haben nicht zu einem Abbau der geschlechtstypischen Arbeitsteilungsmuster in der Familie geführt (Schulz/Blossfeld 2010: 111). „Es dominieren nach wie vor Traditionalisierungsprozesse, die vor dem Hintergrund des massiven Wandels der relativen Ressourcenkonstellationen der Partner

oder Ehegatten erklärungsbedürftig sind“ (Schulz/Blossfeld 2010: 115).

Grundlegende theoretisch-konzeptionelle Erklärungen für das enorme Beharrungsvermögen von geschlechtstypischen Arbeitsteilungsmustern finden sich in der Geschlechterforschung, die die Arbeitsteilung als ein zentrales Feld für die gesellschaftliche „Ordnung der Geschlechter“ (Honegger 1991) beschreibt und darin die Basis für Identitätskonzepte von Frauen und Männern sieht. Die mit der Entstehung der Industriegesellschaft verankerte strukturelle Dichotomie zwischen Erwerbs- und Privatbereich ist auch heute noch in Form von geschlechtstypischer Arbeitsteilung fest in gesellschaftliche Prozesse und Strukturen eingeschrieben und bildet sich entsprechend auf der individuellen Handlungsebene ab. Die unbezahlten Versorgungsarbeiten im Haushalt werden in allen gesellschaftlichen Milieus nach wie vor weit überwiegend von Frauen erledigt, trotz steigender Bildung und Erwerbsbeteiligung (Leonhäuser/Meier-Gräwe et al. 2009). Die Organisation des Essalltags ist dabei der aufwendigste Bereich im Haushalt – eine komplexe Aufgabe, denn die Versorgung muss an 365 Tagen mehrmals am Tag für alle Haushaltsmitglieder sichergestellt werden.

Wie reproduzieren sich Arrangements der geschlechtstypischen Arbeitsteilung auf der Haushaltsebene und wie wirken sie sich auf individuelle Handlungsspielräume aus? Wie bildet sich die „doppelte Vergesellschaftung“ (Becker-Schmidt 2003) von Frauen in der Organisation des Essalltags von Familien ab? Für den vorliegenden Beitrag wurde eine Sekundäranalyse qualitativer Daten zur Organisation des Essalltags durchgeführt, die im Rahmen des Projektes „Familiale Ernährungsversorgung zwischen privatem und öffentlichem Raum“, im Folgenden kurz „EVPRA“, erhoben wurden. Da Daten aus unterschiedlichen sozialen Milieus vorliegen, ist eine sozial differenzierende Betrachtung möglich. Zusätzlich werden die Daten mit den Ergebnissen des Forschungsprojektes zu Familienernährerinnen (Klammer/Klenner 2009) kontrastiert. Familienernährerinnen¹ sind für die Frage nach der Persistenz oder dem Wandel von Rollenmustern insofern interessant, als dass sie diese Rolle überwiegend nicht selbst gewählt haben, sondern durch einen äußeren Anlass zu den Hauptverdienerinnen im Haushalt wurden.

1 Zur Geschichte weiblicher und männlicher „Normalbiografien“ als Grundlage gesellschaftlicher Arbeitsteilungsmuster

1.1 Trennung von Privatleben und Erwerbsarbeit

Mit dem Übergang von der Agrar- zur Industriegesellschaft setzte sich eine historisch

1 Als Familienernährerin wird eine Frau definiert, die mit ihrem eigenen Nettoeinkommen mehr als 60 Prozent des individuell zurechenbaren Haushaltseinkommens erbringt. Dazu gehören: Erwerbseinkommen, Renten, Arbeitslosengeld, Sozial- und Mutterschaftsgeld, persönliche Unterhaltszahlungen, jedoch nicht Wohngeld, Kindergeld, Unterhaltszahlungen für Kinder und ähnliche Einkommensformen (Klammer/Klenner 2009).

neue gesellschaftliche und geschlechtsspezifische Arbeitsteilung durch (Meier 2000: 63). Die strukturelle Dichotomie zwischen Erwerbs- und Privatbereich ging einerseits mit einer enormen Aufwertung der dem Ehemann und Vater zugeschriebenen Erwerbsarbeit jenseits des privaten Lebenszusammenhangs einher und andererseits mit einer gesellschaftlichen Trivialisierung der den Frauen und Müttern zugewiesenen Haus- und Familienarbeit. Durch den Reduktionismus wirtschaftlichen Handelns auf marktförmig organisierte Erwerbsarbeit verkümmerte fortan die ursprünglich wertgeschätzte generative Sorgearbeit der Frau zur „Arbeit aus Liebe“ (Bock/Duden 1977). In dieser Weise konnotiert und verbunden mit ihrer eindeutigen Zuschreibung an die weibliche Hälfte der Gesellschaft kam es zur Institutionalisierung einer typisch weiblichen Normalbiografie, die das männliche Normalarbeitsverhältnis des Familienernährers komplementär ergänzen sollte. Den ideologischen Nukleus der Ausgrenzung weiblicher Sorgearbeit aus der gesellschaftlichen Wertschöpfung formulierte ein Nationalökonom klassischer Prägung wie folgt:

„Die Begründung dafür liegt in dem besonderen Charakter all dieser im Schoße der Familie unentgeltlich geleisteten häuslichen Dienste: sie haben zwar alle auch eine wirtschaftliche Seite [...] aber sie werden im Allgemeinen doch weit weniger als wirtschaftliche Handlungen denn als Akte der Lebensführung, der Lebensgestaltung und der aus Liebe geübten fürsorglichen Betreuung empfunden. Es widerstrebt dem gesunden Gefühl, hier den Maßstab wirtschaftlicher Bewertung anzulegen“ (Jostock 1941: 135).

Dieses Verständnis manifestiert sich überdeutlich in einem Arbeitsbegriff, der auf die Sphäre marktvermittelter Bedürfnisbefriedigung reduziert wurde. Dadurch geriet konzeptionell aus dem Blick, dass generative Sorgearbeit ebenfalls der Status von gesellschaftlich notwendiger Arbeit innewohnt, ohne die erwerbswirtschaftliche Unternehmen und die Gesellschaft nicht überlebensfähig sind. So wurden die durch die „invisible hand“ der Frauen erbrachten Leistungen zur Humanvermögensbildung und -erhaltung von männlichen Ökonomen nicht als Arbeit anerkannt oder eben bestenfalls als ‚Arbeit aus Liebe‘ apostrophiert, was bis heute zu vielfältigen Benachteiligungen der weiblichen Hälfte der Gesellschaft entlang ihrer Biografie führt (Meier-Gräwe 2010: 256).

1.2 Gesellschaftliche Verankerung der Arbeitsteilungsmuster und des Rollenverständnisses

Diese Geschlechterrollenkonstruktion wurde zum einen über die Verrechtlichung geschlechtsspezifischer Zuweisungsmuster abgestützt, zum anderen über deren Naturalisierung, indem gesellschaftliche Ungleichheiten und Strukturen als ‚von Natur gegeben‘ dargestellt wurden. An der Verbreitung dieser Geschlechterrollenideologie, welche die Prinzipien männlich und weiblich als unversöhnlich und unvereinbar gegenüberstellte, hatten die RepräsentantInnen des sich im 19. Jahrhundert rasch ausdifferenzierenden Wissenschaftssystems einen ganz erheblichen Anteil. Diese Ideologie war mit einer historischen Neu-Konstruktion von Weiblichkeit verbunden, welche die Rolle der Frau auf die der Ehefrau und Mutter reduzierte und in einen standardisierten weiblichen Lebens-

lauf mündete. Es fand eine naturrechtlich begründete Familialisierung der Frau statt und es entwickelte sich das „Geschlechterverhältnis als sozialer Strukturzusammenhang, der für die Organisation der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft nicht weniger konstitutiv ist als die Trennung von Kapital und Arbeit“ (Wetterer 2009: 48). Dieser wirkmächtige Gesellschafts- und Geschlechtervertrag wird bis heute durch steuer-, einkommens- und familienpolitische Regelungen strukturell flankiert. Damit wird die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung durch die Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben zu einem der entscheidenden Mechanismen der „Ordnung der Geschlechter“ (Jurczyk 2008: 63).

2 Und heute? Wandel oder Persistenz von Geschlechterrollen am Beispiel der Organisation des Essalltags in Familien

2.1 Arbeitsteilung bei der Ernährungsversorgung in Familien

Die im Rahmen der EVPRA-Studie durchgeführte Analyse von Zeitbudgetdaten aus den Jahren 2001/02 zeigt deutlich, dass die Beköstigung² von allen hauswirtschaftlichen Tätigkeiten den zeitintensivsten Arbeitsbereich darstellt und die Verantwortung für die familiäre Ernährungsversorgung klar im Zuständigkeitsbereich der Mütter liegt. Zwar steht der zeitliche Input in Verbindung mit dem Umfang der mütterlichen Erwerbstätigkeit, aber voll erwerbstätige Mütter wenden täglich immer noch durchschnittlich 1 Stunde und 11 Minuten für die Beköstigungsarbeiten auf, bei nicht erwerbstätigen Müttern sind es täglich durchschnittlich 30 Minuten mehr. Insgesamt beteiligen sich nur etwa 45 Prozent der Väter an der Mahlzeitenzubereitung, ihr Zeitaufwand liegt bei durchschnittlich etwa 30 Minuten täglich. Wenn die Frau in Vollzeit erwerbstätig ist, sind es etwa 40 Minuten (Leonhäuser et al. 2009; Küster 2009; Meier-Gräwe/Zander 2005). Die aus den Zeitbudgetdaten ableitbaren Arbeitsteilungsmuster werden auch im Bamberger Ehepaar-Panel (im Folgenden: BEP) und im Sample des qualitativen Teils der EVPRA-Studie bestätigt. In nahezu allen Haushalten übernehmen Frauen die Hauptverantwortung für die Ernährungsversorgung der Familie (Schulz/Blossfeld 2010; Leonhäuser et al. 2009). Eine nichttraditionale Organisationsform, in der der Mann den größeren Anteil der alltäglichen Hausarbeiten übernimmt, ist sehr selten zu finden. In der diesem Beitrag zugrunde liegenden qualitativen Studie sind die Väter in 26 von insgesamt 48 untersuchten Familien nur sehr sporadisch in die Beköstigung der Familie eingebunden, sechs Familien des Samples praktizieren eine egalitäre Arbeitsteilung und nur bei einer Familie trägt der Mann die Hauptverantwortung für die Beköstigungsarbeiten (Leonhäuser et al. 2009: 101). In allen Familien sind die Frauen berufstätig, allerdings mit teils erheblichen Unterschieden im Stundenvolumen.

2 Beköstigung umfasst nach der Definition der Zeitbudgeterhebung 2001/02 die Mahlzeitenzubereitung, Backen, Geschirrereinigung einschließlich Tischdecken und Abräumen sowie die Vorratshaltung (Leonhäuser et al. 2009: 58).

2.2 Individuell und strukturell verankerte Geschlechterrollen als Ursache für Arbeitsteilungsmuster

Die Ergebnisse des BEP zeigen, dass sich die traditionellen Muster der Alltagsorganisation im Übergang zur Elternschaft im Zeitverlauf verfestigen, unabhängig vom Bildungsstand und den ökonomischen Ressourcen der PartnerInnen (Schulz/Blossfeld 2010: 117). Dies deutet darauf hin, dass soziale Normen und Rollenerwartungen als wesentliche Ursachen der Arbeitsteilung und des Geschlechterarrangements wirken und Frauen als verantwortlich für die Ernährungsversorgung der Familie definieren. Männer werden normativ als nicht zuständig erachtet. So lastet auf den Müttern der normative und strukturelle Druck, ihre Berufsorientierung zurückzustellen. Der Zuwachs an Berufside ntität geht damit zu Lasten der Familienidentität und es stellt einen Kraftakt dar, im Alltag eine Balance zwischen beiden zu finden (Schulz/Blossfeld 2010: 117). 60 Prozent der Frauen finden daher die Kombination aus Mutterrolle und Teilzeittätigkeit ideal. Sie begründen diese „Präferenzen [...] nicht nur in der Sorge, sich selbst zwischen einer Vollzeitstelle und Mutterrolle zu überfordern, sondern auch in der weitverbreiteten Überzeugung, dass eine stärkere Berufsorientierung von Frauen zu Lasten der Kinder geht“ (Vinken 2011: 41). Für Männer stellt es sich spiegelbildlich so dar, dass in dem Maße,

„in dem sie die Familienernährerrolle übernehmen, sie auch gleichzeitig zu attraktiven Partnern und Vätern werden, weil sie durch ihren Berufserfolg für die jeweils anderen Familienmitglieder den Lebensstandard und den Status maßgeblich definieren. Für Männer ist es somit ebenfalls nicht leicht, die männlichen Geschlechternormen zu verletzen, d. h. nicht zu arbeiten und nur Hausarbeit zu verrichten“ (Schulz/Blossfeld 2010: 117).

3 „Doing Gender“ durch gesellschaftliche Arbeitsteilungsmuster zwischen den Geschlechtern

3.1 „Doing Gender“ – Herstellung und Reproduktion von Geschlecht durch Arbeitsteilung

Arbeitsteilung ist Ausdruck der bestehenden Geschlechterordnung der Gesellschaft, in der die generative Sorgearbeit als weiblich definiert ist, was sich sowohl in normativen Leitbildern als auch in strukturellen Rahmenbedingungen manifestiert. Diese Ordnung stellt sich nach sozialen Milieus zwar unterschiedlich dar, grundsätzlich entscheidet jedoch die Geschlechtszugehörigkeit in höherem Maß über den Anteil der Hausarbeit als andere Faktoren wie Bildungsgrad, Erwerbstätigkeit und soziales Milieu. So wird „mit der Haus- und Familienarbeit als dem zentralen gesellschaftlichen Ort der Reproduktion der binären Konstruktion von Geschlecht in der heterosexuellen Matrix ‚Geschlecht‘ tagtäglich hergestellt“ (Gildemeister/Robert 2008: 203). Die im Laufe der Sozialisation und Identitätsfindung erworbenen Geschlechterrollenbilder und Geschlechtsidentitäten sind fest in den Selbst- und Fremdkonzepten von Frauen und Männern verankert und er-

weisen sich als recht stabil. Dies führt dazu, dass sich Männer weniger an der Hausarbeit beteiligen und sich Frauen für die Hausarbeit zuständig fühlen (Schulz/Blossfeld 2010: 115). Wenn Frauen bestimmte Hausarbeiten verrichten, dann erbringen sie demnach nicht nur eine ökonomische Leistung, sondern sie produzieren gleichzeitig ihre Weiblichkeit (Schulz/Blossfeld 2010: 116). So stellt Arbeitsteilung eine zentrale Ressource der Geschlechterkonstruktion und einen integralen Bestandteil der Gesellschaftsstruktur dar (Wetterer 2009: 45; Jurczyk 2008: 85ff.; Setzwein 2004: 198).

Nach wie vor ist die Positionierung der Geschlechter im Familien- und Arbeitsleben ein Schlüsselement für soziale Lage, Partizipationschancen und Identitätskonzepte (Jurczyk 2008: 63ff.). Die ungleiche soziale Lage der Geschlechter ist somit eng mit der sozialen Konstruktion von Geschlecht verbunden (Gildemeister 2001).

3.2 Das Dilemma des „Genderismus in der Küche“ (Setzwein 2004)

Mit der Kritik am erwerbszentrierten Arbeitsbegriff hat die sozialwissenschaftliche Frauenforschung deutlich gemacht, dass das essentialistische Geschlechterverständnis dazu geführt hat, die Befähigung zur Hausarbeit und die Sorge für andere als weibliche Eigenschaft und als Nicht-Arbeit zu definieren. Dem zugrunde liegen naturalisierende Unterstellungen von „weiblichen“ Fähigkeiten (Geissler 2009: 214). So erscheint Hausarbeit nicht als „Arbeit im Sinne von kompetenzbasiertem Tun, sondern als ‚dem Wesen‘ von Frauen entsprechend [...] und damit als Basis der Anerkennung des Geschlechtsstatus“ (Gildemeister/Robert 2008: 275). So ist es Ausdruck von Weiblichkeit, die Kompetenzen der Fürsorge zu perfektionieren und männliche Einmischung zurückzuweisen. Auf der anderen Seite kann das Versagen im Haushalt der Herstellung von Männlichkeit dienen. Setzwein beschreibt diese geschlechtskonstituierende Arbeitsteilung als „Genderismus in der Küche“ (Setzwein 2004: 198). Frauen fühlen sich häufig für das Wohlbefinden der Familie verantwortlich und betrachten es meist nicht als Ungerechtigkeit, allein für das Essen zuständig zu sein (Sellach 1996: 153). Auch wenn dies für die Mütter mit einer enormen Belastung einhergeht, übernehmen sie die Arbeiten überwiegend gerne. Denn die Familienmahlzeit stellt einen Ort der Zuwendung und Liebe dar, es ist ein wesentlicher Bestandteil des Selbstverständnisses von Frauen, mit dem sie die emotionale Zuwendung für die Familie zeigen können (Brombach 2000). Die Übernahme der Versorgungsarbeiten ist durch Ambivalenz gekennzeichnet, sie stellen gleichermaßen Last und Lust dar (Setzwein 2004: 208; Sellach 1996: 141). Das Ergebnis der fürsorglichen Praxis: Die „gesunde und adrette Familie ist der sichtbare Beweis weiblicher Kompetenz“ (Setzwein 2004: 212).

3.3 Soziale Differenzierungen im Rollenverständnis und bei der Arbeitsteilung

Die Differenzierung von sozialer Klasse und Geschlecht variiert in sozialen Kontexten ganz erheblich. Für die Dimension der Arbeit ergibt sich jedoch eine durchgängige

Geschlechtsgemeinschaft: Frauen stehen innerhalb der gleichen Klassenlage bezogen auf den Erwerbsstatus immer eine Stufe tiefer und sie leisten durch alle Milieus hinweg mehr unbezahlte Arbeit als Männer (Gildemeister/Robert 2008: 298). Auch wenn sich so die universale Bedeutung des Geschlechts als Differenzierungsmerkmal deutlich zeigt, so sind doch soziale Unterschiede festzustellen, die für die Selbst- und Fremdbilder von Männern und Frauen unterschiedlicher sozialer Milieus von Relevanz sind. Koppetsch und Burkart unterscheiden basierend auf einer empirischen Untersuchung drei verschiedene Milieus des Rollenverständnisses und der Arbeitsteilung:

- traditionales Milieu: Ehe als Zweckbündnis, deutliche Trennung von männlichen und weiblichen Arbeitsbereichen verbunden mit einer höheren Wertigkeit männlicher Tätigkeitsfelder. Die Unterlegenheit der Frau ist ein kollektiver Status, der aufgrund formaler Rollenattribute und äußerer Merkmale von allen Frauen getragen wird (Koppetsch/Burkart 1999: 29ff.)
- familistisches Milieu: Familie als abgegrenzte Teilwelt, harmonische, familiäre Atmosphäre. Hausarbeit ist symbolisch aufgewertet. Aufgabenverteilung entspricht der Vorstellung von Wesensunterschieden zwischen Frauen und Männern. Ehen sind eher statusinkonsistent.
- individualisiertes Milieu: Gleichheitsanspruch, Gleichverteilung von Haus- und Berufsarbeit als Idealvorstellung. Faktisch wird dies selten erreicht, beide Geschlechter sind bestrebt, die sich in der Alltagspraxis durchsetzende Orientierung an traditionellen Mustern zu kaschieren (Koppetsch/Burkart 1999: 200).

Die unterschiedlichen Geschlechternormen wirken in allen drei Milieus als latente soziale Regulative. Die Verteilung der häuslichen Aufgaben folgt dabei jeweils einer ähnlichen Logik. Koppetsch und Burkart identifizieren über Milieugrenzen hinweg spezifisch weibliche Verrichtungen. Dies sind neben der Verantwortlichkeit für die Ernährungsversorgung auch die Wäschepflege und das Putzen. Grenzverwischungen zeigen sich bei Tätigkeiten, die zeitlich und räumlich gut abzugrenzen sind. Sie differenzieren Charakteristika männlicher und weiblicher Tätigkeiten im Haushalt entlang der Linien: innen/außen; leicht/schwer; grob/fein; trocken/nass; alltäglich/außeralltäglich (Koppetsch/Burkart 1999: 210ff.).

3.4 Wenn Männer kochen

Die Eigenschaften männlicher und weiblicher Tätigkeiten kumulieren beispielhaft beim Grillen, einer eindeutig männlich konnotierten Tätigkeit der Lebensmittelzubereitung: Es findet öffentlich statt, ist außeralltäglich, unkonventionell und eine eher grobe Tätigkeit (Setzwein 2004: 191). Das Grillen hat mehr einen Freizeit- als Arbeitscharakter. Frauen, auch als professionelle Köchinnen, sind hingegen zuständig für die Alltagsküche und tragen Sorge für eine gesunde, ausgewogene und ökonomisch vernünftige Ernährung (Setzwein 2004: 193). Frerichs und Steinrücke bezeichnen daher das „Ko-

chen als männliches Spiel“ (Frerichs/Steinrücke 1997: 231ff.). Interessant ist in diesem Zusammenhang auch ihr Befund, dass das außeralltägliche Kochen als Demonstration von Zugehörigkeit zu einer exklusiven Klasse der Kenner und Könnner überwiegend von Männern oberer sozialer Schichten praktiziert wird (Frerichs/Steinrücke 1997: 251).

4 Familiennährerinnen – Pionierinnen einer neuen Arbeitsteilung zwischen Frauen und Männern?

In der Studie „Familiennährerinnen“³ spiegeln sich die veränderten Strukturbedingungen von Familie und Arbeitsmarkt wider, sodass die generalisierende These von der Retraditionalisierung der Geschlechterrollen nach Familiengründung zumindest für die Familiennährerinnen nicht zutreffend ist. Mit dem Blick auf Arbeitsteilungsmuster und Geschlechtsrollenkonzepte ist diese Gruppe daher besonders interessant.

4.1 Die Situation der Familiennährerinnen

Auf den ersten Blick profitieren Familiennährerinnen als alleinerziehende Mütter und als Familiennährerin in Paarhaushalten von den neu entstehenden Arbeitsplätzen im Dienstleistungsbereich sozialer und personaler Versorgung. Es handelt sich dabei in Deutschland hauptsächlich um Arbeitsplätze, die mittlere Bildungs- und Qualifikationsabschlüsse voraussetzen. Sie gehören aber zu den zeitlich am intensivsten belasteten Beschäftigtengruppen. Als Altenpflegerinnen, Krankenschwestern, Erzieherinnen oder Verkäuferinnen sind sie oft physisch und psychisch stark gefordert und häufig im Mehrschichtsystem beziehungsweise zu atypischen Arbeitszeiten beschäftigt. Von Arbeitgeberseite werden eine hohe Flexibilität und eine außerordentliche Belastbarkeit erwartet (Klammer/Klenner 2009: 76). Im Vergleich zu vielen männlichen Berufen mit mittlerem Qualifikationsniveau werden sie jedoch deutlich schlechter bezahlt. Hier wirken sich herkömmliche Arbeitsplatzbewertungen und der strukturelle Zuschnitt vieler dieser sozialen und personenbezogenen Dienstleistungsberufe als Assistentinnen- und ZuverdienerInnenberufe fatal aus. Die Folge ist, dass 37,3 Prozent aller Haushalte im Westen mit einer Familiennährerin zu den ärmsten 20 Prozent aller Haushalte gehören (Klammer/Klenner 2009).

4.2 Rollenkonzepte von Frauen und Männern in Familiennährerinnen-Haushalten

In den meisten Fällen entspricht die familiäre Arbeitsteilung nicht den Rollenvorstellungen und der ursprünglichen Lebensplanung beider Partner. Frauen geraten durch einen ar-

3 Forschungsprojekt „Flexible Familiennährerinnen“ am Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Institut der Hans-Böckler-Stiftung (WSI), Laufzeit 2007–2010 unter Leitung von Prof. Dr. Ute Klammer.

beitslos gewordenen Partner oft ungewollt in den Status der Familienernährerin. Für Ostdeutschland betrifft das immerhin 42,1 Prozent der Paarhaushalte, aber auch 25,5 Prozent der Paarhaushalte im Westen (Klammer/Klenner 2009: 79). Viele der befragten Familienernährerinnen befinden sich bereits zwischen 8 und 13 Jahren im Status als Haupteinkommensbezieherin ihrer Familie (Neukirch/Weßler-Poßberg 2010: 7). Die Ergebnisse der Studie über die Arbeits- und Lebenssituation der Familienernährerinnen zeigen, dass die betroffenen Frauen ihren Status nur in wenigen Fällen als langfristig tragbares Arrangement betrachten, sondern diese Rolle mehrheitlich unfreiwillig angenommen haben und allenfalls temporär akzeptieren. Somit sind Familienernährerinnen nicht als Pendant zu männlichen Familienernährern mit umgekehrtem Vorzeichen zu betrachten. Es deutet vielmehr alles darauf hin, dass es sich größtenteils um fragile und schwierige Arrangements handelt. Ist der Status als Familienernährerin eine Konsequenz der Erwerbslosigkeit des Mannes oder seiner geringen Einkünfte, kommen häufig noch Probleme mit der Geschlechterrollenidentität beider Partner dazu. Hier wird die Kompensationshypothese bestätigt, nach welcher für Männer, die nicht mehr selbstverständlich die Rolle des Familienernährers einnehmen können, „weibliche“ Haushaltstätigkeiten erst recht zu einem Infrage-Stellen der männlichen Geschlechtsidentität führen (Schulz/Blossfeld 2010: 116). Selbst wenn Männer nicht erwerbstätig sind, haben sie das Selbstbild, durchaus an einer beruflichen Karriere orientiert zu sein. Daraus leiten sie häufig Ansprüche und Freistellungen von der alltäglichen Haus- und Fürsorgearbeit ab. Sie bieten ihren erwerbstätigen Partnerinnen kaum Entlastung an und kommen infolge sehr enger gesellschaftlicher Rollenbilder für Männer vor sich selbst, vor Freunden, Nachbarn und der Öffentlichkeit in erhebliche Legitimationsnöte. Wenn der berufliche Wiedereinstieg der Frau von Seiten des Partners, aber auch der Gesellschaft in erster Linie als ihr „persönliches Plus“ angesehen wird, dann werden ihr auch die Aufgaben der Organisation des Alltagslebens zusätzlich aufgebürdet. So übernehmen die meisten von ihnen auch als Familienernährerinnen die zweite Schicht zu Hause. Zwar entlastet sich ein Teil der Familienernährerinnen durch die „Delegierung“ der Fürsorgearbeit an andere Frauen wie Großmütter, Haushaltshilfen oder Tagesmütter. Aufgrund der vergleichsweise niedrigen Haushaltsnettoeinkommen müssen sie einen Großteil der Reproduktionsarbeit allerdings selbst übernehmen. Familienernährerinnen sind demnach in besonderer Weise den konfligierenden Anforderungsprofilen zwischen Beruf und familialer Lebenswelt ausgesetzt (Klammer/Klenner 2009).

5 Sekundäranalyse qualitativer Daten der Studie „Familiale Ernährungsversorgung zwischen privatem und öffentlichem Raum“ (EVPRA)

Die folgenden Erkenntnisse beruhen auf einer Sekundäranalyse von qualitativen Daten, die im Rahmen des EVPRA-Projektes gewonnen wurden⁴.

⁴ Das Projekt wurde zwischen 2004 und 2007 an der Justus-Liebig-Universität Gießen in Kooperation der Professur für Ernährungsberatung und Verbraucherverhalten sowie der Professur für

Eine zentrale Zielstellung des Projektes war es, die Anforderungen, die für Familien aus der beständig und täglich zu erbringenden Ernährungsversorgung erwachsen, abzubilden und die Strategien ihrer Bewältigung zu erfassen. Dazu wurden in einem ersten Projektteil repräsentative Daten der zweiten Zeitbudgeterhebung ausgewertet und darauf aufbauend eine qualitative Studie zur Organisation des Essalltags durchgeführt. Zwischen April 2005 und Januar 2006 wurden 48 leitfadengestützte qualitative Interviews in Gießen und Umgebung durchgeführt. Befragt wurden Frauen in Familien mit zwei Kindern, die entweder in Teilzeit oder Vollzeit erwerbstätig sind. Es wurden Akademikerinnen in gehobener Berufsposition, Selbstständige, mittlere Angestellte und Arbeiterinnen befragt. Bezüglich des Alters der Kinder im Haushalt wurde in den einzelnen Gruppen differenziert nach Familien mit Kindern unter 10 und ab 10 Jahren. Auf der Grundlage der erhobenen Daten konnte eine Typologie familialer Ernährungsversorgungstypen entwickelt werden (Leonhäuser et al. 2009).

5.1 Ergebnisse des Forschungsprojektes zu Arbeitsteilungsmustern in der Ernährungsversorgung

Die Väter des Samples beteiligen sich nach Auskunft der Mütter überwiegend nicht partnerschaftlich an den Beköstigungstätigkeiten, die Hauptverantwortung liegt fast durchgängig in allen Berufsgruppen bei den Müttern. Aus den Interviews schließen die Autorinnen, dass dies im verinnerlichten Empfinden der Mütter begründet ist, für die Ernährungsversorgung der Familie verantwortlich zu sein und damit dem Rollenbild zu entsprechen (Leonhäuser et al. 2009: 101). Es sind aber durchaus Unterschiede mit Blick auf die strukturellen Gegebenheiten wie zum Beispiel Umfang und Art der Erwerbstätigkeit zu sehen. So liegt bei einigen von den 26 Paaren, in denen sich der Mann nicht oder nur sehr wenig an den Versorgungsarbeiten beteiligt, durchaus ein egalitäres Rollenkonzept zugrunde, das aufgrund einer sehr umfangreichen Berufstätigkeit des Mannes – zum Teil verbunden mit Abwesenheit an den Wochentagen – nicht gelebt werden kann. In diesen Familien hat es zum Teil Phasen von egalitärer Arbeitsteilung gegeben. In anderen Familien wiederum sehen die Frauen diesen Arbeitsbereich als ihren an und ziehen eine partnerschaftliche Arbeitsteilung nicht in Betracht (Leonhäuser et al. 2009: 102). In 15 Familien des Samples sind die Männer stärker und mit regelmäßigen Aufgaben in die Beköstigungsarbeiten eingebunden. Die Verantwortung für Gesamtplanung und -organisation liegt jedoch auch hier überwiegend bei den Frauen, welche die Männer mit Aufträgen einbinden. Diese übernehmen dann zum Beispiel die Einkäufe oder das Kochen am Wochenende und zu besonderen Anlässen (Leonhäuser et al. 2009: 103). In sieben Haushalten werden die organisatorischen Aufgaben gemeinschaftlich abgesprochen und koordiniert, in einer dieser Familien übernimmt der Mann den Hauptteil der Arbeit und der organisatorischen Verantwortung.

Wirtschaftslehre des Privathaushalts und Familienwissenschaft durchgeführt, Projektverantwortliche waren Prof. Dr. Ingrid-Ute Leonhäuser und Prof. Dr. Uta Meier-Gräwe. Gefördert wurde das Projekt durch Mittel der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG).

5.2 Vertiefende Fragestellung und Konzeption der Sekundäranalyse

Im Rahmen des Forschungsprojektes, das einer umfassenden Fragestellung mit Blick auf die vielfältigen Organisationsbereiche der Ernährungsversorgung folgte, wie zum Beispiel die Bedeutung von Mahlzeiten, Ernährungskompetenzen oder Leitbilder gesunder Ernährung, konnte die Auswertung zu den vorgefundenen Arbeitsteilungsmustern nicht vertieft werden. Daher sollen an dieser Stelle aufbauend auf den oben beschriebenen Erkenntnissen folgende Fragestellungen an die Daten gerichtet werden:

- Welche Normen und Überzeugungen zu familiären Arbeitsteilungskonzepten zeigen sich und inwieweit nehmen Frauen die Rolle der Versorgerin selbstverständlich an? Damit verbunden ist die Frage danach, welches berufliche bzw. familiäre Selbstbild/Selbstverständnis Frauen vertreten.
- Welches Rollenverständnis haben Männer und Frauen in der Familie, welche Bedeutung hat das Arbeitsteilungskonzept für die weibliche oder männliche Identität?
- Welche Bedeutung haben Rahmenbedingungen wie zum Beispiel fehlende Betreuungsangebote oder lange Abwesenheit des Partners durch Berufstätigkeit?

Frauen fühlen sich in allen Bildungs- und Berufsgruppen für die Ernährungsverantwortung zuständig (Sellach 1996; Kaufmann 2005). In den Aushandlungsstrategien sowie bei den Begründungs- und Deutungsmustern sind jedoch deutliche milieuspezifische Unterschiede zu identifizieren, mit welchem Selbstverständnis Frauen die Rolle der Versorgerin übernehmen (siehe Abschnitt 3.4). Aus diesem Grund wird für die Sekundäranalyse die Milieudifferenzierung von Koppetsch und Burkart (1999) zugrunde gelegt und in der Auswertung gezielt auf bestimmte Versorgungstypen fokussiert. Von den sieben in der EVPRA-Studie ermittelten Versorgungstypen wurden für eine Analyse folgende Gruppen kontrastierend ausgewählt:

Typ 1: Die familienorientierten Traditionalistinnen

Gut ausgebildete Frauen, die ihre Erwerbsarbeit zugunsten der Familienarbeit eingeschränkt haben und den Beruf der Familie unterordnen. Die Kinder werden in der Regel jeden Mittag zuhause versorgt. Es liegt eine hohe Gesamtarbeitsbelastung der Mütter durch Erwerbsarbeit, Kinderbetreuung und Haushaltsarbeit vor, die unter anderem auch in einem hohen Anspruchsniveau begründet ist. Die Partner sind in der Regel nicht verantwortlich in die Versorgungsaufgaben eingebunden. Netzwerkhilfe bietet sporadische Entlastung von der alltäglichen Versorgungsleistung. Diese Gruppe bildet mit 16 Müttern die größte Gruppe im Sample. Die Arbeitsteilungskonzepte dieser Gruppe sind zu vergleichen mit dem familistischen Milieu von Koppetsch und Burkart (1999).

Typ 4: Die berufsorientierten Netzwerkerinnen

Mütter mit hohem Bildungsabschluss, überwiegend in Vollzeit oder vollzeitnah erwerbstätig. Sie stecken viel Energie in die passenden Verpflegungssettings für ihre Kinder, die einem hohen Anspruch genügen müssen. Dafür entwickeln sie ein gut organisiertes soziales und institutionelles Netzwerk. Auch bei den berufsorientierten Netzwerkerinnen liegt die Verantwortung für eine gute Versorgung der Kinder überwiegend bei den Müttern. Die Väter beteiligen sich jedoch, auch wenn sie beruflich sehr eingespannt sind. In diesen Familien gibt es ein partnerschaftliches Verständnis von gleichberechtigten Verwirklichungschancen. Im Sample der EVPRA-Studie sind sie mit 12 Müttern die zweitgrößte Gruppe. Hier werden Parallelen zum individualistischen Milieu von Kopetsch und Burkart erwartet. Um dies zu erweitern, werden Einblicke aus der kleinen Gruppe der pragmatischen Selbstständigen (Typ 5) und den entspannten Unkonventionellen (Typ 3) mit herangezogen, diese verfügen ebenfalls über eine hohe Ressourcenausstattung, haben aber die tägliche Versorgung unterschiedlich organisiert.

Typ 7: Die aufopferungsvollen Umsorgerinnen

In diesen Familien stehen nur enge finanzielle Spielräume zur Verfügung. Die Rolle der Mutter und Versorgerin ist bedeutsam. Es wird eine Rundumversorgung der Familienmitglieder geboten, wobei gutes Essen zum Teil eingeschränkte Teilhabechancen und Handlungsmöglichkeiten in anderen Lebensbereichen aufwiegen soll. In dieser Gruppe, die fünf Haushalte umfasst, werden traditionale Muster erwartet. Zur Ergänzung werden Familien des Typs 6, der überlasteten Einzelkämpferinnen, herangezogen. Die Haushalte dieser kleinen Gruppe müssen ebenfalls mit einer sehr knappen Ressourcenausstattung wirtschaften und greifen kaum auf institutionelle Angebote zurück.

5.3 Ergebnisse der Sekundäranalyse

Auffallend ist, dass sich bei keinem der analysierten Versorgungstypen Hinweise auf bewusst geführte Aushandlungsprozesse zur grundsätzlichen Struktur der Arbeitsteilungsmuster finden. Auch wenn diese nicht dem bei einigen Paaren ursprünglich angestrebten egalitären Konzept entsprechen, werden die Entwicklungen retrospektiv als Ergebnis der jeweiligen Gegebenheiten wie den langen Arbeitszeiten oder der beruflich bedingten Abwesenheit des Mannes gedeutet. „Ja, wir haben nie irgendwie drüber geredet, wie wir die Hausarbeiten verteilen. Denn das hat sich einfach so ergeben“ (I 4: 242). Dass das Ergebnis dieser Gelegenheitsstrukturen in nahezu allen Fällen eine geschlechtstypische Arbeitsteilung ist, bestätigt die fest verankerten Geschlechterrollen sowohl auf individueller als auch auf struktureller Ebene.

Traditionales Milieu: Frauen sind ganz überwiegend für das Kochen zuständig. Diese Arbeitsteilung wird als selbstverständlich angesehen und mit der Zuständigkeit der Männer für das Einkommen und andere Tätigkeiten im Haushalt begründet:

„Ja, also ich sag mal, er geht ja auch den ganzen Tag arbeiten und das ist ja viel. Und er macht dann halt noch so im Haus, was halt so anfällt an Arbeiten oder draußen. Dann war das halt einfach so, die Frau ist halt so für die Küche dann, gell?“ (I 45: 324).

Das tägliche Kochen kann zwar in der Woche aus pragmatischen Gründen durchaus auch vom Mann übernommen werden, so zum Beispiel in einem Haushalt, in dem die Frau eine Vollzeitstelle, der Mann aber nur einen Minijob hat. Die eigentliche Zuständigkeit von den Frauen für die Ernährungsversorgung zeigt sich bei den traditional orientierten Familien darin, dass das Wochenendkochen für die Familie einen hohen Stellenwert hat und auf jeden Fall Aufgabe und Arbeitsbereich der Frauen ist: „Irgendwie ist das mein Revier. Kochen, Backen und meine Wäsche“ (I 41, 355). Sie übernehmen die Versorgung überwiegend gern mit dem Ziel, die Familie zu verwöhnen. Dafür investieren sie trotz zum Teil langer Arbeitszeiten noch Kraft und Mühe; Selbstzubereitetes hat einen hohen Stellenwert:

„ich koche sonntags regelmäßig, also, das ist der Tag, wo ich dann den ganzen Tag in der Küche steh'. [...] ich hab' dann immer Fleisch, Gemüse, Kartoffeln, Salat, wenn's geht 'n Nachtisch noch. Aber das ist dann sonntags, wo's wirklich 'n komplettes Essen dann gibt, wo ich dann auch sag', um eins ist mittags das Essen“ (I 40: 239ff.).

Dabei steht in erster Linie die Versorgung im Mittelpunkt, nicht die gemeinsame Mahlzeit als soziale Situation. Wie Frau PS weiter erzählt, wird nicht gemeinsam gegessen, sondern es verteilen sich alle in ihre Zimmer.

Es zeigt sich auch die Überzeugung, dass die Versorgung zuhause am besten ist für die Kinder. So erzählt die Mutter eines Kindergartenkindes: „Nur ich denke, die machen nicht viele Mühe, wenn Kind will nicht essen [...] Das ist besser in Familie und ich kann ihn fragen was er möchte. Das wird nicht im Kindergarten gefragt“ (I 42: 392). Charakteristisch in diesem Milieu ist, dass sich die Frauen auch für die Versorgung ihrer Männer verantwortlich fühlen und dieser Verpflichtung auch in ihrer Abwesenheit nachkommen, indem sie vorkochen und einfrieren.

Auch wenn sich der Partner an den Beköstigungsarbeiten beteiligt, werden traditionelle Rollenbilder dadurch transportiert, dass sie die Weitergabe von Kochkenntnissen eindeutig an Töchter und Schwiegertöchter adressieren, nicht an die Söhne.

Wie es auch bei den Familienernährerinnen in der Studie von Klammer und Klenner (2009) zu beobachten ist, können die Frauen dieser Milieus als Leidtragende des Rollenwandels bezeichnet werden. Sie übernehmen (Mit-)Verantwortung für das Einkommen der Familie, sind gleichzeitig aber in traditionellen Vorstellungen der Arbeitsteilung verhaftet und sehen es eindeutig als ihre Aufgabe an, für das Wohl der Familie verantwortlich zu sein. Wenn die Familien nicht über unterstützende Netzwerke verfügen, kann dies zu deutlichen Belastungssituationen führen.

Familistisches Milieu: In diesen Familien helfen die Männer überwiegend im Haushalt mit, zum Teil übernehmen sie (zuverlässig und dauerhaft) die Verantwortung für bestimmte Tätigkeiten wie die Zubereitung des Frühstücks, das Brotbacken oder die Zubereitung des Mittagessens an einzelnen Tagen. Die Hauptverantwortung für Pla-

nung und Koordination liegt jedoch in allen Familien bei den Frauen. Da der familiäre Versorgungstyp im Sample am häufigsten auftritt, liegt die Hypothese nahe, dass die strukturellen Rahmenbedingungen vor allem dieses Modell stützen. Spätestens mit dem Schuleintritt der Kinder wird eine institutionelle Mittagsversorgung als Notlösung oder Ausnahmeregelung wahrgenommen. Das gemeinsame warme Mittagessen der Kinder und mindestens der Mutter ist in dieser Gruppe die am häufigsten vertretene Variante der familiären Mahlzeitenorganisation. Auch bei den selbstständigen Müttern mit hoher Berufsorientierung war die regelmäßige warme Mittagsversorgung ein Argument für den Übergang in die Selbstständigkeit, die beruflichen Termine werden so geplant, dass dies möglich ist. Dabei ist nicht nur die Versorgung mit einem warmen Essen von Bedeutung, die gemeinsam verbrachte Zeit ist mindestens so wichtig wie das Essen an sich. In vielen Interviews finden sich Hinweise auf die Wirkmächtigkeit des Leitbilds eines gemeinsamen Mittagessens in der Familie für Schulkinder.

In dieser Gruppe wirken die Erwartungen an die Frauen in Bezug auf ihre Rollenerfüllung besonders deutlich. Die Berufsorientierung wird zugunsten der Familienorientierung zurückgenommen:

„Das mach’ ich aber auch nicht, weil, also ich setz’ da irgendwo Prioritäten. Berufstätig ja. Meinen Job weitermachen ja. Aber Familie ist für mich [...] erste Priorität. Und ich richte meinen Beruf nach der Familie“ (I 21: 12).

Hier zeigt sich die Bedeutung der familialen Identität für Frauen, die Entwicklung einer beruflichen Identität ist an Bedingungen geknüpft und steht in Verbindung mit besonderen Qualifikationen. Das führt dazu, dass die Frauen dieser Gruppe oft unter ihren beruflichen Möglichkeiten bleiben und der Berufsorientierung sehr ambivalent gegenüberstehen.

Individualistisches Milieu: In diesen Familien wird überwiegend das Leitbild einer partnerschaftlichen Arbeitsteilung verfolgt. Bei den meisten Paaren führt jedoch die hohe berufliche Einbindung der Männer dazu, dass die Hauptverantwortung auch in dieser Gruppe überwiegend bei den Frauen liegt. Diese wird aber von ihnen nicht selbstverständlich übernommen und sie fordern Beteiligung ein.

Frau W: „Mit der Aufteilung der Arbeitsbelastung bin ich zufrieden, wo ich manchmal nicht zufrieden bin, ist die Aufteilung der Verantwortung, das ist für mich immer noch ein Unterschied. [...] Es ist ja kein Problem, dass sich jemand findet, der dann zum Bäcker geht und ein Brot holt, ne, wenn ich dann sag: ‚Hey, wer geht jetzt zum Bäcker?‘. Aber allein das zu merken“ (I 23: 477–479).

Dass die Übernahme der Versorgungsarbeit für die Frauen wenig identitätsstiftende Funktion hat, zeigt sich auch an der folgenden Aussage, die für diese Gruppe charakteristisch ist: „I: Wenn sie mal ausfallen würden wegen Krankheit oder so, was wäre dann? Frau N.: Macht mein Mann alles. Ganz einfach“ (I 14: 445). Ein Wechsel der Verantwortlichkeiten ist in vielen Familien je nach beruflicher Situation durchaus denkbar oder wird beziehungsweise wurde schon praktiziert.

Die Kinder werden in dieser Gruppe mittags in der Kita oder Schule versorgt. Auch wenn die Mütter nicht immer mit der Qualität der Versorgung zufrieden sind, nehmen sie die Betreuungs- und Versorgungsangebote selbstverständlich und notwendigerweise an. Auf familiäre Netzwerke können sie selten zurückgreifen. Aufgrund der hohen Berufsorientierung beider Partner wird die institutionelle Betreuung der Kinder nicht in Frage gestellt. Gemeinsame Mahlzeiten haben als Anlass für Kommunikation und Regeneration einen sehr hohen Stellenwert. Wenn es sich einrichten lässt, essen die Familien abends zusammen. Auch am Wochenende ist die gemeinsam verbrachte Zeit wichtig und es wird gemeinsam gegessen. Dabei wird nicht unbedingt regelmäßig aufwendig gekocht, oft wird das Frühstück ausgedehnt und die warme Mahlzeit findet am Abend statt. Häufig sind dann die Männer für das Kochen zuständig, gelegentlich kochen sie sehr aufwendig, vor allem, wenn Gäste kommen. Hier finden sich Parallelen zur Hypothese von Frerichs und Steinrücke (1997), die bei den höheren Milieus über die im Kochen ausgedrückte Kennerschaft ein Distinktionsmerkmal sehen. Die Mahlzeiten und die Organisation des Essens sind zwar von großer Bedeutung für das Familienleben, auch der Genuss und die Qualität sind wichtig, aber Essen als solches hat meist keine identitätsstiftende oder kompensatorische Funktion.

6 Fazit

Die Analyse der EVPRA-Daten wie auch die Befunde der Familienernährerinnen-Studie verweisen darauf, wie stark traditionelle Arbeitsteilungsmuster und Geschlechterrollensereotype nach wie vor bei Männern und Frauen verschiedener sozialer Milieus in Partnerschaften inkorporiert sind. Im EVPRA-Sample gibt es weiterhin Anhaltspunkte dafür, dass die praktizierten Arbeitsteilungsmuster in den verschiedenen Milieus von den befragten Frauen vor dem Hintergrund der jeweiligen Rollenkonzepte wahrgenommen und gedeutet werden. Auf der einen Seite können im traditionellen Milieu die praktizierten Muster egalitärer sein als dies wahrgenommen wird, im familialen und individualistischen Milieu zeigen sich Hinweise darauf, dass die Arbeitsteilung als egalitärer wahrgenommen wird als sie faktisch ist. Vor allem in der großen Gruppe des familistischen Milieus zeigt sich, dass das Leitbild der häuslichen Ernährungsversorgung der Kinder durch die Mütter fest verankert ist. Besonders für Mütter des individualistischen Milieus verhindern fehlende Versorgungs- und Betreuungsangebote sowie die mangelhafte Sensibilität des Arbeitsmarktes für Fürsorgeverantwortung die Umsetzung der gewünschten partnerschaftlichen Arbeitsteilungskonzepte. Öffentliche Versorgungsangebote können die Situation der Familien des individualistischen, aber auch zum Teil des traditionellen Milieus deutlich verbessern und durch sich verändernde Rahmenbedingungen zur Auflösung tradierter Rollenvorstellungen beitragen.

Denn diese behindern nicht zuletzt einen konstruktiven und partnerschaftlichen Umgang mit unerwarteten Lebenssituationen, Umbrüchen und Einkommenskonstellationen im Lebensverlauf. Durch die am ZuverdienerInnenmodell ausgerichtete Familienpolitik

in Westdeutschland sind Frauen gezwungen, sich mit den „Gelegenheitsstrukturen“ zu arrangieren (Hofäcker 2007). Die Sozialstrukturanalyse darf daher nicht davon ablassen, den gesellschaftlichen, betrieblichen und persönlichen Gründen nachzugehen, die diese Ungleichheit zwischen den Geschlechtern immer weiter tradieren (Allmendinger 2011).

Wie die Männerstudie von Volz und Zulehner (2009) belegt, wünschen sich junge Männer zwar mehrheitlich nicht nur „viel Zeit für die persönliche Karriere“, „eine romantische Beziehung“ und „viel Freizeit“, sondern auch eine Familie. Sie sehen sich dabei aber immer noch ganz überwiegend in der Rolle des „Familienernährers“, der für Haus- und Fürsorgearbeit wenig Zeit zu investieren bereit ist. Demgegenüber streben Mädchen und junge Frauen in großer Mehrheit eine partnerschaftliche Arbeitsteilung zwischen Beruf und Familie an. Es spricht deshalb viel dafür, in den Sozialisationskontexten heranwachsender Jungen und Mädchen offene Geschlechtsidentitätsvorstellungen zuzulassen und sie in entsprechenden sozialräumlichen Gelegenheitsstrukturen zu beziehungs- und konfliktfähigen Akteuren ihrer Lebensläufe zu befähigen. Dazu braucht es Bezugspersonen, die bereits in den Kindertagesstätten, aber auch in Schulen und Ausbildungsstätten sowie im Rahmen der offenen Kinder- und Jugendarbeit beiden Geschlechtergruppen ein erweitertes Repertoire an beruflichen Orientierungen vermitteln und auch den männlichen Kindern und Jugendlichen gezielt Lern- und Erfahrungsfelder von fürsorglicher Praxis zugänglich machen (Ohrem 2009). Denn Geschlechterkodierungen von Tätigkeitsfeldern sind Gegenstand von Sozialisationsprozessen. Demzufolge sind Geschlechtstypisierungen keine starren, unabänderlichen Verhaltenscodes und Wertvorstellungen, sondern erfahren im weiteren Lebensverlauf in Abhängigkeit von den jeweiligen materiellen und sozialen Lebensumständen weiblicher und männlicher Individuen immer wieder geschlechtsbezogene Anpassungen, Modifikationen und Konfigurationen, die auf den biographischen Vorerfahrungen, Selbstkonzepten und individuellen Deutungsmustern beruhen (Meier-Gräwe 2010).

Die Forderung nach Gleichstellung von Männern und Frauen im Berufsleben muss parallel dazu mit der gesellschaftlichen Anerkennung und institutionellen Normalisierung von generativer Sorgearbeit in den Lebensläufen beider Geschlechter verknüpft werden, weil es sich hierbei um eine gesellschaftlich unverzichtbare Form von Arbeit handelt. In dieser Hinsicht braucht es Zeit für Verantwortung im Lebenslauf (BMFSFJ 2011). Denn ohne ein bestimmtes Maß an Fürsorge für andere sind auch fortgeschrittene Gesellschaften nicht überlebensfähig. Darüber hinaus kristallisiert sich ein erheblicher, bislang auch nicht annähernd gedeckter Bedarf an Unterstützung und Begleitung des Alltags von Familienhaushalten mit berufstätigen Eltern quer durch alle Bildungsgruppen und Lebensformen heraus. Gleichwohl variieren die Bedarfe – wie unsere Analyse gezeigt hat – nach Statusgruppen, Bildungsstand und Milieuzugehörigkeit ganz erheblich und verweisen auf den nach wie vor engen Zusammenhang von Geschlecht, Klasse und Ethnizität.

Literaturverzeichnis

- Allmendinger, Jutta. (2011). Geschlecht als wichtige Kategorie der Sozialstrukturanalyse. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 61 (37–38), 3–7
- Becker-Schmidt, Regina. (2003). *Zur doppelten Vergesellschaftung von Frauen. Soziologische Grundlegung, empirische Rekonstruktion*. Zugriff am 12. Oktober 2011 unter http://web.fu-berlin.de/gpo/pdf/becker_schmidt/becker_schmidt_ohne.pdf
- Bock, Gisela & Duden, Barbara. (1977). *Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit*. In *Frauen und Wissenschaft* (Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen, Juli 1976) (S. 118–199). Berlin: Courage
- Brombach, Christine. (2000). Mahlzeit – (H)Ort der Familie?! Eine empirische Deskription von Familienmahlzeiten. *Mitteilungen – Internationaler Arbeitskreis für Kulturforschung des Essens*, 7, 2–13
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ). (Hrsg.). (2011). *Erster Gleichstellungsbericht. Neue Wege, gleiche Chancen – Gleichstellung von Frauen und Männern im Lebensverlauf*. Berlin. Zugriff am 1. Mai 2012 unter <http://www.bmfsfj.de/BMFSFJ/gleichstellung.did=174358.html>
- Deutsche Gesellschaft für Ernährung. (Hrsg.). (2004). *Ernährungsbericht 2004*. Bonn: Eigenverlag
- Frerichs, Petra & Steinrück, Margareta. (1997). Kochen – ein männliches Spiel? Die Küche als geschlechts- und klassenstrukturierter Raum. In Irene Dölling & Beate Kraus (Hrsg.), *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis* (S. 231–258). Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Fromm-Reichmann, Frieda. (1978). *Psychoanalyse und Psychotherapie. Eine Auswahl aus ihren Schriften*. Stuttgart: Klett-Cotta
- Geissler, Birgit. (2009). Die Arbeit im Haushalt und ihre Anforderungen: Empathie und Distanzierung. In Brigitte Aulenbacher & Angelika Wetterer (Hrsg.), *Arbeit. Perspektiven und Diagnosen der Geschlechterforschung* (S. 212–229). Münster: Westfälisches Dampfboot
- Gildemeister, Regine. (2001). Soziale Konstruktion von Geschlecht. Fallen, Mißverständnisse und Erträge einer Debatte. In Claudia Rademacher & Peter Wiechens (Hrsg.), *Geschlecht – Ethnizität – Klasse. Zur sozialen Konstruktion von Hierarchie und Differenz* (S. 65–87). Opladen: Leske + Budrich
- Gildemeister, Regine & Robert, Günther. (2008). *Geschlechterdifferenzierungen in lebenszeitlicher Perspektive. Interaktion – Institution – Biografie*. Wiesbaden: VS Verlag
- Hofäcker, Dirk. (2007). Gut gemeint ist noch lange nicht getan. *Informationsdienst soziale Indikatoren (ISI)*, 32, 12–15
- Honegger, Claudia. (1991). *Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib; 1750–1850*. Frankfurt/M.: Campus
- Jostock, Paul. (1941). *Die Berechnung des Volkseinkommens und ihr Erkenntniswert*. Stuttgart: Kohlhammer
- Jurczyk, Karin. (2008). Geschlechterverhältnisse in Familie und Erwerb. Widersprüchliche Modernisierungen. In Sylvia M. Wilz (Hrsg.), *Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen. Ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen* (S. 63–103). Wiesbaden: VS Verlag
- Kaufmann, Jean-Claude. (2005). *Kochende Leidenschaft. Soziologie vom Kochen und Essen*. Konstanz: UVK
- Klammer, Ute & Klenner, Christina. (2009). Weibliche Familienernährerinnen in West- und Ostdeutschland – Wunschmodell oder neue Prekarität? In Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.), *Rollenleitbilder und -realitäten in Europa. Rechtliche, ökonomische und kulturelle Dimensionen* (S. 62–84). Dokumentation des Workshops 20.–22. Oktober 2008. Baden-Baden

- Koppetsch, Cornelia & Burkart, Günter. (1999). *Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Geschlechtnormen im Milieuvvergleich*. Konstanz: UVK
- Küster, Christine. (2009). Mahl-Zeit?! Ernährungsmuster von Familienhaushaltstypen. In Martina Heitkötter, Karin Jurczyk, Andreas Lange & Uta Meier-Gräwe (Hrsg.), *Zeit für Beziehungen? Zeit und Zeitpolitik für Familien* (S. 159–186). Opladen: Barbara Budrich
- Levy, René. (1977). *Der Lebenslauf als Statusbiographie*. Stuttgart: Ferdinand Enke
- Leonhäuser, Ingrid-Ute; Meier-Gräwe, Uta; Möser, Anke et al. (2009). *Essalltag in Familien. Ernährungsversorgung zwischen privatem und öffentlichem Raum*. Wiesbaden: VS Verlag
- Meier, Uta. (2000). Arbeit aus Liebe: Das Trivialisierungsphänomen weiblicher Alltagsarbeit und seine verhängnisvollen Folgen. In Dorothee C. von Tippelskirch & Jochen Spielmann (Hrsg.), *Solidarität zwischen den Generationen. Familie im Wandel der Gesellschaft* (S. 63–72). Stuttgart: Kohlhammer
- Meier-Gräwe, Uta. (2010). Erwerbsarbeit und generative Sorgearbeit neu bewerten und anders verteilen – Perspektiven einer gendersensiblen Lebenslaufpolitik in modernen Dienstleistungsgesellschaften. In Gerhard Nägele (Hrsg.), *Soziale Lebenslaufpolitik* (S. 245–267). Wiesbaden: VS Verlag
- Meier-Gräwe, Uta & Zander, Uta. (2005). Veränderte Familienzeiten – Neue Balancen zwischen Männern und Frauen? In Anina Mischau & Mechthild Oechsle (Hrsg.), *Arbeitszeit – Familienzeit – Lebenszeit: Verlieren wir die Balance?* (S. 92–109). Sonderheft 5 der Zeitschrift für Familienforschung. Wiesbaden: VS Verlag
- Neukirch, Sabine & Weßler-Poßberg, Dagmar. (2010). Flexible Familienernährerinnen. Dauerhafte Unfreiwilligkeit versus temporäre Freiwilligkeit. In Hans-Georg Soeffner (Hrsg.), *Unsichere Zeiten. Herausforderungen gesellschaftlicher Transformationen* (S. 1–12). Verhandlungen des 34. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Band 1. Wiesbaden: VS Verlag
- Ohrem, Sandra. (2009). *Gewalt, Geschlecht und Sozialisation. Strategieentwicklung geschlechtersensibler Gewaltprävention in Kindertagesstätten*. Gießen: VVB Lauferweiler
- Schulz, Florian & Blossfeld, Hans-Peter. (2010). Hausarbeit im Eheverlauf. Ergebnisse einer Längsschnittanalyse. In Karin Böllert & Nina Oelkers (Hrsg.), *Frauenpolitik in Familienhand? Neue Verhältnisse in Konkurrenz, Autonomie oder Kooperation* (S. 111–128). Wiesbaden: VS Verlag
- Sellach, Brigitte. (1996). *Wie kommt das Essen auf den Tisch? Die Frankfurter Beköstigungsstudie*. Hohengehren: Schneider
- Setzwein, Monika. (2004). *Ernährung – Körper – Geschlecht. Zur sozialen Konstruktion von Geschlecht im kulinarischen Kontext*. Wiesbaden: VS Verlag
- Vinken, Barbara. (2011). Erkenne Dich selbst: Frauen – Mütter – Emanzipation. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 61 (37–38), 38–43
- Volz, Rainer & Zulehner, Paul M. (2009). *Männer in Bewegung. Zehn Jahre Männerentwicklung in Deutschland*. Forschungsreihe vom BMFSFJ, Band 6. Baden-Baden: Nomos
- Wetterer, Angelika. (2009). Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion. In Brigitte Aulenbacher & Angelika Wetterer (Hrsg.), *Arbeit. Perspektiven und Diagnosen der Geschlechterforschung* (S. 42–63). Münster: Westfälisches Dampfboot

Zu den Personen

Angela Häußler, Dr. oec. troph., Akademische Rätin auf Zeit. Arbeitsschwerpunkte: Ernährungsversorgung in privaten Haushalten, Nachhaltigkeitskonzepte im Alltag, Verbrauchsforschung

Kontakt: Justus-Liebig-Universität Gießen, Institut für Wirtschaftslehre des Haushalts und Verbrauchsforschung, Bismarckstr. 37, 35390 Gießen, Tel.: 0641-9939310

E-Mail: angela.haeussler@haushalt.uni-giessen.de

Uta Meier-Gräwe, Professorin für Wirtschaftslehre des Privathaushalts und Familienwissenschaft. Arbeitsschwerpunkte: Familien-, Bildungs- und Geschlechtersoziologie, Nachhaltiges Haushalten, Armuts- und Zeitforschung

Kontakt: Justus-Liebig-Universität Gießen, Institut für Wirtschaftslehre des Haushalts und Verbrauchsforschung, Bismarckstr. 37, 35390 Gießen, Tel.: 0641-9939300

E-Mail: uta.meier-graewe@haushalt.uni-giessen.de

Kulinarische Praxen als Medium der Identitätsdarstellung deutscher und türkischer Jugendlicher

Zusammenfassung

Die Studie geht der Frage nach, welche Bedeutung herkunfts-kulturelle kulinarische Praxen bei türkischen und deutschen Jugendlichen in ihrer Selbstdarstellung spielen. Darüber hinaus wird in den jeweiligen Gruppen gendersensibel auf differenzielle Ausformungen zwischen Jungen und Mädchen geachtet und herausgearbeitet, wie über kulinarische Praxen Geschlechterordnung hergestellt wird. Nicht zuletzt wird der Fokus auf die soziale Dimension des Essens gerichtet.

Methodisch sind hierzu nach Geschlecht, Alter und kulturellem Hintergrund differenzierte Gruppendiskussionen mit einer Stichprobe von N=60 durchgeführt worden, um so geschlechts- und herkunftstypische Orientierungen der Jugendlichen eruieren zu können. Die Daten wurden mithilfe des Computerprogramms Atlas.ti in einem mehrstufigen Verfahren qualitativ inhaltsanalytisch ausgewertet. Die Ergebnisse zeigen, dass es Unterschiede gibt, inwieweit herkunfts-kulturelle Aspekte des Essens in den Narrationen eine Rolle spielen (hohe Bedeutung für Türkeistämmige) und dass Essenspräferenzen sich entlang der Geschlechterlinie abbilden: Jungen orientieren sich herkunftsübergreifend an Genuss und Geschmack, bei Mädchen stehen gesundheitliche Dimensionen des Essens im Vordergrund. Die Ergebnisse liefern wertvolle Hinweise für eine kultur- und gendersensible Ausrichtung von Adipositaspräventionsprogrammen für Jugendliche.

Schlüsselwörter

Kulinarische Praxen, Identität, Interkultureller Vergleich, Gender, Adipositasprävention, Jugendliche

Summary

Culinary Practices as a Means of Expressing Identity among German and Turkish Adolescents

The study examines what significance Turkish and German adolescents attach to culinary practices associated with their native culture when forming their own sense of identity. At the same time the study picks up on gender-specific differences within the groups, pinpointing how culinary practices can serve to establish gender hierarchies. The social aspects of eating are also considered.

Group discussions differentiated according to sex, age and cultural background were conducted using a sample of N=60 in order to elicit gender- and culturally specific orientations among adolescents.

A qualitative content analysis was made of the data in a multi-level procedure using the Atlas.ti computer program. On the one hand, the results reveal that there are differences in the extent to which eating habits specific to native culture play a narrative role (major significance among ethnic Turks), while also depicting eating preferences along gender-specific lines: Adolescent males across the board focus on enjoyment and flavour, whereas adolescent girls attribute greater importance to the health aspects of eating. The results provide valuable information on ways in which to target juvenile obesity prevention programmes according to culture and gender.

Keywords

culinary practices, identity, intercultural comparison, gender, obesity prevention, adolescents

Einleitung

Hintergrund

Sozial benachteiligte Jugendliche, insbesondere mit Zuwanderungsgeschichte, leiden häufiger an ernährungsassoziierten Gesundheitsstörungen (Wang/Chan 2011: 1910; Kurth/Schaffrath-Rosario 2010: 648; Kleiser et al. 2007: 4; Schenk et al. 2006: 203). Das Projekt „Verbesserung der Wirksamkeit der Adipositasprävention für sozial benachteiligte Jugendliche“ hat in einer explorativen Forschungsphase aus einer Alltagsperspektive untersucht, wie Jugendliche dieser Zielgruppe ihren (Ernährungs-)Alltag erleben und gestalten und herausgearbeitet, welche Ernährungs- und Gesundheitsstrategien und welche (Ausgrenzungs-)Erfahrungen, Bewältigungsformen und Wünsche in ihren Erzählungen deutlich werden.

Daten und Methoden

Das empirische Material der Analyse sind zehn nach Geschlecht, Alter und kulturellem Hintergrund¹ differenzierte Gruppendiskussionen (N=60). Gruppendiskussionen wurden als Erhebungsmethode gewählt, da es um die Erforschung milieutypischer Orientierungen und kollektiver Erfahrungen geht, zu deren Mobilisierung es „der wechselseitigen Bezugnahme und Herausforderung im (Gruppen-)Diskurs“ bedarf (Bohnsack 2010: 205).

Es wurden vier geschlechts- und altersgestaffelte Stichproben deutsch- und türkischstämmiger Jugendlicher rekrutiert, mit jeweils gleichen Anteilen der beiden möglichen Ausprägungen (♂/♀, 11–13 bzw. 14–16 Jahre, deutsch/türkischstämmig). Ein gestaffeltes Erhebungskonzept kam deshalb zum Tragen, weil zielgruppenspezifische Zugänge eine hohe Sensibilität gegenüber alters-, gender- und herkunftsspezifischen Erfahrungsmustern erfordern. Die im Rahmen des Forschungsprojekts im Sommer 2009 durchgeführten Gruppendiskussionen mit sozial benachteiligten, übergewichtigen Jugendlichen wurden vollständig transkribiert und mithilfe des Computerprogramms Atlas.ti, Version 6.2, in einem mehrstufigen Verfahren qualitativ inhaltsanalytisch ausgewertet.

1 Mit Blick auf das terminologische Dilemma bei der Selbst- und Fremdbeschreibung von Migrantinnen (Geiling et al. 2011: 11) haben wir uns für den Begriff ‚Herkunftskultur‘ entschieden, der die kulturelle Diversität in den Mittelpunkt stellt und nicht wie beispielsweise Zuwanderungsgeschichte tendenziell auf eine Fremdbeschreibung und stille Hintergrundvariable beschränkt bleibt. Damit rekurren wir auf die mentalitätsspezifische Ausgestaltung der Alltagswelt (vgl. Fitzek 2011), in der sich die Unterschiedlichkeit der tragenden Orientierungsmuster („Kulturstandards“) erfahrungsgemäß manifestiert, als eine in der Alltagsbewältigung wirksame Ressource, die hohe Identifikationspotenziale bietet.

Vertiefende geschlechter- und herkunftsbezogene Analyse des empirischen Materials

Dem vorliegenden Aufsatz liegt eine vertiefende geschlechter- und herkunftsbezogene Analyse der Gruppendiskussionen zugrunde. Anhand der Erzählungen der Jugendlichen wird rekonstruiert, wie kulinarische Praxen zur Inszenierung von geschlechtlicher und herkunfts-kultureller Identität eingesetzt werden.

Die Fragestellungen lauten im Einzelnen:

1. Welche markanten Unterschiede hinsichtlich des Umgangs mit Essen und Ernährung als Ressourcen der Geschlechterdarstellung finden sich in den Erzählungen von Jungen und Mädchen?
2. Wird in den Erzählungen der Jugendlichen Geschlechterordnung über kulinarische Praxis hergestellt?
3. Unterscheidet sich die Art, wie Essen und Ernährung als Medien der Identitätsdarstellung genutzt werden, zwischen deutschen und türkischstämmigen Jugendlichen?

Hinsichtlich des Wirkungszusammenhangs von Geschlecht, ethnischer Herkunft und kulinarischer Praxis gehen wir von folgenden Annahmen aus:

1. Essen und Ernährung werden von Jungen und Mädchen in unterschiedlicher Weise als Ressourcen der Geschlechterdarstellung und -attribution genutzt.
 - Mädchen werden in deutlich höherem Maße als Jungen von gesellschaftlichen Körperbildern und Schönheitsidealen beeinflusst und sind infolgedessen gegenüber dem Einfluss von Elternhaus, familiärem Umfeld und sozialem Milieu tendenziell unabhängiger als Jungen (Gerhards et al. 2004: 171; Gerhards/Rössel 2003: 17; Helfferich 1994: 58ff.).
 - Jungen sind von gesellschaftlichen Körnernormen traditionell in weniger starkem Ausmaß betroffen und damit offener für Einflüsse von Elternhaus und familiärem Umfeld und empfänglicher für familiäre kulinarische Praxen (Gerhards et al. 2004: 170).
2. Die „öffentliche kulinarische Praxis“ der türkischen Jugendlichen weist keine Unterschiede zu der ihrer deutschen Altersgenossen auf, es zeigen sich aber sehr wohl Unterschiede in der familiären kulinarischen Praxis.
3. Türkischstämmige Jugendliche erfahren mehr Unterstützung im familiären Kontext und können im Unterschied zu deutschen Jugendlichen auf stärkere Solidarpotenziale im engeren sozialen Umfeld zurückgreifen. Diese Potenziale wirken als Stabilisatoren der Identitätsentwicklung, können durch migrationsbedingte Diskreditierung beziehungsweise Anerkennungsverweigerung im Alltag jedoch in ihrer Entfaltung gehindert werden.

Gesundheit versus Genuss – Pole der (Re-)Konstruktion geschlechtsspezifischer kulinarischer Praxen

Unter den vielfältigen Beweggründen für die Lebensmittelwahl werden Gesundheits-, Körper- und Genussorientierung eine besondere Bedeutung für die (Re-)Konstruktion geschlechtsspezifischer kulinarischer Praxis zugemessen.

Attraktivitätsorientierung und das Streben nach einem schlanken Körper sind im westlichen Kulturkreis wesentliche Grundhaltungen weiblicher Identität. Entsprechend legen Frauen hier mehr Wert auf ihre Ernährung. „Gender is a key determinant of food choice, as demonstrated by evidence that throughout the Western world, men’s diets are different and often poorer than women’s diets“ (Mróz et al. 2011: 177). Aus der Tatsache, dass Frauen sich in westlichen Gesellschaften tendenziell gesünder ernähren als Männer, wird in der Literatur vielfach auf eine stärkere Gesundheitsorientierung geschlossen. Es fragt sich allerdings, ob Ernährungspraxis als eine relevante Ausdrucksform der somatischen Kultur – also der sozial bestimmten, kulturell verankerten Form des Umgangs mit dem eigenen Körper, die tief verinnerlicht und allen Mitgliedern einer bestimmten sozialen Gruppe gemeinsam ist (Meuser 2005: 278; Helfferich 1994: 58) – nicht in erster Linie auf ein Körperideal zielt, das den gesellschaftlichen Schönheitsvorstellungen entspricht und Gesundheitsorientierung nicht eher ein durch die symbolische Ordnung² bedingter Sekundäreffekt ist.

Bei Männern ist Geschmack das entscheidende Kriterium der Nahrungsmittelauswahl, Genussorientierung die wesentliche Grundqualität der kulinarischen Praxis. Männliche Körper- und Gesundheitsorientierung ist mit Sport und Bewegung assoziiert (Setzwein 2004: 43). Gesunde Ernährung wird nicht im Dienst von Schlankkeitsidealen, sondern unterstützend zur Erlangung von Kraft und Fitness praktiziert (Mróz et al. 2011: 181).

Männern wird in ihrer Sozialisation ein Ernährungsverhalten nahe gelegt, das durch Unbekümmertheit und Lust am Essen geprägt ist. Essen hat bei Jungen einen höheren Stellenwert unter den Faktoren, die das Wohlbefinden beeinflussen (Diehl 1999b: 168).

Geschlechterunterschiede zeichnen sich bereits im Jugendalter ab. 14- bis 16-jährige Jungen ernähren sich deutlich weniger gesund und ausgewogen als Mädchen derselben Altersgruppe. Nach den Ergebnissen des ‚Ernährungsmoduls im Kinder- und Jugendgesundheitsurvey‘ des Robert Koch-Instituts (RKI) konsumieren Jungen in dieser Altersphase deutlich mehr Fleisch/Wurst, Fastfood, Knabberartikel/Snacks, Süßigkeiten und Softdrinks als Mädchen (Heseker et al. 2008; Mensink et al. 2007).

2 Körpererfahrungen werden innerhalb einer symbolischen Ordnung gemacht, die durch Asymmetrie gekennzeichnet ist, während bei Männern die Anerkennung unter Geschlechtsgleichen im Vordergrund steht, wird sie bei Frauen über die Attraktivität für das andere Geschlecht bestimmt. Das weibliche Körper selbstkonzept ist entsprechend stärker auf Attraktivität bezogen (Meuser 2005: 281).

Kulinarische Praxen und geschlechtliche Identität

Kulinarische Praxen stiften als Medium der personalen und der kulturellen Identitätsbildung (Fellmann 1997: 35) einerseits soziale Nähe und Gemeinschaft, ermöglichen andererseits aber auch Distinktion und Abgrenzung und spielen unter den Alltagspraktiken aufgrund des außerordentlich symbolischen Potenzials von Ernährung (Audehm 2007: 26) bei der sozialen Konstruktion von Geschlecht eine besondere Rolle (Brunner et al. 2007: 23).

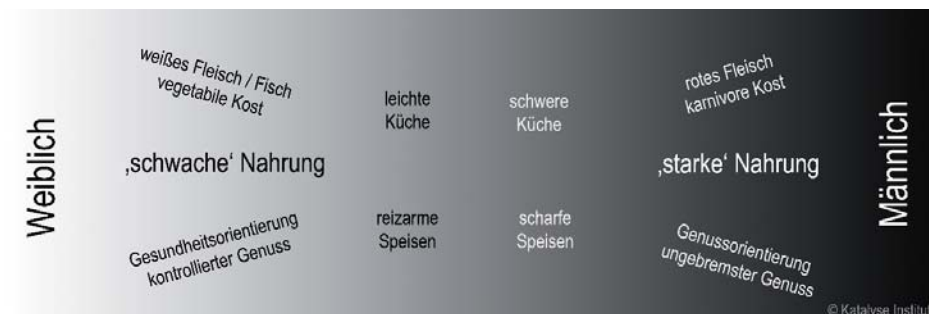
Ernährung ist eine wichtige Ressource zur Herstellung von Geschlechtsidentität, greift aber auch direkt auf den Körper zu, übersetzt Codierungen in leibliche Erfahrungen (Schritt 2011: 120) und spielt bei der materiellen Formung der Körper eine herausragende Rolle (Setzwein 2004: 59).

Geschlechtliche Identität wird in einem Wechselspiel zwischen Darstellenden und Betrachtenden im Alltagshandeln interaktiv hergestellt. Kulinarische Akte entfalten eine identitätsstiftende Wirkung im Rahmen der Selbstinszenierung und der Attribuierung geschlechtsspezifischer Erwartungen an andere (Setzwein 2004: 57).

Die alimentären Praxen von Männern und Frauen unterscheiden sich hinsichtlich Nahrungspräferenzen (Mróz et al. 2011), Ess-Stilen und Körperidealen (Methfessel 2005: 24). Die geschlechterbezogene Codierung von Nahrungsmitteln macht sich fest an Dimensionen wie Konsistenz, Energiegehalt und taxonomischem Status, also kulturellen Deutungen zu ihrer Position in der symbolischen Ordnung der Nahrung, die gleichzeitig auch Ausdruck der Stellung in der sozialen Hierarchie ist (Rückert-John/John 2009: 179).

Konstruktionsprinzip der kulinarischen Symbolwelt ist die Entgegensetzung von als weiblich und männlich geltenden Ausprägungen kulinarischer Qualitäten (vgl. Abb. 1). Partikuläre kulinarische Praxis orientiert sich zwar an diesen Idealtypen, verortet sich aber, in jeweils eigenen Übergängen und Verflechtungen, zwischen den Polen.

Abbildung 1: Kulinarische Symbolik und Geschlechterordnung



(eigene Darstellung, adaptiert nach Rückert-John 2010: 12 und Rückert-John/John 2009: 178)

Als männlich konnotiert werden Nahrungsmittel, die dem Körper größeren physikalischen Widerstand bieten und sich durch geschmackliche Intensität (scharf, bitter, gesalzen) (Setzwein 2004: 118) auszeichnen, sowie handfeste, starke, deftige und schwere Speisen mit hohem Energiegehalt. Insignie par excellence ist rotes Fleisch, das mit Kraft und Potenz verbunden wird. Ein männlicher Ess-Stil ist durch kräftiges Zulangen und schnelles Einverleiben von großen Mengen gekennzeichnet. Wildes und hemmungsloses Essen und Trinken und der Verlust an Kontrolle werden als positiv gewertet (Bordo 2003: 109). Exemplarisch für männliches Ernährungsverhalten ist in westlichen Gesellschaften das Trinken großer Mengen Alkohol (Schritt 2011: 103).

Typisch weibliche Nahrung ist leicht, reizt den Körper nur wenig beim Essen, erfordert keinen großen Kraftaufwand beim Verzehr, impliziert keine intensive Reizung von Mund und Magen und wird mit Eigenschaften wie schonend und gesund konnotiert. „So repräsentiert das Leichte, Nachgiebige, Süßliche oder geschmacklich eher Indifferente, das gemeinhin die als ‚weiblich‘ konnotierten Speisen (z. B. Obst, Gemüse, Quark, Fischfilet, Süßspeisen) auszeichnet, jene Passivität, Schwäche und Unterlegenheit, die in der Konstruktion von ‚Weiblichkeit‘ [...] eine tragende Rolle spielt“ (Setzwein 2004: 118). Weibliches Essverhalten ist gekennzeichnet durch eine Präferenz für Nahrungsmittel, die weniger Spuren am Körper hinterlassen (Reinheit), sowie durch Zurückhaltung, Zügelung und Kontrolle (Setzwein 2004: 186, 179). Frauen, die kleine Mengen essen, wirken femininer.

Der Zusammenhang zwischen kulinarischer Symbolik von Nahrungsmitteln und Geschlechterordnung ist über historische Zeiträume in gesellschaftlichen Entwicklungsprozessen entstanden. Die dem kulturellen Tiefenstrom zuzurechnende kulinarische Symbolik ist durch ein hohes Maß an sozialer Verbindlichkeit (Setzwein 2004: 42) gekennzeichnet, ihre Anverwandlung ist Teil des biographischen Entwicklungsprozesses und resultiert in einem habituellen Wissen.

Der in Abb. 1 dargestellte symbolische Verweisungszusammenhang hat seine Wurzeln im westlichen Kulturkreis.³ Angesichts der Tatsache, dass geschlechtsspezifische kulinarische Praxen gesellschafts- und kulturabhängige Konstrukte sind und es in der Geschichte unterschiedliche Muster gegeben hat, um Geschlecht zu konstruieren (Hirschfelder 2010: 24), fragt sich allerdings, ob dieses Modell Universalität und Geltung für die Ausbildung der kulinarischen Praxen Heranwachsender mit anderen herkunftskulturellen Hintergründen beanspruchen kann.

Ein Verständnis des Zusammenhangs zwischen Geschlechtsidentität und sozialen Ordnungsmustern im Medium Ernährung ist neben (ernährungs-)soziologischem und kulturwissenschaftlichem auch von lebensweltlichem Interesse, weil es dazu beitragen kann, den Horizont der Übergewichtsprävention zu erweitern und Interventionen geschlechtersensibler und damit praxisgerechter auszurichten (Setzwein 2004: 66).

3 Die Stereotypen von ‚Frauen‘ und ‚Männern‘ sind im 18. Jahrhundert in den Bann einer Naturalisierung geraten, die ihre Wirksamkeit aus neuen wissenschaftlichen Erklärungsansätzen bezog und das polare Modell undurchlässig machte: „Der ‚starke Mann‘ benötigte für die Regeneration seiner außerhäuslichen Leistungskraft starke Nahrung, während für das ‚schwache Geschlecht‘ die ‚schwachen Nahrungsmittel‘ vorbehalten blieben“ (Tanner 1997: 47, 49).

In der Frage, ob sich Geschlechterunterschiede im Ernährungsverhalten schon für das Kindesalter aufzeigen lassen, bietet die Forschungslage ein eher disparates Bild (Gerhards/Rössel 2003: 21). Sicher ist: In der Phase der Pubertät, in der sich weibliche und männliche Identität herausbilden, sind auch die jeweiligen Ernährungsweisen markant unterschiedlich. Adoleszente Jugendliche haben schon relativ selbstständige Präferenzen⁴ entwickelt. Ihre Lebensstilschemata nehmen deutlich größeren Einfluss auf ihr Ernährungsverhalten als die Lebensstile ihrer Eltern (Gerhards/Rössel 2003: 64).

In der Literatur werden Alterseffekte bei Ernährungsverhalten und Ernährungseinstellungen von Jugendlichen weitgehend ausgeschlossen. Zwischen dem 11. und 16. Lebensjahr seien keine bedeutsamen Veränderungen der Ernährungseinstellungen festzustellen (Diehl 1999a), auch in Bezug auf das Ernährungsverhalten werden kaum Effekte des Alters deutlich (Gerhards/Rössel 2003). Dagegen zeichnen sich in unseren Gruppendiskussionen deutliche Alterseffekte ab.

Die Essenz der Untersuchung von Gerhards und Rössel ist, dass Lebensstile einen starken Einfluss auf das Ernährungsverhalten haben und nicht vollständig auf die Klassen- oder Schichtzugehörigkeit zurückgeführt werden können, sondern gegenüber der vertikalen Ordnung der Gesellschaft nach Klassen oder Schichten eine gewisse Autonomie besitzen. Angesichts dieser Erkenntnisse sind die Gruppendiskussionen mit übergewichtigen, sozial benachteiligten Jugendlichen zu geschlechter- und herkunftsbezogenen kulinarischen Praxen nicht in erster Linie unter dem Fokus Übergewicht und soziale Benachteiligung von Interesse, sondern vermitteln ein Bild, wie deutsche und türkischstämmige Jugendliche Essen und Ernährung zur Inszenierung von geschlechtlicher Identität nutzen.

Kulinarische Praxen in den Narrationen der Jugendlichen

Kulinarische Praxis wird im Zusammenspiel von Essen und Ernährung betreffenden Geschlechtercodes (vgl. Abb. 1), alimentärer Herkunftskultur und ‚kulinarischem Mainstream‘ konstruiert und ‚verkörpert‘ individuelle und gesellschaftliche Identität (Lemke 2007: 170).

Zur Mobilisierung der kulinarischen Symbolwelten der Jugendlichen sah der Leitfaden zu den Gruppendiskussionen eine Folge von Impulsen vor. Der Impuls „Wenn Ihr ein Fest ausrichten würdet im Schlaraffenland, wo Ihr alles wie von Zauberhand auf dem Tisch erscheinen lassen könnt, was würde es dann zu Essen und zu Trinken geben?“, zielt darauf, die lustvollen, möglichst unzensierten kulinarischen Vorlieben (Setzwein 2004: 66) der Jugendlichen zu aktivieren.

Ein weiterer Impuls dieser Sequenz zielte darauf, in Abgrenzung zum Schlaraffenlandmahl Vorstellungen vom ‚richtigen Essen‘ zu aktivieren, wobei bewusst offen

4 Das Muster der Nahrungspräferenzen weist keine bedeutsame Beziehung zum Gewichtsstatus der Kinder auf, es gibt also kein für Übergewichtige typisches Präferenzmuster (Diehl 1999b: 151, 159). Zudem sind die ernährungs- und gewichtsbezogenen Einstellungen und Verhaltensweisen weitestgehend unabhängig von der Sozialschicht, aus der die Jugendlichen stammen (Diehl 1999: 68f.).

gelassen beziehungsweise in die Entscheidung der Jugendlichen gestellt wurde, wie das normative Konstrukt ‚richtiges Essen‘ verstanden wird.

Kulinarische Praxen der Jungen

In unseren Gruppendiskussionen haben Jungen den mit bestimmten Lebensmitteln und Essmustern verbundenen „Bedeutungshof“ (Gerhards/Rössel 2003: 68) zum Aufbau einer männlichen Identität genutzt und eine starke Affinität zu männlich konnotierten Lebensmitteln (Fleisch, scharfe Speisen) gezeigt. In ihren Erzählungen zeigt sich ein auffälliger Altersgradient, die jüngere Altersgruppe (11–13 Jahre) scheint unter deutlich größerem Druck zu stehen, sich über ihr Essverhalten als typisch männlich zu behaupten, verbunden mit einer hohen Affinität für drastische Symbolik. In ihren Erzählungen wird im Zusammenhang mit den Nahrungsmittelvorlieben als präferiertes Essmuster das hemmungslose Essen, der ungebremste Genuss ausgemalt. So entwerfen sowohl türkischstämmige wie deutsche Jungen dieser Altersgruppe das maßlose Einverleiben von Fastfood und Fleisch als Idealbild einer geselligen Ess-Situation.

Am:⁵ 20 Pizzas. Dm: Döner und Cola. Am: Döner, Cola, Pizza. Dann würde der ganze Tisch voller Döner stehen und da drunter überall Cola. (JD11–13)

Am: Nichts (.) nur Steaks, bis zum Kotzen, Hamburger, Pizza, Eis. (JD11–13)

Cm: Was ich machen würde, ich würde eine Pizza Mozzarella holen, dann gleich sofort danach eine Pizza Hawaii, dann Pommes, Schnitzel, Rahmsoße und Pommes noch mal [...] Dm: Und das war es? Cm: Nein, das war doch nur mein Frühstück. (JT11–13)

In den Erzählungen der deutschen Jungen dieser Altersgruppe spielen neben Fastfood, Süßigkeiten und Süßgetränken auch Alkohol und Zigaretten bei der Komposition des Schlaraffenlandmahls eine besondere Rolle. Ein 13-jähriger deutscher Junge macht Fantasien von jovialem Anbieten und gemeinsamem ritualisiertem Genuss von Alkohol und Nikotin als Symbole männlicher Geselligkeit und Gastgeberhaltung für seine Inszenierung von Männlichkeit nutzbar.

Dm: auf die Party würden erst mal kommen halb Linden (.) Linden-Süd vor allem, denen muss ich nämlich noch einen Kasten Bier ausgeben, egal (...) und dann würde es Wodka, Bier, Cola, und zu Essen würde es Hamburger, Cheeseburger, Döner (.) geben, und tonnenweise, KISTENWEISE Zigaretten, denn ganz Linden raucht (...) der würde von mir eine Flasche Wodka in die Hand gedrückt kriegen [...] Dm: Aber da müsste schon so einiges dabei sein, was ich auch gerne trinke. (JD11–13)

5 Bei der Transkription wurde den Jugendlichen der Reihenfolge ihrer Beteiligung nach ein Buchstabe (A, B, C ...) zugewiesen, der erste Teilnehmer als ‚Am‘, die erste Teilnehmerin als ‚Aw‘ bezeichnet, Beiträge der ModeratorInnen wurden durch ein Y kenntlich gemacht. Kurzes Absetzen, Zeiteinheiten bis knapp unter einer Sekunde werden durch (.), Sprechpausen je nach Länge durch eine Klammer mit zwei oder mehr Punkten (..), Betonung durch Großbuchstaben (NEIN) gekennzeichnet (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2010: 164ff.).
Auslassungen durch die Verfasser werden mit [...] gekennzeichnet. Am Ende der Belegstellen wird durch eine Kombination der Kürzel für Geschlecht, Herkunft und Altersgruppe (J Junge/M Mädchen, D deutsch, T türkisch, 11–13/14–16 Jahre) verdeutlicht, aus welcher Gruppendiskussion die zitierte Passage stammt.

Bei den 11- bis 13-jährigen Jungen findet sich herkunftsübergreifend die Strategie, Beiträge anderer Jungen, die nicht ins Männlichkeitskonzept passen, dadurch zu unterbinden, dass an hegemoniale Symbole männlicher Identität appelliert⁶ und risikoreiche kulinarische Praxen zur normativen Grundlage erhoben werden.

Bm: Man könnte sich auch Gemüse wünschen oder so was Dm: NEIN [...] Also, die ungesündesten Sachen nur (.) [die] auch gesundheitsschädlich sind. (JD11–13)

In den Vorschlägen der Jungen für das Schlaraffenlandmahl zeigt sich herkunftsübergreifend eine symbolische Aufladung von Fastfood. Fastfood ist eine Domäne der Jungen (♂ 28/♀ 7 Nennungen) und wird besonders von der jüngeren Altersgruppe zur Inszenierung von männlicher Jugendesskultur genutzt, spielt aber auch bei den 14- bis 16-jährigen deutschen Jungen eine Rolle. Auffällig ist, dass Fastfood bei den türkischen Jungen dieser Altersgruppe keine Erwähnung findet.

Fleischkonsum wird in den Erzählungen der Jungen als dominant männliche Praxis dargestellt und scharfe Speise mit besonderer Attraktivität belegt.

Bm: Ja, weil meine Mutter isst ja auch fast nur Gesundes, die isst kein Fleisch so gerne, mag sie auch, aber ganz wenig (..) und (...) mein Vater und ich sind eigentlich die Fleischesser. (JD14–16)

Y1: Und was ist das Tolle an Chili con Carne? Cm: Ja, ich mach mir immer ordentlich Schärfe rein, Tabasco, schmeckt gut. (JD14–16)

Neben der Orientierung an hegemonialer Maskulinität, die in Opposition und Abgrenzung zu Weiblichkeitsvorstellungen als ‚nicht gesund‘ oder ‚riskant‘ definiert wird, werden auch Ambivalenzen deutlich. In den Erzählungen finden sich Vorschläge wie fettfreie Pizza oder Döner oder ‚Wasser statt Cola‘, die für ‚Genuss ohne Reue‘ stehen.

Fm: Ich würde es mir so vorstellen und zwar halt auch so was wie, keine Ahnung, Pizza, nur halt (ohne Fett), aber das schmeckt. (JD11–13)

Am: Ich würde was reinbringen das nur so schmeckt wie bei McDonalds, aber gar nichts drin ist, also keine Kalorien oder so. (JD14–16)

Cm: dass man schon mal was essen kann, was gut ist, aber (...) [nicht] so viel Fett hat [...] Ja, zum Beispiel, wenn man sich mal einen Döner holen will oder so und dass man den essen kann ohne gleich ein schlechtes Gewissen zu haben. (JD14–16)

Alimentäre Maximen der Jungen

Lustvolles Essen ist Domäne der Jungen. Sie verbinden ‚richtiges Essen‘ mit Geschmack und Genuss, aber auch mit sozialen Situationen, die neben Gemeinschaft und Austausch geprägt sind von Ruhe und Zeit-Haben.

6 „Performances of hegemonic masculinity are typified as being opposite to what is considered feminine behavior, and consequently, masculinity is understood as being constructed in relation to femininity. (...) men see many healthy behaviors as feminine and therefore to be avoided, whereas unhealthy or risky behaviors are perceived as normative for men“ (Mróz 2011: 179).

Dm: Weil es abends irgendwie am besten schmeckt, weil man dann nicht denkt: ich muss gleich wieder los, ich muss schnell essen und so (...) Cm: Weil man dann Ruhe zum Essen hat. (JD11–13)

Bei den Erzählungen zu ‚richtigem Essen‘ zeigt sich ein auffälliger Altersgradient. Die altersspezifischen Konstruktionen unterscheiden sich hinsichtlich der Verzehrkontexte ‚Außer-Haus‘ und ‚heimisches Essen‘ und den damit verbundenen, polarisierten Funktionsbeschreibungen ‚individualisierter Genuss‘ und ‚Zelebration von Gemeinschaft‘.

Für die 11- bis 13-jährigen deutschen Jungen ist ‚richtiges Essen‘ mit Außer-Haus-Essen assoziiert. Als richtiges Essen erweist es sich durch Genussversprechen und Event-Charakter, fremde alimentäre Kulturen werden mit besonderem Erlebniswert verbunden. Als Gegenpol zum weiblich konnotierten heimischen Kochen (Mróz et al. 2011: 181) ist das Außer-Haus-Essen zudem ein geeignetes Medium zur Inszenierung von Männlichkeit; stellt doch das Außen, der öffentliche Raum, die männliche Arena par excellence dar, wie Bourdieu die historische Vergeschlechtlichung des Raumes skizziert hat (Bourdieu 2005). Zumal auch betont wird, dass das Außer-Haus-Essen eine Gelegenheit bietet, am Verzehr des – in dieser Altersgruppe noch nicht zugänglichen – männlich konnotierten Genussmittels Alkohol teilzuhaben.

Die 14- bis 16-jährigen deutschen Jungen verbinden richtiges Essen mit häuslichem Essen im Sinne einer warmen Mahlzeit und sozialen Arrangements wie familiäre Gemeinschaft bei Tisch, besondere soziale Anlässe wie Geburtstage, Hochzeiten oder Festtage mit Zeit für das gemeinsame Essen und für Gespräche.

Dm: Also, wenn es jetzt zum Beispiel vielleicht ein besonderer Anlass ist, Geburtstag, Hochzeit oder Weihnachten, dass man sich dann mit der Familie an einen Tisch setzt und dann in Ruhe isst, das finde ich ein richtiges Essen [...](JD14–16)

Kulinarische Praxen der Mädchen

Unter den Vorschlägen der Mädchen für das Schlaraffenlandmahl steht ‚Gesundes‘ wie Obst, Gemüse, Salat oder Wasser mit 31 Nennungen an erster Stelle. Die Leichtigkeit von frischem Obst und Gemüse wird zum Aufbau einer weiblichen Identität genutzt (Gerhards/Rössel 2003: 68f.). Von zentraler Bedeutung bei der Inszenierung von Weiblichkeit sind die gekoppelten Maßgaben ‚Gesundheitsorientierung‘ und ‚Zurückhaltung und kontrollierter Genuss‘, allerdings mit alters- und herkunftsspezifischen Unterschieden in der Wirkmächtigkeit.

Auch bei den Mädchen zeigt sich ein Altersgradient: Die jüngere Altersgruppe (11 bis 13 Jahre), deren geschlechtliche Identität noch im Übergang zwischen Kindheit und Jugendphase begriffen ist, scheint unter größerem Druck zu stehen, sich über ihr Essverhalten als typisch ‚weiblich‘ auszuweisen. Ihre Erzählungen sind herkunftsübergreifend durch eine größere Zurückhaltung gegenüber Süßigkeiten gekennzeichnet. Dies kann als Zeichen gewertet werden, dass sie sich genötigt fühlen, dem Anspruchsprofil ‚Zurückhaltung und kontrollierter Genuss‘ in ihrer Selbstdarstellung Rechnung zu tragen.

Das gekoppelte Anforderungsprofil ‚gesundes Essen, Zurückhaltung und Kontrolle‘ zeigt bei deutschen Mädchen deutlich stärkere Wirkung, verbunden mit auffälligen altersspezifischen Inszenierungsunterschieden. Sie haben dieses Anforderungsprofil verinnerlicht und interpretieren Abweichungen als Fehlverhalten, das zu schlechtem Gewissen führt.

Bw: Also, das mit dem Essen, das ist (.) ja, das ist immer so doof, wenn man weiß man hat zu viel gegessen oder so, und dann so viele fettige Sachen meistens, es gibt ja nicht so viele gesunde Sachen, um Essen zu kochen und so, dass man gesünder isst halt. (MD14–16)

Um den Eigensinn der narrativen Konstruktionen der deutschen Mädchen herauszuarbeiten, sei an dieser Stelle noch einmal auf den erzählerischen Kontext verwiesen, in den der Stimulus, der die unzensierten kulinarischen Vorlieben adressiert, eingelassen ist. Das Schlaraffenland steht für kulinarische Praxen des Überflusses. Zu einem Festmahl würde man Vorschläge erwarten, die qualitativ und quantitativ ‚über der Norm‘ liegen und mit lustvollen Versprechungen verbunden sind. Ein Teil der deutschen Mädchen reagierte jedoch mit Erzählungen, die man beim Stimulus Fasten erwartet hätte und die unter der Norm nicht nur des Schlaraffenlandes, sondern auch ihrer eigenen kulinarischen Alltagspraxis liegen. Vor allem in den Erzählungen der jüngeren deutschen Mädchen finden sich bevorzugt kalorienarme Lebensmittel und Getränke wie Äpfel, Bananen, Mohrrüben, Salate, Joghurt, Mineralwasser oder frische Säfte.

Y: stellt euch vor ihr würdet ein FEST ausrichten im Schlaraffenland, was würde es dann zu Essen und zu Trinken geben? Dw: Wasser (.) Bananen Bw: Salate Fw: Frische Säfte auch noch so Y: Was ist denn das Tolle daran, an dem was ihr vorgeschlagen habt? Cw: Es ist gesund. (MD11–13)

Erst danach erweitern die Mädchen den Speiseplan im weiteren Gesprächsverlauf um leichte, fleischlose Speisen wie Nudeln, Kartoffeln, Reis oder Pizza. Fastfood spielt bei den jüngeren deutschen Mädchen, abgesehen von dieser einmaligen Nennung von Pizza, für die Komposition des Schlaraffenlandmahls keine Rolle.

Die kulinarischen Vorlieben der älteren deutschen Mädchen sind gekennzeichnet durch eine Mischung von genussversprechenden Komponenten wie Fastfood, Torten und Cola sowie eine Reihe von Speisen aus anderen alimentären Herkunftskulturen⁷ mit gesundheitsorientierten leichten Komponenten.

Fw: Süßigkeiten ganz viele ?w: Pizza Ew: Cola Fw: Pommies und so was ?w: Stimmt Fw: Lamm ?w: Hühnchen Fw: (...) Cw: Cevapcici Ew: Chinesische Nudeln Gw: Sushi ?w: Ganz viel Sushi [...] Cw: Oder so ein, so ein; darauf habe ich schon zwei Wochen Hunger; also so ein Riesensalatberg; ganz viel Thunfisch und Antipasti Gw: Viele Torten übereinander gestellt [...] Aw: Nudeln, Currywurst, Süßigkeiten; ganz viel Apfelsaft Hw: Eine Menge Salat (...), ich esse gerne Salat und ohne (...). (MD14–16)

7 Hier scheint eine Parallele gezogen werden zu können, 11- bis 13-jährige deutsche Jungen sowie 14- bis 16-jährige deutsche Mädchen verbinden fremde alimentäre Kulturen mit besonderem Erlebniswert (vgl. Kap. Alimentäre Maximen der Jungen).

In den Erzählungen der 14- bis 16-jährigen deutschen Mädchen spielt Gesundheitsorientierung zwar eine erhebliche Rolle, es bleibt aber durchaus auch Raum für Genuss. Während in den Erzählungen der Jungen Fastfood mit zunehmendem Alter an Bedeutung verliert, wird es bei den Mädchen erst in der älteren Gruppe zum Gegenstand.

Alimentäre Maximen der deutschen Mädchen

Bei der Frage nach dem ‚richtigen Essen‘ heben die deutschen Mädchen wiederum auf alltägliches, gesundes Essen mit viel Obst und Gemüse ab, nehmen aber keinen Bezug auf alimentäre Maximen wie Zelebration von Gemeinschaft und soziale oder kulturelle Anlässe.

Eine mögliche Interpretation wäre, dass gesellschaftliche Körpernormierungen über die geschlechterbezogenen Codierungen ‚Gesundheitsorientierung‘ und ‚kontrollierter Genuss und Zurückhaltung‘ in so machtvoller Weise auf die kulinarischen Praxen der Mädchen wirken, dass eine Unterscheidung in kulinarische Vorlieben und ‚richtiges Essen‘ – anders als bei den Jungen – kaum Kontur gewinnt und letztlich sogar obsolet wird. Die Trennung zwischen Normativem und Eigenem verschwimmt: Das Normative wird zum Eigenen.

Kulinarische Praxen und herkunftskulturelle Identität

Herkunftsspezifische Modulationen geschlechterspezifischer kulinarischer Praxen

Kulinarische Praxen türkischer Jungen

Esskulturbezogene Beschreibungen gewinnen in den Erzählungen der türkischstämmigen Jungen eine deutliche Kontur. Auffällig ist, dass die männlichen Jugendlichen mit türkischem Migrationshintergrund die eigene Esskultur durchgängig positiv besetzen. Es scheint über das Essen so etwas wie eine Überhöhung und Stilisierung des ‚Eigenen‘ stattzufinden.

Die Komposition des Schlaraffenlandmahls folgt bei den 11- bis 13-jährigen türkischstämmigen Jungen den erwartbaren genderspezifischen kulinarischen Vorlieben für Fastfood, Süßigkeiten und Süßgetränke. Sie ist stark von der Herkunftsküche beeinflusst und umfasst auch vollständige Gerichte. Obwohl gesunde Nahrung von einem Teilnehmer apodiktisch ausgeschlossen wurde⁸, werden auch Tomaten, Salat und Obst vorgeschlagen.

8 Wie bei den deutschen 11- bis 13-jährigen Jungen findet sich der Versuch, Ungesundes zur Verzehrnorm zu erheben und damit Vorschläge, die nicht ins Männlichkeitskonzept passen, zu unterbinden.

Dm: Bei mir würde es Salat und Tomaten geben, bei ihm würde es Döner und () geben (...) ?m: Hähnchen ?m: Chicken McNuggets (...) Dm: (...) keine gesunden Sachen auf (...) Bm: Um die Wahrheit zu sagen, okay, ich würde Lahmacun, ich würde Döner wünschen, ich würde Iskender (.) so Kebab oder so wünschen, keine Ahnung, irgendwas was geil schmeckt so oder Lasagne oder Pizza oder keine Ahnung [...] Am: Ja also, ich teile es jetzt mal in drei Abschnitte auf, einmal zum Frühstück so Obst oder so, dann Mittagessen (...) da so eine Suppe oder Nudeln und mal am Abend so ein, so ein, ja, so eine Pizza halt (...) Ah ja, als Trinken würde ich mir Eistee Cm: Welche Sorte? Am: Pfirsich Gm: Döner [...] Bm: Döner macht bekanntlich schöner Gm: Dann dass nicht Honig schneit, nicht Zucker schneit sondern Lahmacun, Fastfood [...] Bm: Pilav oder Cacik alles [...] Cm: Du machst mich noch hungrig Bm: Baklava Dm: (...) ganze Blech aufessen. (JT11–13)

Unter ‚richtigem Essen‘ verstehen sie gesunde, ausgewogene, abwechslungsreiche, genussvolle und bevorzugt warme Mahlzeiten in Gemeinschaft und Essen zu besonderen Anlässen.

Auch die Komposition des Speiseplans der 14- bis 16-jährigen türkischstämmigen Jungen ist stark von der Herkunftsküche beeinflusst, Fastfood spielt in dieser Altersgruppe keine Rolle. Im Mittelpunkt stehen Fleisch, Hähnchen, Teigwaren, Brot und ‚Gerichte wie die Mutter sie kocht‘ sowie Süßgetränke und Tee.

Am: Zum Beispiel Hähnchen oder Fisch oder Brot Y: Was würde bei dir auf dem Tisch sein? Am: Bestimmt Fleisch Y: Was zu trinken? Am: Also Cola oder so [...] Em: Ja auch Fleisch und Cola Bm: Also ich würde eher so traditionelles Essen, das schmeckt mir lieber Y: Was? Bm: Zum Beispiel so was diese Fleischbällchen oder Börek oder so was, halt was meine Mutter so macht. (JT14–16)

Unter ‚richtigem Essen‘ verstehen auch sie gesunde, ausgewogene, abwechslungsreiche, genussvolle und bevorzugt warme Mahlzeiten (möglichst zweimal täglich) und Essen zu besonderen Anlässen, wie Besuche oder Feste. Es scheint selbstverständlich, dass eine Mahlzeit aus mehreren Gängen besteht, also auch Suppen und Nachspeisen umfasst; Fleisch und Fisch sind ein integraler Bestandteil der Mahlzeiten.

Bm: Also ein- bis zweimal am Tag muss schon was Warmes mit Reis oder Fleisch, aber halt in Maßen, nicht zu viel Cm: Auch mal Verschiedenes, nicht dass man den gleichen (...) zu sich nimmt. (JT14–16) Dm: Ich hatte gestern Suppe erst mal, dann Salat und dann hatte ich Fisch, also wir haben gefastet und danach haben wir Fisch gegessen zum Schluss und Salat und das war es. (JT14–16)

Kulinarische Praxen türkischer Mädchen

Die jüngeren Mädchen stellen das Schlaraffenlandmahl frei nach Gusto aus Süßigkeiten, Kuchen, Fleisch, Fastfood, Cola, Milch und Traubensaft zusammen. Ihre Komposition hat jedoch keinerlei Anklänge an die Herkunftsküche.

Cw: Süßigkeiten Bw: Hühnchen Gw: Sehr viel Milch [...] Aw: Käsekuchen Cw: Brötchen Aw: Cola vielleicht (...) Aw: Schmalzkuchen oder Pommes oder diese [...] Aw: Bockwürstchen Cw: Oder verschiedene Kuchen. (MT11–13)

Die älteren türkischstämmigen Mädchen kombinieren Deftiges und Süßes im Überfluss, von türkischem Fastfood (Döner, Lahmacun) über Kartoffelauflauf, chinesische Ente, diverse Kuchen (Windbeutel, Obstkuchen, Pfannkuchen) und Süßigkeiten bis hin zu Obst („jeden Tag drei Äpfel“, Erdbeeren), Gemüse und Früchtetee. Auch die älteren Mädchen beziehen sich mit Ausnahme von türkischem Fastfood nicht auf ihre Herkunftsküche.

Kontraintuitiv zu den geschlechterspezifischen Erwartungen wird in dieser Gruppe sogar das Üppige betont und unterstrichen, dass man sehr viel isst.

Cw: Sehr viel Fettiges; aber auch Gesundes; Obst und Gemüse muss auch sein (....) mein MEIN TISCH WÄR VOLL [...] Cw: Ich muss dazu sagen ich esse sehr viel. (MT14–16)

Geschlechter- und herkunftsspezifische Zugänge zur sinnlichen Dimension des Essens und zur Esskultur

Die türkischstämmigen Jungen bringen richtiges Essen mit existenziellen Erfahrungen zusammen, so etwa, dass das Essen gut riecht, Lebensenergie gibt und glücklich macht. Sie beschreiben mit großer Empathie und Sensibilität die geschmacklichen Qualitäten der präferierten Speisen.

Cm: Das macht glücklich. (JT14–16)

Y: Was ist so angenehm, was ist so schön an dieser Situation, wenn man richtiges Essen hat? [...]

Bm: Ich weiß nicht einfach, man hat Hunger (...) ist dann zufrieden Cm: Man hat viel mehr Energie. (JT14–16)

Das kulinarische Repertoire der türkischstämmigen Mädchen ist deutlich variantenärmer und kaum auf die Herkunftskultur bezogen. Sie beschreiben Gastfreundschaft mit der reglementierenden Kehrseite, aus Höflichkeit auch essen zu müssen. Gesellschaftliche Körpnormierungen scheinen bei ihnen jedoch deutlich schwächer zu greifen als bei deutschen Mädchen; sie versuchen Genuss und Gesundheit in eine Balance zu bringen.

Herkunftsspezifische Ressourcen und Probleme der Identitätsentwicklung

Sozialisationsinstanz Familie

Türkische Jugendliche mit Migrationshintergrund haben in der Adoleszenz neben der allgemeinen Aufgabe, Identität zu entwickeln, sich auch noch mit der Frage der Zugehörigkeit zu einer – oft stigmatisierten – Minderheit auseinanderzusetzen und eine „ethnische Identität“ auszubilden. Die ethnische Identität ist insbesondere dann gefestigt, wenn das Bedürfnis stark ist, eigenkulturelle Bezüge aufrechtzuhalten und die Mehr-

heitsgesellschaft ethnisch plurale Lebensentwürfe nicht nur akzeptiert, sondern auch hierzu ermutigt. Dies haben Phinney et al. (2001) mit Blick auf das Wohlbefinden von Jugendlichen mit Migrationshintergrund in einer Vielzahl vergleichender Studien zeigen können.

Die Entwicklungsaufgaben junger Migrantinnen und Migranten sind vor diesem Hintergrund deutlich anspruchsvoller als die der monokulturell sozialisierten Jugendlichen. Sehr früh schon – spätestens ab der Schule – beginnen sie in mindestens zwei kulturellen Bezügen zu denken und sich für viele Lebenslagen, so auch für die kulinarische Praxis, alternative Handlungsoptionen vorzustellen. Dabei kann der symbolische Bezug zur alimentären Herkunftskultur zunächst geschlechterübergreifend bei türkischen Jugendlichen als Ressource dienen, denn schließlich nehmen sie wahr, dass ‚typische‘ Nahrungsmittel ‚ihrer‘ Herkunftskultur – wie etwa Döner, Börek – von der Mehrheitsgesellschaft, also der im Alltag dominanten Gruppe, auch wertgeschätzt und gern gespeist werden.

Wird jedoch die Wahrnehmung dieser Jugendlichen geschlechtsspezifisch differenziert, so fällt auf, dass der öffentliche Blick auf die türkischstämmigen Jungen deutlich stärker skandalisierende Untertöne hat (wie gewalttätig, sexistisch, machohaft, leistungsunwillig) als der Blick auf die Mädchen. Die Jungen haben dementsprechend mit größeren Widerständen zu kämpfen, was eventuell auch erklärt, dass die positive Bindung an die alimentäre Herkunftskultur nicht als eine gesundheitsfördernde Ressource wirken kann.

Generell ist jedoch für die Identitätsentwicklung von Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund zu sagen, dass die im familialen Kontext in das Selbstbild integrierten Repräsentationen eine wichtige Ressource bilden und Risiken der Entwicklung minimieren können. Dies haben beispielsweise Herwartz-Emden und Küffner (2006) gezeigt: Schülerinnen und Schüler mit Migrationshintergrund hatten trotz schlechterer schulischer Leistungen kaum ein schlechteres Selbstkonzept beziehungsweise ein geringeres Selbstwertgefühl. Sie haben sich von ihren Familien trotz ihrer geringeren schulischen Erfolge in hohem Maße wertgeschätzt gefühlt; bei deutschen Schülerinnen und Schülern hingegen erlitt mit einem Rückgang schulischer Leistungen (Schulnoten) auch das familiäre Selbstbild Einbußen.

Möglicherweise ist es die stärkere familiäre Unterstützung mit ihren positiven Auswirkungen auf das Selbstwertgefühl, die sich insbesondere in den Narrationen der türkischstämmigen Mädchen in einem deutlich selbstsicheren Auftreten zeigt.

Gw: Man wird vielleicht als Dicke BELEIDIGT, ja „Fette“ oder so; aber wenn man nicht selbstbewusst ist im Leben dann schafft man das wirklich nicht weiter zu kommen. (MT14–16)

Ew: und Gott sei Dank bin ich sehr selbstbewusst und ich weiß das auch und (.) ja ich kann jetzt auch, deswegen kann ich jetzt auch von mir sagen; dass ich auch nicht gerade hässlich bin; im Gegenteil; ich bin sehr hübsch; ich weiß das. (MT14–16)

Die Organisation der großfamiliären Gemeinschaft beruht auf eindeutigen und arbeitsteiligen Mustern, die insbesondere auf Geschlecht und Alter bezogen sind. Im Vordergrund

der Erziehung steht die Einpassung in die großfamiliäre Gemeinschaft (Thiessen 2007: 6). So irritierend diese Orientierung an großfamiliären Strukturen aus modernistischer Sicht auch sein mag, ist in Erinnerung zu rufen, dass für einen Großteil der türkischen MigrantInnen die Familie eine wichtige unterstützende Ressource darstellt, zumal sie weniger Zugang zu anderen Formen gesellschaftlicher Solidaritätspotenziale haben als Einheimische; im Krisenfall wird das Individuum eher vom familialen Netz aufgefangen.

Körperzufriedenheit

Die Familie als Ressource ist möglicherweise auch ein Verstärker für den selbstbewussteren Umgang der türkischen Mädchen mit dem Dicksein; vermutlich hängt das damit zusammen, dass sie weniger Körperreglementierungen seitens der Mutter ausgesetzt sind und im weiblichen Umfeld ausreichend Anerkennung erfahren.

Dennoch ist die Unzufriedenheit mit dem eigenen Körper auch bei den türkischstämmigen Jugendlichen stark ausgeprägt, insbesondere bei den jüngeren. Bei der Bewertung, die die Jugendlichen nach der Sortierung und Kategorisierung ihrer Wünsche vorgenommen haben, liegen ‚Figurwünsche‘ bei den jüngeren türkischstämmigen Mädchen (12 Nennungen) sowie bei den älteren türkischstämmigen Jungen (7 Nennungen) jeweils an erster Stelle.

Resümee

In den Narrationen der für die Gruppendiskussionen rekrutierten übergewichtigen Mädchen und Jungen aus sozial benachteiligten Lagen werden markante Unterschiede bei der (Re-)Konstruktion kulinarischer Praxen deutlich.

Wie Essen und Ernährung zur Selbstdarstellung genutzt werden, unterscheidet sich in erster Linie nach Geschlecht und nicht nach ethnischer Herkunft. In der Selbstdarstellung der Jungen ist Genussorientierung herkunftsübergreifend die wesentliche Grundqualität. Vor allem die jüngere Altersgruppe malt hemmungsloses Essen und ungebremsten Genuss als präferierte Essmuster aus und nutzt Fastfood zur Inszenierung von männlicher Jugendesskultur. Die Erzählungen zu den kulinarischen Präferenzen erfahren durch die ethnische Herkunft deutliche Modifikationen. Die türkischen Jungen nehmen in vielfältiger Weise Bezug auf ihre Herkunftsküche und können mit einer beeindruckenden Empathie und Sensibilität die geschmacklichen Qualitäten der präferierten Speisen beschreiben. Auffällig ist, dass Fastfood bei den älteren türkischen Jungen keine Erwähnung findet.

Bei Mädchen sind ‚Gesundheitsorientierung‘ sowie ‚Zurückhaltung und kontrollierter Genuss‘ von zentraler Bedeutung für die Inszenierung weiblicher kulinarischer Praxis. Die Darstellung der alimentären Praxen orientiert sich bei den deutschen Mädchen an der gesellschaftlich bestimmten kulinarischen Symbolwelt. Bei den jüngeren deutschen Mädchen gewinnt eine Unterscheidung in kulinarische Vorlieben und ‚richtiges

Essen‘ kaum Kontur, die Trennung zwischen Normativem und Eigenem verschwimmt: Auch hier wird das Normative zum Eigenen.

Während in den Erzählungen zu kulinarischen Präferenzen bei den älteren deutschen Mädchen Gesundheitsorientierung die maßgebliche Rolle spielt, stellt bei den türkischen Mädchen auch Genuss eine Maßgabe dar. Ihre Erzählungen zeigen einen deutlich offensiveren Versuch, Genuss und Gesundheit in eine Balance zu bringen. Gesellschaftliche Körpernormierungen greifen bei ihnen deutlich schwächer, ihre Selbstdarstellung ‚gehört‘ weder allein geschlechtsspezifischen noch kulturspezifischen Normen, sondern ist durch Hybridität (vgl. Foroutan/Schäfer 2009) gekennzeichnet.

Auffällig ist, dass die Jugendlichen in den Erzählungen zu kulinarischen Präferenzen – mit Ausnahme der türkischen Jungen – keinen Bezug zur alimentären Herkunftskultur herstellen und die kulinarische Fantasie sich neben Fastfood tendenziell auf Beilagen und einfache Speisen beschränkt. Die wenigen von deutschen Jugendlichen und türkischstämmigen Mädchen angeführten ‚Gerichte‘ stammen aus anderen alimentären Herkunftskulturen. Die eigene Herkunftsküche gewinnt in den Erzählungen der deutschen Jungen und Mädchen und der türkischstämmigen Mädchen keine Kontur. Lediglich in den Erzählungen der türkischen Jungen finden sich eine positive Besetzung und ein expliziter Rekurs auf ihre Herkunftsküche. Über eine positiv besetzte und enge Bindung an die heimische Küche scheint eine Überhöhung und Stilisierung des ‚Eigenen‘ stattzufinden.

Zur Erklärung dieses Befundes sind folgende Deutungen denkbar: Zum einen machen, wie zuvor dargestellt, türkische Jungen in ihrem Alltag deutlich stärkere Ausgrenzungserfahrungen; hier kann der Rekurs auf das ‚Eigene‘ und dessen Stilisierung durchaus selbstwertstabilisierend sein; zum anderen wird in den Erzählungen beider Geschlechter deutlich, dass Jungen selten in die Essenszubereitung involviert sind und Essen für sie purer Genuss ist; für die Mädchen hingegen stellt es in der Regel eine Kombination aus Arbeit (Einkaufen, Zubereiten, Kochen), Verpflichtung und Genuss dar.

Wie die Herkunftsdistanz der türkischstämmigen Mädchen (sie berichten zwar umfänglich über häusliche Pflichten, lassen die türkische Küche, die ihre familiäre alimentäre Praxis bestimmt, aber außen vor) und die Hybridität ihrer Selbstdarstellung zu interpretieren ist, lässt sich auf der Basis des vorliegenden Materials nicht beantworten. Der Klärung dieses Zusammenhangs sollte mit einer noch näher zu spezifizierenden Fragestellung in zukünftigen Forschungsvorhaben nachgegangen werden.

Die Erkenntnis, dass türkischstämmige Jungen in besonderem Maß für familiäre herkunftsbezogene kulinarische Praxen empfänglich sind, diese sogar zur Selbststilisierung nutzen, und türkischstämmige Mädchen eher herkunftsdistant sind, ist nicht nur von soziologischem und kulturwissenschaftlichem Interesse, sondern kann für den Zugang zu türkischen Jugendlichen im Kontext von Ernährungserziehung und -prävention von entscheidender Bedeutung sein.

Mit Bezug auf die eingangs gestellten Überlegungen zeigt sich in den hier präsentierten Ergebnissen, dass Identitätsstiftung und -darstellung auf eine vielfältige Weise erfolgen können und der hier präsentierte Zugang über die kulinarischen Praxen spannende Einsichten in die Selbstentwürfe einer hochselektiven Gruppe junger Menschen

gewährt. Deutlich wurde dabei, dass diese Selbstdarstellungen kulturbezogenen Modulationen gehorchen. Somit werden in diesem Beitrag Brücken sowohl zur Geschlechterforschung gebaut als auch Potenziale des interkulturellen Vergleichs nutzbar gemacht.

Die Befunde implizieren mit Blick auf die Adipositasprävention, dass wirkungsvollere Effekte erzielt werden können, wenn Präventionsmaßnahmen geschlechter- und herkunftssensible Zugänge vorsehen und Teilzielgruppen differenziert ansprechen. So können bei männlichen türkischstämmigen Jugendlichen die Genussqualitäten der Herkunftsküche (z. B. Auberginenauflauf statt Börek), die zugleich identitätsfestigend wirken, betont werden. Mit Blick auf eine Evaluation erfordern solche geschlechter- und kultursensiblen Präventionsmaßnahmen eine ausreichend große Stichprobe, um Altersphasen, Geschlechter- und Herkunftsunterschiede angemessen abzubilden.

Literaturverzeichnis

- Audehm, Kathrin. (2007). *Erziehung bei Tisch. Zur sozialen Magie eines Familienrituals*. Bielefeld: transcript
- Bohnsack, Ralf. (2010). Gruppendiskussionsverfahren und dokumentarische Methode. In Barbara Friebertshäuser, Antje Langer & Annedore Prengel (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft* (S. 205–218). Weinheim, München: Juventa
- Bordo, Susan. (2003). *Unbearable Weight. Feminism, Western Culture, and the Body*. Berkeley/Los Angeles: University of California Press
- Bourdieu, Pierre. (2005). *Die männliche Herrschaft*. Berlin: Suhrkamp
- Brunner, Karl Michael; Geyer, Sonya; Jelenko, Marie; Weiss, Walpurga & Astleithner, Florentina. (2007). *Ernährungsalltag im Wandel. Chancen für Nachhaltigkeit*. Heidelberg: Springer
- Diehl, Jörg. (1999a). Nahrungspräferenzen 10- bis 14-jähriger Jungen und Mädchen. *Schweizerische Medizinische Wochenschrift*, 5, 151–161
- Diehl, Jörg. (1999b). Einstellungen zu Essen und Gewicht bei 11- bis 16-jährigen Adoleszenten. *Schweizerische Medizinische Wochenschrift*, 129, 162–175
- Fellmann, Ferdinand. (1997). Kulturelle und personale Identität. In Hans Jürgen Teuteberg, Gerhard Neumann & Alois Wierlacher (Hrsg.), *Essen und kulturelle Identität. Europäische Perspektiven* (S. 27–36). Berlin: Akademie
- Fitzek, Herbert. (2011). Kulturen im Dialog – Notizen über den Dialog der Kulturen in der Psychologie. In Herbert Fitzek & Ralph Sichler (Hrsg.), *Kulturen im Dialog. Felder und Formen interkultureller Kommunikation und Kompetenz. Zwischenschritte – Beiträge zu einer morphologischen Psychologie*, 28/29 (2010/2011) (Doppelband). (S. 153–166). Gießen: Psychosozial-Verlag
- Foroutan, Naika & Schäfer, Isabel. (2009). Hybride Identitäten – muslimische Migrantinnen und Migranten in Deutschland und Europa. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 5, 11–18
- Geiling, Heiko; Gardemin, Daniel; Meise, Stephan & König, Andrea. (2011). *Migration – Teilhabe – Milieus. Spätaussiedler und türkeistämmige Deutsche im sozialen Raum*. Wiesbaden: VS Verlag
- Gerhards, Jürgen & Rössel, Jörg. (2003). *Das Ernährungsverhalten Jugendlicher im Kontext ihrer Lebensstile*. BzGA Forschung und Praxis der Gesundheitsförderung. Köln: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung

- Gerhards, Jürgen; Rössel, Jörg; Beckert-Ziegelschmid, Claudia & Bennat, Janet. (2004). Geschlecht, Lebensstil und Ernährung. In Monika Jungbauer-Gans & Peter Kriwy (Hrsg.), *Soziale Benachteiligung und Gesundheit bei Kindern und Jugendlichen* (S. 151–175). Wiesbaden: VS Verlag
- Helfferich, Cornelia. (1994). *Jugend, Körper und Geschlecht. Die Suche nach sexueller Identität*. Opladen: Leske + Budrich
- Herwartz-Emden, Leonie & Küffner, Dieter. (2006). Schulerfolg und Akkulturationsleistungen von Grundschulkindern mit Migrationshintergrund. *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft*, 9 (2), 240–254
- Heseker, Helmut; Mensink, Gert; Richter, Almut; Stahl, Anna; Vohmann, Claudia. (2008). Lebensmittelverzehr und Nährstoffzufuhr im Kindes- und Jugendalter – Ergebnisse aus den beiden bundesweit durchgeführten Ernährungsstudien VELS und EsKiMo. In Deutsche Gesellschaft für Ernährung e.V. (Hrsg.), *Ernährungsbericht 2008* (S. 49–93). Bonn: Deutsche Gesellschaft für Ernährung e.V.
- Hirschfelder, Gunther. (2010). Herrenschochokolade, Damenkränzchen, ‚Lady-Pint‘. Geschichte und Struktur geschlechtsspezifischer Ernährung. In aid infodienst (Hrsg.), *Männer wollen mehr, Frauen wollens besser! Ernährungskommunikation unter Gender-Aspekten* (S. 18–26). Bonn: aid infodienst
- Kleiser, Christina; Mensink, Gert; Kurth, Bärbel-Maria; Neuhauser, Hannelore & Schenk, Liane. (2007). *Ernährungsverhalten von Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund – KiGGS-Migrantenbewertung – Endbericht*. Bundesministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Verbraucherschutz
- Kurth, Bärbel-Maria & Schaffrath-Rosario, Angelika. (2010). Übergewicht und Adipositas bei Kindern und Jugendlichen in Deutschland. *Bundesgesundheitsblatt – Gesundheitsforschung – Gesundheitsschutz*, 7 (53), 643–652
- Lemke, Harald. (2007). Kritische Theorie der Esskultur. In Iris Därmann & Christopher Jamme (Hrsg.), *Kulturwissenschaften: Konzepte, Theorien, Autoren* (S. 169–190). München: Fink
- Mensink, Gert; Kleiser, Christina & Richter, Almut. (2007). Lebensmittelverzehr bei Kindern und Jugendlichen in Deutschland. Ergebnisse des Kinder- und Jugendgesundheitsurveys (KiGGS). *Bundesgesundheitsblatt – Gesundheitsforschung – Gesundheitsschutz*, 50 (5), 609–623
- Methfessel, Barbara. (2005). *Fachwissenschaftliche Konzeption: Soziokulturelle Grundlagen der Ernährungsbildung*. Paderborner Schriften zur Ernährungs- und Verbraucherbildung 07, Universität Paderborn
- Meuser, Michael. (2005). Frauenkörper – Männerkörper. Somatische Kulturen der Geschlechterdifferenz. In Markus Schroer (Hrsg.), *Soziologie des Körpers* (S. 271–294). Berlin: Suhrkamp
- Mróz, Lawrence W.; Chapman, Gwen E.; Oliffe, John L. & Botorff, Joan L. (2011). Men, Food, and Prostate Cancer. Gender Influences on Men's Diet. *American Journal of Men's Health*, 5 (177), 177–187
- Phinney, Jean S.; Horenczyk, Gabriel; Liebkind, Karmela & Vedder, Paul. (2001). Ethnic Identity, Immigration, and Well-Being. An Interactional Perspective. *Journal of Social Issues*, 57, 493–510
- Przyborski, Aglaja & Wohlrab-Sahr, Monika. (2010). *Qualitative Sozialforschung*. München, Wien: Oldenbourg Wissenschaftsverlag
- Rückert-John, Jana. (2010). Kulinaristik der Geschlechter. Von Frauen und Männern bei Tisch. In aid infodienst (Hrsg.), *Männer wollen mehr, Frauen wollens besser! Ernährungskommunikation unter Gender-Aspekten* (S. 6–16). Bonn: aid infodienst
- Rückert-John, Jana & John, René. (2009). Essen macht Geschlecht. *Ernährung im Fokus*, 9 (5), 174–179
- Schenk, Liane; Kroke, Anja; Buyken, Anette E.; Karaolis-Danckert, Nadina G.; Günther, Anke L. B.; Meerkamm, Sally & Razum, Oliver. (2006). Übergewicht bei Migrantenkindern –

- methodisch-epidemiologische Stolpersteine. In Wilhelm Kirch & Bernhard Badura (Hrsg.), *Prävention: Ausgewählte Beiträge des Nationalen Präventionskongresses Dresden* (S. 193–217). Heidelberg: Springer
- Schritt, Katarina. (2011). *Ernährung im Kontext von Geschlechterverhältnissen. Analyse zur Diskursivität gesunder Ernährung*. Wiesbaden: VS Verlag
- Setzwein, Monika. (2004). *Ernährung – Körper – Geschlecht. Zur sozialen Konstruktion von Geschlecht im kulinarischen Kontext*. Wiesbaden: VS Verlag
- Tanner, Jakob. (1997). Der Mensch ist was er ißt. Ernährungsmythen und Wandel der Eßkultur. In KATALYSE Institut (Hrsg.), *Ernährungskultur im Wandel der Zeiten*. (S. 43–48). Tagungsreihe ‚Neubewertung von Lebensmittelqualität‘. Band 5. Köln: KATALYSE Institut
- Thiessen, Barbara. (2007). *Muslimische Familien in Deutschland. Alltagserfahrungen, Konflikte, Ressourcen*. München: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen, Jugend
- Uslucan, Haci-Halil. (2011). Familie und Erziehung im Migrationskontext. In Aytaç Eryılmaz & Cordula Lissner (Hrsg.), *Geteilte Heimat: 50 Jahre Migration aus der Türkei* (S. 159–175). Essen: Klartext
- Wang, Youfa & Chen, Xiaoli. (2011). How much of racial/ethnic disparities in dietary intakes, exercise, and weight status can be explained by nutrition- and health-related psychosocial factors and socioeconomic status among US adults? *Journal of the American Dietetic Association*, 111 (12), 1904–1911

Zu den Personen

Regine Rehaag, KATALYSE Institut für angewandte Umweltforschung, Leiterin des Forschungsvorhabens Adipositasprävention für sozial benachteiligte Jugendliche. Arbeitsschwerpunkte: Transdisziplinäre Fragestellungen im Bereich der Ernährungs-, Präventions- und Gesundheitsforschung

Kontakt: KATALYSE Institut für angewandte Umweltforschung, Volksgartenstr. 34, 50677 Köln, Tel.: 0221-944048-41

E-Mail: rehaag@katalyse.de

Haci-Halil Uslucan, Prof. Dr., Lehrstuhl für moderne Türkeistudien und Integrationsforschung. Arbeitsschwerpunkte: Interkulturelle Familien- und Erziehungsforschung, Jugendentwicklung und Jugendgewalt im kulturellen und interkulturellen Kontext, Gesundheit und Migration, Islam und Integration

Kontakt: Universität Duisburg-Essen, Institut für Turkistik, Universitätsstraße 12, 45117 Essen, Tel.: 0201-183 4909

E-Mail: haci.uslucan@uni-due.de

Gönül Aydin-Canpolat, Dipl. Soz. Wiss., Lehrstuhl für moderne Türkeistudien und Integrationsforschung. Arbeitsschwerpunkte: Bildungs- und Integrationsforschung

Kontakt: Universität Duisburg-Essen, Institut für Turkistik, Universitätsstraße 12, 45117 Essen, Tel.: 0201-183 4467

E-Mail: goenuel.aydin-canpolat@uni-due.de

Bilder zur Vergeschlechtlichung des Essens. Ergebnisse einer Untersuchung zur Nahrungsmittelwerbung im Fernsehen

Zusammenfassung

Der Beitrag stellt die Ergebnisse einer Studie zur Nahrungsmittelwerbung im Fernsehen vor. Der Datenkorpus umfasst 149 unterschiedliche Spots des Jahres 2009. Vor dem Hintergrund der These, dass sich in Werbebildern ästhetisch verdichtet geschlechterkulturelle Normalitätskonzepte manifestieren, wurde die Frage untersucht, wie Männlichkeiten und Weiblichkeiten in Werbebildern zum Essen und Trinken konstruiert werden. Hierzu wurden eine kategoriale Inhaltsanalyse und qualitative Analysen ausgewählter Spots durchgeführt. Die Ergebnisse zeigen, dass die Vergeschlechtlichung der Nahrungsmittel über eine komplexe symbolische „Gesamtgestalt“ organisiert wird. Hierzu gehören die räumlichen und sozialen Rahmungen, in denen das Produkt präsentiert wird, die Art und Weise, wie es konsumiert wird, und schließlich auch in erheblichem Umfang die Fantasien zu seinen Wirkungen und Merkmalen, mit denen es aufgeladen wird.

Schlüsselwörter

Geschlechterunterschiede, Essen, Nahrungsmittel, Werbung

Summary

Gendering Food. Findings of an Analysis of TV Food Commercials

The article presents the results of research on food advertisement in TV commercials. The data include 149 different adverts taken from the year 2009. Supposing that gendered concepts of normality are aesthetically demonstrated in condensed commercials, the question arises of how masculinities and femininities are construed within food commercials. A content analysis as well as a qualitative analysis of the chosen adverts led to the result that gendering food is organised according to a complex, symbolic overall design. That includes the spatial and social frames the products are presented in as well as fantasies about the effects and characteristics of the products.

Keywords

gender differences, nutrition, food, advertising

Die empirischen Befunde zu Geschlechterunterschieden beim Essen sind zahlreich, wenn auch vor allem deskriptiv. So forderte Setzwein schon vor einigen Jahren, „die kulinarische Praxis unter dem Gesichtspunkt der *Konstitution* zweigeschlechtlich organisierter sozialer und subjektiver Realitäten zu untersuchen und den Geschlechtertext, der Vorstellungen, Handlungen und Erlebnisweisen im Felde der Ernährung unterlegt ist, mit soziologischem Gespür und Handwerkszeug herauszulesen“ (Setzwein 2004: 64, Hervorh. i. Orig.). Es ist also eine offene Frage, auf welche Weise sich die vorfindbaren Geschlechterunterschiede herstellen. Vor diesem Hintergrund wurde eine Untersuchung

der Nahrungsmittelwerbung durchgeführt.¹ Die Frage war hierbei: Wie werden Männlichkeiten und Weiblichkeiten in Werbebildern zum Essen und Trinken konstruiert? Genauer: Welche Beziehung wird zwischen dem Nahrungsmittel und einem spezifischen Geschlecht verbildlicht?

Als Material diente aktuelle Fernsehwerbung. Dahinter stand die Annahme, dass Werbebilder einerseits einen hohen Verbreitungsgrad und damit eine große Alltagsrelevanz haben, andererseits aber auch „Hyperritualisierungen“ (Goffman 1981) zu Geschlecht sichtbar machen, die für die geplante Analyse vorteilhaft sind. Gerade weil es sich um Werbung handelt, die in kürzester Zeit die Aufmerksamkeit der KonsumentInnen binden muss, arbeiten die Bilder mit Zuspitzungen, Vereinfachungen und anerkannten sozialen Typisierungen, sodass wir „idealisierte Personen vor uns sehen, die ideale Mittel anwenden, um ideale Ziele zu erreichen“ (Goffman 1981: 178). Demnach manifestieren sich in den Bildern ästhetisch verdichtet geschlechterkulturelle Normalitätskonzepte. Gleichwohl ist hier immer die Frage, ob und wie sie soziale Realität selbst wiederum mitgestalten. Dies wird kontrovers diskutiert. Der Kultivierungsansatz nimmt zwar an, dass „durch Fernsehen Vorstellungen und Überzeugungen über die gesellschaftliche Realität vermittelt, sowie in der Folge Einstellungen und Verhalten der Rezipienten beeinflusst werden“ (Lücke 2007: 40). Zugleich weisen entsprechende Studien aber auch nach, dass die Wirkung der Werbung auf Individuen, insbesondere auf ihr Ernährungsverhalten, häufig überschätzt wird (vgl. Rössler et al. 2006).

Werbespots bilden also weder Geschlechterrealitäten 1:1 einfach ab, noch bestimmen sie sozialdeterministisch als Normvorgaben das Verhalten der Geschlechter. Vielmehr gehen Individuen und Bilder einen ‚Dialog‘ wechselseitiger Interaktionen ein. Eine Bilderanalyse – wie unsere – gibt von daher nicht unmittelbar Auskunft über das reale Leben der Geschlechter, sondern eben nur über kursierende hegemoniale Normalitätskonstrukte zu den Geschlechtern – und in unserem Fall: zu ihrem Essen. Ob und wie diese Botschaften das Essen der Konsumierenden beeinflussen, dazu kann sie keine Antwort liefern.

1 Geschlecht und (Nahrungsmittel-)Werbung in der Forschung

In Bezug auf unsere Forschungsfrage lassen sich drei Forschungsrichtungen unterscheiden: Es gibt erstens Studien zur (Nahrungsmittel-)Werbung im Fernsehen, die aber kaum auf Geschlechteraspekte eingehen (u. a. Ayaß 2002; Knoblauch/Raab 2002; Egger-Su-botisch 2007; Seyfahrt 1995; Wyss 1998), zweitens Studien zu Geschlechteraspekten in der Fernsehwerbung, die nicht oder nur am Rand Nahrungsmittel als Werbeprodukte berücksichtigen (Borstnar 2002a, b; Dauber 2008; Motschenbacher 2006; Parkin 2006;

1 Das Projekt, das an der Fachhochschule Frankfurt am Main/Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit und der Hochschule Fulda/Fachbereich Ökotrophologie durchgeführt wurde, wurde vom Hessischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst 2009 bis 2010 gefördert.

Wilk 2002) und drittens explizite Geschlechter-Studien zur Nahrungsmittelwerbung (Aronovsky/Furnham 2008; Hall/Crum 1994).

Die Studie von Hall/Crum (1994) geht der Frage nach, welche geschlechtsspezifische Rolle das Präsentieren von Körpern, Körperteilen und Gesichtern in der Bierwerbung spielt. Untersucht wurde: Bekleidung, Kameraeinstellungen auf Körperteile wie Brust, Gesäß, Beine, Schritt und Gesicht. Männer wurden doppelt so oft in der Bierwerbung dargestellt wie Frauen. Bei den Frauen wurden sehr viel häufiger Körper und Körperteile gezeigt. Aronovsky/Furnham (2008) fragen ebenso nach Geschlechterstereotypen in der Nahrungsmittelwerbung. Die über den gesamten Tagesverlauf aufgezeichneten Spots wurden nach folgenden zentralen Kategorien untersucht: Darstellungsweise, Geschlechterrolle, Alter, Ort, Hintergrund, Argumentationen (z. B. Bezug auf Wissenschaftlichkeit), Produktversprechen (Gesundheit, Praktikabilität, Vergnügen). Die Untersuchung zeigte unter anderem, dass tagsüber eher frauenspezifische und abends eher männer- oder gemischtgeschlechtliche Inhalte gesendet wurden. Der Bezug zum Nahrungsmittel selbst spielte hier allerdings keine Rolle. Anregend für unsere Studie ist schließlich noch die Untersuchung von Borstnar zur Konstruktion von Männlichkeit in der Fernsehwerbung (Borstnar 2002a, b; Hippmann 2007). Er verfolgt diese Frage entlang einer Analyse von Werbespots zu Duft- und Körperpflegemitteln nach folgenden Kategorien: Motive, Inszenierungsstrategien, Figuren, Setting (Beziehung der Figuren zur Umgebung), Kameratechnik, Körper (Körpergestalt, Körpergebrauch) und Blickrichtungen. Die dargestellten Männer werden in erster Linie autonom und bedürfnislos mit einer magischen Nähe zwischen Mann und Natur inszeniert, berufliche Selbstverwirklichung wie körperlich-sportive Leistungsfähigkeit tauchen als Themen des Mannes auf. Der Mann wird überwiegend mit größeren und dynamischen Kameraeinstellungen verbildlicht (anders dagegen die statische Darstellung weiblicher Körper).

Vorgehensweisen und Ergebnisse der vorliegenden Studien lieferten Impulse für unsere Studie hinsichtlich der Entwicklung von Untersuchungskategorien. Gleichwohl zeigen die Studien auch, dass die Analyse des *Verhältnisses* von Geschlechtlichkeit und Nahrungsmitteln bislang noch nicht systematisch Forschungsgegenstand war.

2 Das Untersuchungsdesign

Das Untersuchungsmaterial bestand aus einer Vollerhebung aller Werbespots in der Hauptsendezeit (16.00 bis 22.00 Uhr) der Programme ARD, ZDF, RTL und ProSieben als den Sendern mit den größten Marktanteilen.² Dopplungen der Spots wurden ausgenommen, so blieb ein Datenkorpus von 149 verschiedenen Spots. Die im Sample beworbenen Nahrungsmittel umfassen folgende Produktgruppen.

2 Die Aufzeichnung fand in der Woche vom 4. August bis 10. August 2009 statt. Dies war einerseits Sommerferienzeit im TV, gleichzeitig wurden verschiedene renommierte Fußballspiele übertragen (DFB-Pokal und Frauenfußball).

Tabelle 1: Übersicht zu den Produktgruppen der Werbespots des Samples (N = 149)

Rangfolge	Produktgruppe	Anteil in %	absolute Anzahl
1	Süßwaren	21,4	32
2	Biere/Weizen	12	18
3	Erfrischungsgetränke	10,7	16
4	Käse/Streichfette/Margarine	8,7	13
5	süße Milchprodukte	7,4	11
6	Fertiggericht	6,7	10
7	Functional Food	5,4	8
8	Alkohol. Mixgetränke	4	6
	Fastfoodketten/Lebensmittelhandel	4	6
9	Diätetische Lebensmittel/Babynahrung	3,4	5
	Kaffee	3,4	5
10	Rest (Brot, Mais, Chips) ³	2,7	4
	Sekt	2,7	4
	Spirituosen	2,7	4
	Wurst ⁴	2,7	4
11	Alkoholfreie Biere	2	3

Mithilfe der Daten von Media Control, die unter anderem die geschlechtsspezifische Zusammensetzung der ZuschauerInnenschaft bei Fernsehsendungen kontinuierlich erfassen, wurde geprüft, inwieweit ein Zusammenhang zwischen dem Geschlecht der ZuschauerInnengruppe und den beworbenen Lebensmitteln besteht.⁵ Es ließen sich jedoch nur wenige eindeutige „Frauensendungen“ oder „Männersendungen“ im Sample ausmachen.⁶ In den wenigen „Männersendungen“ wurden überdurchschnittlich häufig Getränke, insbesondere Bier, Süßigkeiten und Fastfood beworben, in den „Frauensendungen“ Milchprodukte.

Die Auswertung des Materials erfolgte mittels zweier Verfahren: Zum ersten wurde eine kategoriale Inhaltsanalyse (vgl. Flick et al. 2005) vorgenommen. Zum zweiten wurden ausgewählte Aspekte der Inhaltsanalyse durch die qualitative Interpretation von entsprechenden „Werbefällen“ vertieft. Leitend für die Materialuntersuchung war die These, dass sich Vergeschlechtlichungen des Essens darin zeigen, wie die Beziehung zwischen den konsumierenden Akteuren, ihrer Geschlechtszugehörigkeit und dem jeweiligen Nahrungsmittel bildlich inszeniert wird. Hierbei erhalten die Nahrungsmittelversprechen eine herausgehobene analytische Bedeutung. Es wurde davon ausgegangen, dass sich Vergeschlechtlichungen des Essens vor allem in dem artikulieren, was das Nahrungsmittel dem potenziellen Kunden verspricht, wenn er das Produkt konsumiert. Jeder Spottext erzeugt

3 Jeweils nur ein Spot.

4 Zu dieser Kategorie zählen nur die fleischhaltigen Lebensmittel, nicht Convenience-Produkte, die zur Herstellung von Fleischspeisen, z. B. eines Hackgratins, benutzt werden. Entsprechende Produkte sind der Kategorie „Fertiggericht“ zugeordnet.

5 Vgl. Röckl 2010.

6 Mehr als zwei Drittel der ZuschauerInnen der jeweiligen Sendung mussten in diesem Fall einer spezifischen Geschlechtergruppe angehören.

einerseits dominante Fantasien zu den Wirkungen, die das Nahrungsmittel auslöst, wenn man es aufnimmt. Andererseits konstruiert er eine spezifische Identität des jeweiligen Nahrungsmittels, die durch das Essen des Produktes quasi dem Körper des Konsumenten einverleibt wird. Beide Versprechensdimensionen unterliegen insofern Vergeschlechtlichungen, als diese Imaginationen mit geschlechtersymbolischen Gehalten aufgeladen sein können – nämlich dann, wenn sie quantitativ exponiert im Kontext eines bestimmten geschlechtsspezifischen Akteurs auftauchen. Im Untersuchungszentrum stand also die Frage, inwieweit sich systematische Zusammenhänge zwischen besonderen Versprechen des Nahrungsmittels und besonderen Geschlechtsakteuren nachweisen lassen.

3 Wer isst was wie in welchem Kontext?

Die typischen ProtagonistInnen in den Nahrungsmittelspots des Samples sind weiß, jungen Erwachsenenalters, heterosexuell, ohne Behinderung und gehören zur gut situierten Mittelschicht. Dies ist insofern bedeutsam, als es deutlich macht, dass die Suche nach hegemonialen Männlichkeits- und Weiblichkeitskonstruktionen beim Essen in den Werbebildern sich auf den Horizont einer hegemonialen sozialen Gesellschaftsfraction beschränkt. Männer sind zahlenmäßig ebenso wie Frauen in den Spots präsent, sowohl als nicht-essende wie auch als essende Akteure.

Bei den Testimonials, also Personen, die aufgrund ihrer öffentlichen Berühmtheit zur Zeuginenschaft genutzt werden, dominieren die männlichen gegenüber den weiblichen. Ebenso sind 70 Prozent der Offstimmen in den Spots männlich. Die „unsichtbar“ gesprochene Expertise zum beworbenen Produkt ist damit auch im Fall der Nahrungsmittel männlich konnotiert.

Bier, Wurst und Fastfood sind Nahrungsmittel, die allein mit männlichen VerzehrerInnen inszeniert werden, wohingegen Fertiggerichte, Käse, alkoholische Mixgetränke und Spirituosen nur weibliche VerzehrerInnen zeigen. Alkohol wird auch von Frauen konsumiert, allein Bier als alkoholisches Getränk ist eindeutig männlich codiert. Süßwaren, süße Milchprodukte und Functional Food weisen keinen Gender-Bias auf. Dabei ist zu bedenken, dass Süßwaren insgesamt am häufigsten von allen Nahrungsmitteln verzehrt werden. Der Süßigkeitenbefund ist insofern überraschend, als Süßigkeiten als weibliches Nahrungsmittel par excellence gelten (Bourdieu 1997: 92; Kuhlmann/Kolip 2005: 103). Nach Meyer-Renschhausen (1997) ist die süße Mahlzeit historisch Frauensache und nur in den Ländern, in denen die Geschlechterangleichungen am weitesten vorangeschritten sind, haben Männer hier aufgeholt (Meyer-Renschhausen 1997: 136). Sind die so zahlreichen Süßigkeiten verzehrenden Männer in unserem Sample damit als Zeichen einer Gesellschaft zu lesen, in der Geschlechterdifferenzen sich tendenziell entschärfen?

Dafür würde auch die Auffälligkeit sprechen, dass insgesamt die Werbebilder zu Fleischprodukten gering sind und hier überhaupt das einzige Mal im Sample der „proletarische Mann“ stilisiert wird. Die Vorliebe für das Fleischige wird bezeichnenderweise in einem männlichen Milieu verortet, das nicht hegemonial ist. Ist dies ein Indiz für

die zunehmende Diskriminierung des Fleischverzehrs in den privilegierten männlichen Milieus und für eine fleischarme Annäherung der Ernährungsweisen der Geschlechter in privilegierten Milieus?

Männer werden, wenn sie essen und trinken, überwiegend allein gezeigt, Frauen hingegen überwiegend mit anderen Personen. Der männliche Esser wird damit stilisiert als sozial ungebundener, der weibliche Esser als vernetzt; das männliche Essen erscheint als Individualakt, das weibliche Essen als Vergemeinschaftungsakt.

Was die Differenzierung öffentlicher und privater Räume betrifft, zeichnen sich klassische Geschlechterverhältnisse ab. Frauen sind mehr im Privaten und in verhäuslichten Räumen platziert, Männer mehr im Öffentlichen und unter freiem Himmel. Frauen essen häufig zwischendurch im privaten Raum. Männer essen häufiger draußen unterwegs. Dennoch gibt es eine Verwerfung: nämlich die essende Frau am Arbeitsplatz, also in einem öffentlichen Raum. Es sind sogar deutlich mehr Frauen als Männer im Berufskontext zu sehen.

Bezeichnend ist hierbei: Die abgebildeten Frauen essen und trinken während der Arbeit, und zwar Produkte, die ihre „Gesundheit“ stärken. Die berufstätigen Männer hingegen sind nach der Arbeit beim Feierabendbier zu sehen. Offenbar hat die Figur der berufstätigen Frau als weibliche Normalität den kulturellen Imaginationsraum erreicht. Dennoch ist sie in spezifischer Weise vergeschlechtlicht. Wenn Arbeit und Essen im weiblichen Kontext quasi parallelisiert sind, während Essen und Arbeit im männlichen Kontext als getrennte Zeiträume erscheinen, entstehen nicht nur unterschiedliche Berufsskripte für die Geschlechter, sondern möglicherweise auch versteckte Diskriminierungen weiblicher Erwerbsarbeit – bei der Frauen sich nämlich nebenbei mit Essen beschäftigen können.

Was die Essensweisen betrifft, dominiert das Essen aus der Hand, und zwar bei beiden Geschlechtern. Das informell-unkomplizierte Speisen ohne besondere Requisiten als Verkörperung des mobilen, spontanen, individualistischen Essens egalisiert also die Geschlechterunterschiede. Dem steht jedoch eine spezifische Geschlechterunterscheidungsfigur gegenüber. Wenn kultiviertes Essen mit Besteck und Geschirr abgebildet wird, dann eher mit weiblichen Protagonisten.

Das Bild des entgrenzten Essens und schlaraffenlandmäßigen Überflusses finden wir nur mit männlichen Protagonisten. Auch hier stoßen wir auf kulturell etablierte Gendersymboliken. So charakterisiert Bourdieu (1997) den weiblichen Ernährungsstil als ein Essen „von Häppchen zu Häppchen“ und mit „wenig und ohne Appetit“ (Bourdieu 1987: 308; Hervorh. i. Orig.), während das männliche Essen unter anderem die Neigung zu großen Mengen aufweist. „Dem Mann steht es zu, mehr [...] zu trinken und zu essen“ (Bourdieu 1987: 309).

4 Was versprechen welche Nahrungsmittel wem?

In einem zweiten Schritt wurde eine Untersuchung der in den Bildern transportierten Versprechensfantasien zu den Lebensmitteln vorgenommen. Es galt zu klären, welche

Produktversprechen erscheinen, von welchen Nahrungsmitteln sie „verkörpert“ werden und welche Beziehungskonstellationen zwischen spezifischen Nahrungsmitteln, spezifischen Versprechen und den agierenden Geschlechtsakteuren bildlich hergestellt werden. Die Versprechen lassen sich auf zwei Ebenen ansiedeln – nämlich auf der der Wirkung des Produktes und auf der Ebene der Identitätsmerkmale des Produktes. Das Wirkungsversprechen bezieht sich auf die Effekte, die das Nahrungsmittel auslöst, wenn das Individuum das Nahrungsmittel konsumiert (Fragemotto: Was löst der Konsum des Produktes aus?). Diese Wirkungen lassen sich auf drei Ebenen differenzieren: Wirkungen auf den Körper, die Psyche und auf Beziehungen zwischen Personen. Das Merkmalsversprechen erfasst jene Aspekte, die dem Nahrungsmittel als Quasi-Identität zugeschrieben werden (Fragemotto: Wie ist das Produkt?). Indirekt verweist das Merkmalsversprechen immer auch auf ein Wirkungsversprechen, denn mit der Einverleibung des Produktes geht zwangsläufig die Fantasie der Einverleibung der Produktmerkmale einher. Die nachfolgende Tabelle dokumentiert das entwickelte Kategoriensystem.

Tabelle 2: Kategorienschema zu den Wirkungsversprechen der Nahrungsmittel

Körper	Gesundheit	Nahrungsmittel verhilft zu Gesundheit im Sinne von Widerstandskraft, es stärkt Abwehr, sichert und erleichtert ausgewogene, gesunde Ernährung.
	Fitness	Nahrungsmittel verhilft zu Leistungsstärke, vor allem im sportiven Kontext.
	sexualisierte Lust	Nahrungsmittel verschafft Lusterlebnisse, die auf Parallelen zur sexuellen Lust anspielen (Herstellung von phallischen Objektanalogien, Inszenierung von Erotikszenen).
	Sexyness/ Unwiderstehlichkeit	Nahrungsmittel lässt Konsumierende anziehend für das andere Geschlecht werden (Darstellung durch anerkennende Blicke und körperliche Kontaktgesten).
	Rausch	Nahrungsmittel versetzt Konsumierende in einen drogenähnlichen, ekstatischen Körperzustand.
Psyche	Spaß	Nahrungsmittel verschafft Freude mit anderen, meist im Party- und Gruppenkontext (Darstellung durch lachende, glückliche Personen, die miteinander eine gute Zeit verbringen).
	Genuss	Nahrungsmittel löst kulinarische Sinneslust aus (Darstellung meist durch zufriedenes Seufzen und Verzückungen im Gesicht).
	Freiheit	Nahrungsmittel versetzt Konsumierende in einen Zustand, in dem sie sich über gesellschaftliche Sitten- und Anstandsregeln hinwegsetzen und Freiheit erleben können (Darstellung meist durch vergnügliche Albernheiten).
	Wohlfühl	Nahrungsmittel verschafft entspanntes Wohlbefinden und Zufriedenheit mit sich und der Welt.
	Lässigkeit	Nahrungsmittel versetzt Konsumierende in eine Stimmung, in denen sie den Anforderungen der Außenwelt locker begegnen und Stress von sich fernhalten können (Motto: „take it easy“).
Beziehungen	Beziehungsharmonisierung	Nahrungsmittel wirkt als soziales Gleit- und Bindemittel in vorhandenen Beziehungen, verbessert die Innigkeit und Nähe zueinander.
	Flirt/Beziehungsaufakt	Nahrungsmittel bewirkt, dass Konsumierende einer Person, an der sie – sexuell – interessiert sind, leichter und erfolgreich näher kommen und dass die begehrte Person sich für das Werben öffnet.
	Differenzüberwindung	Nahrungsmittel bewirkt, dass Personen, zwischen denen Differenzen, Distanz, auch Konflikte herrschen, sich in Harmonie annähern.
	Kinderversorgung	Nahrungsmittel erleichtert es Eltern/Erwachsenen, ihre nutritiven Fürsorgeaufgaben normgerecht zu erfüllen (gesunde Ernährung, Kinder bei Laune halten).
	Andere glücklich machen	Die Gabe des Nahrungsmittels macht andere Menschen glücklich und lässt sie die oder den Gebenden lieben.

Tabelle 3: Kategorienschema zu den Merkmalsversprechen der Lebensmittel

Geschmack	Nahrungsmittel verfügt über einen herausragenden und unverwechselbaren Geschmack.
Qualität	Nahrungsmittel ist stofflich hochwertig, sauber und durch Prüfinstanzen kontrolliert und zertifiziert.
Natürlichkeit	Nahrungsmittel entstammt unmittelbar der Natur, ist ihr sozusagen direkt ohne weitere Bearbeitungsprozesse ‚entsprungen‘.
Traditionalität	Nahrungsmittel wird noch so hergestellt ‚wie früher‘, nämlich handwerklich, bäuerlich, häuslich-familial; es unterliegt keinen industriellen Bearbeitungsweisen.
Internationalität	Nahrungsmittel stammt aus anderen Ländern, sei es, weil es dort – wie behauptet – produziert wird, sei es, weil es Bestandteil fremdländischer Küchentraditionen ist.
Leichtigkeit	Nahrungsmittel ist kalorienarm, leicht verdaulich, den Magen und den Körper nicht belastend.
Regionalität	Nahrungsmittel entstammt einer spezifischen deutschen Region, sei es, weil es dort – wie behauptet – produziert wird, sei es, weil es Bestandteil der dortigen Küchentraditionen ist.
Eleganz	Nahrungsmittel ist ‚Mitglied‘ einer reichen und adeligen Welt (Darstellung über den Einsatz von Gold, alten Gebäuden oder prunkvollen Räumen).
Geschlechtlichkeit	Nahrungsmittel repräsentiert die geschlechtliche Vereinigung eines weiblichen und eines männlichen Elements.
Modernität	Nahrungsmittel wird hergestellt mit modernsten Technologien, basierend auf wissenschaftlichen Erkenntnissen von wissenschaftlichen Experten.

Es wurde in einem nächsten Schritt geprüft, welche Versprechen mit welchen Geschlechtsakteuren in den Spots platziert wurden. Hierzu wurden die präsenten Hauptakteure und die verzehrenden Akteure erfasst. Das Ergebnis sah wie folgt aus:

Tabelle 4: Welche Versprechen werden mit welchen Geschlechtsakteuren⁷ verbildlicht?

Versprechensebene	Frauen	Männer
Wirkungen auf den Körper	Gesundheit Sexualisierte Lust Sexyness/Unwiderstehlichkeit	Fitness Rausch
Wirkungen auf die Psyche	Spaß Wohlgefühl	
Wirkungen auf Beziehungen	Harmonisierung Kinderversorgung	Harmonisierung homosozialer Kontexte
Merkmale des Produktes	Internationalität Leichtigkeit	Regionalität Eleganz

Die Tabelle zeigt, bei welchen Produktversprechen sich überhaupt eindeutige geschlechtsspezifische Ausprägungen nachweisen ließen. Zunächst ist festzuhalten, dass zahlreiche Versprechen in den Spots unterschiedslos mit beiden Geschlechtern konnotiert waren. Es sind dies: Genuss, Lässigkeit, Flirt/Beziehungsauftakt, Geschmack, Qualität, Natürlichkeit, Traditionalität und Modernität. Diese Versprechen erscheinen in Tabelle 4 daher nicht. Geschmack und Qualität gehören zudem zu den Merkmalsversprechen, die mit großem Abstand zu anderen Versprechenskategorien die höchste quantitative Präsenz haben. Dies bedeutet, dass die Werbebilder in einem nicht unerheblichen Umfang geschlechterneutralisierende Momente enthalten.

7 Hierbei wurde nicht unterschieden, ob die jeweiligen Geschlechtsakteure das Nahrungsmittel unmittelbar essen oder ob sie nur mit ihm zusammen abgebildet werden.

Dennoch kristallisierten sich auch eine Reihe von vergeschlechtlichten Versprechen heraus. So ist das Gesundheitsversprechen weiblich konnotiert – genau genommen auch kindlich, denn auch Kinder und sie versorgende Frauen treten hier auf, das heißt, das Gesundheitsversprechen wird für die Kinder vor allem über die weiblich-mütterliche Vermittlung relevant. Unabhängig davon dominieren beim Gesundheitsversprechen die Bilder mit Frauen. Sie verzehren dabei – bemerkenswerterweise – Süßwaren und Functional Food. Männer fehlen in diesem Kontext völlig.

Das Versprechen Fitness hingegen ist männlich konnotiert. Nur Männer sind in dem entsprechenden Versprechenskonzext als Verzehrende zu sehen: Sie konsumieren überwiegend Erfrischungsgetränke, Functional Food und – wiederum bemerkenswerterweise – am häufigsten Süßwaren. Dies zeigt beispielhaft, wie ein Nahrungsmittel, das im Gesundheitsdiskurs als schädlich gilt, in anderen Kontexten, die möglicherweise sehr viel alltagsrelevanter sind, erfolgreich umcodiert wird: Aus der verwerflichen Süßigkeit ist eine gesundheits- und fitnessförderliche geworden – und dies für beide Geschlechter. Das Doing Gender organisiert sich nicht nur in diesem Fall weniger über das Nahrungsmittel selbst, sondern über die mit ihm verknüpften Fantasien.

Mit dem Verzehr des Nahrungsmittels sexuelle Lust zu erleben, ist eine Symbolik, die mit weiblichen Protagonisten verbunden wird. ‚Lustspender‘ sind hierbei Alkoholika und Süßspeisen. Entsprechend hierzu ist auch das Versprechen, durch das Nahrungsmittel sexy und begehrenswert zu werden, mit Frauen konnotiert; auch hier spielen Alkoholika und Süßspeisen eine herausgehobene Rolle.

Berausende Wirkungen des Nahrungsmittels werden mehrheitlich mit männlichen Akteuren dargestellt, und zwar nicht mit Alkoholika, wie vielleicht zu erwarten gewesen wäre, sondern mit Kaugummis, Süßwaren und Erfrischungsgetränken. Nachdenklich macht zudem, dass in diesen Bildern männliche Einzelpersonen überwiegen: der Rausch als singuläres Erlebnis des Mannes.

Wohlgefühl und Spaß als Versprechen erscheinen wiederum eher mit Frauen, und zwar im Fall des Spaßes vielfach vor dem Hintergrund sozialer Kulissen mit vielen Menschen beiderlei Geschlechts. Dieses Versprechen ist völlig anders gerahmt als der männliche Rausch: Spaß erscheint als kollektives und vergemeinschaftendes Erlebnis, Rausch hingegen als vereinzelndes Erlebnis. Spaß versprechen Süßwaren, Alkoholika und Erfrischungsgetränke. Wir haben es also mit einem ähnlichen Produkttableau wie beim Rausch zu tun – ein Indiz dafür, dass eben nicht das Nahrungsmittel selbst Vergeschlechtlichungen transportiert, sondern erst sein Symbolkontext. Dieses Phänomen war an vielen anderen Stellen ebenso vorfindbar.

Die Fantasie, mit und durch Konsum eines spezifischen Nahrungsmittels harmonische, erfreuliche Beziehungen zu erleben, ist vor allem in den Bildern mit Frauen – und Kindern – ästhetisiert. Männer erscheinen hier nur, wenn homosoziale Männerkonstellationen inszeniert werden.

Auch beim Versprechen der erleichterten Kinderversorgung durch bestimmte Nahrungsmittel finden wir überwiegend Frauen, wobei in diesem Fall die Kinder die Nahrungsmittel konsumieren – was zur Entlastung der Frauen führt. Handelt es sich um

Babys und Kleinkinder, dann fehlen männliche Akteure im Übrigen völlig in den entsprechenden Bildern.

Auf der Ebene der Merkmalsversprechen sind Internationalität und Exotik insofern eher weiblich codiert, als hier mehr Frauen abgebildet werden, während Regionalität und Eleganz insofern eher männlich codiert sind, als hier mehr Männer abgebildet sind.

5 Nahrungsmittel als Metamorphosen geschlechtlicher Vereinigung

Doing Gender im Essen wird nicht allein über die geschlechtlichen Aufladungen der jeweiligen Praxen hergestellt, sondern auch über Vergeschlechtlichungen des Nahrungsmittels selbst. Bei der Analyse der Versprechen fanden wir zumindest eine Reihe von Spots im Sample, die der Kategorie „Geschlechtlichkeit“ zugeordnet wurden (vgl. Tabelle 3). Hier wird das Nahrungsmittel als Geschlechterwesen stilisiert, genauer als Metamorphose einer sexuellen Vereinigung. Frauen sind hier doppelt so häufig wie Männer verzehrende Akteurinnen. Und: Die Kulisse ist in allen Fällen von Menschen beiderlei Geschlechts bestückt. Bilder mit Soloakteuren finden wir in dieser Sparte nicht. Im Nachfolgenden werden exemplarische Szenarien aus dem Werbematerial beschrieben und analysiert.

Der Spot „Schöfferhofer Grapefruit“ zeigt eine Dachterrasse in einer Großstadt im sommerlichen Gegenlicht. Auf der Terrasse befinden sich neben Pflanzen, Liegestühlen und anderen Stühlen Männer und Frauen in Sommerkleidung. Man hört Popmusik. Eine Männerstimme aus dem Off sagt: „Schöfferhofer Grapefruit“. Währenddessen wird in Nahaufnahme ein Kasten gezeigt, in dem viele Flaschen des Getränks auf Eis liegen. Eine Hand nimmt eine Flasche heraus. Die Stimme spricht weiter: „Der unwiderstehliche Mix aus Schöfferhofer Weizen.“ Dabei sieht man eine junge Frau mit langen blonden Haaren und einer Bluse, die oberhalb des Bauches verknötet ist, die aus der Flasche trinkt. Die Nahaufnahme der Trinkszene zeigt, wie ein Eiswassertropfen an der Flasche abperlt. Als die Offstimme „Weizen“ spricht, erscheint in dem Wassertropfen ein junges Männergesicht mit erstauntem Blick. Während die Offstimme weiterspricht, fällt der Tropfen auf den nackten Bauch der Frau. In diesem Moment tönt aus dem Off: „Und fruchtig-herber Grapefruit“. Die Frau setzt die Flasche ab und lacht in Richtung eines Mannes. Im Anschluss prostern sich zwei Männer zu, gefolgt von einem Bild zweier Schöfferhofer-Grapefruit-Flaschen, die aneinander gestoßen und dabei von muskulösen Armen gehalten werden. Im Hintergrund sind unscharf eine Frau und ein Mann zu sehen, die ebenfalls das Getränk in der Hand halten. Die Stimme dazu: „Schöfferhofer Grapefruit: Erlebe das Prickeln!“

Die Inszenierung des alkoholischen Mixgetränkes spielt mit einer doppelten heterosexuellen Fantasie. Zum einen erscheint das Getränk als Symbiose eines männlichen und eines weiblichen Elements: Der Weizen als Symbol des männlichen Bieres ist vereinigt mit einer (Zitrus-)Frucht, einem uralten Symbol von Weiblichkeit. Zum anderen

führt das Getränk beide Geschlechter zusammen, und zwar sehr nah und unmittelbar körperlich: Der Wassertropfen, in dem ein männliches Gesicht magisch aufgehoben ist, fällt auf den entblößten weiblichen Bauch, also ins Zentrum sexueller Erregung. Diese sexuelle Szene wird verstärkt durch die mitlaufenden sprachlichen Verweise wie „unwiderstehlich“ und „Prickeln“. Die geschlechtliche Vereinigungssymbolik des Nahrungsmittels bietet sozusagen den Nährboden für die imaginäre Vereinigung der Konsumierenden. In einem weiteren Spot werden jene doppelten Sexualisierungen ebenso aktualisiert.

Eine Nahaufnahme zeigt eine blonde junge Frau und einen dunkelhaarigen jungen Mann, die sich intensiv mit einem Zungenkuss küssen. Währenddessen spricht aus dem Off eine Männerstimme: „Hol du ihn dir auch ...“. Dabei blendet das Bild im Hintergrund zwei ineinander fließende Flüssigkeiten ein: eine gelbliche auf der Höhe der blonden Frau, eine braune auf der Höhe des braunhaarigen Mannes. Die Stimme weiter: „... den erfrischenden Kuss von Cola und Orange“. Dann sieht man eine große Menge brauner und gelber Flüssigkeit, die ineinander fließen. Die Stimme: „MezzoMix. Und Mezzomix zero, Cola küsst Orange.“ Im Weiteren sieht man den jungen Mann nun seitlich in Nahaufnahme, wie er aus einer MezzoMix-Flasche trinkt. Dabei wird im Vordergrund das Label MezzoMix eingeblendet, rechts im Bild sieht man etwas verkleinert die entsprechende Flasche. Die Kamera zoomt zurück und zeigt den trinkenden Mann nun in einer Straße stehend, daneben steht die blonde Frau, die man nur von hinten sehen kann. Sie trägt ein gelbes ärmelloses Oberteil, er ein braunes Hemd. Nachdem der junge Mann die Flasche absetzt, schaut er die Frau zufrieden an. Es wird eine weitere Flasche MezzoMix eingeblendet mit dem Inlay: „Cola küsst Orange“.

Auch hier wird das beworbene Getränk als Vereinigung zweier stark kontrastierter Geschlechter stilisiert. Das helle Element versinnbildlicht das Weibliche – und dies sowohl auf der Ebene der Flüssigkeitsmaterie wie auf der personalen Ebene. Das dunkle Element versinnbildlicht das Männliche – auch dies wiederum sowohl auf der Ebene der Flüssigkeitsmaterie wie auch auf der personalen Ebene. Beide Objektszenarien folgen derselben binären Matrix des heterosexuellen Begehrens. Wie die weibliche und die männliche Flüssigkeit sich vermischen, so verschmelzen auch das weibliche und das männliche Individuum. Der Spot spricht hierzu bereits in seinem Auftakt eine unverhohlen-direkte Sprache. Die Darstellung des intensiven Zungenkusses führt eine Körperberührung über Körperflüssigkeiten ein. Hier wird also in erster Linie größtmögliche Differenz zwischen den beiden Beteiligten dargestellt, um sie dann fließend miteinander zu vereinigen.

Mit diesen Bildanalysen lässt sich ein spezifischer geschlechtlicher Symbolisierungsvorgang des Essens rekonstruieren. Nahrungsmittel sind danach nicht nur mit der Fantasie verknüpft, durch sie und mit ihnen sexuelle Lust zu erleben im Sinne eines aphrodisierenden Wirkungseffektes des Nahrungsmittels, sondern sie verkörpern selbst als Quasi-Geschlechtswesen die Lust der Vereinigung, weil sie selbst eine sexuelle Vereinigung vollzogen haben. Wir haben es also mit einer Analogisierung von Nahrungsmittel und KonsumentInnen zu tun bis hin zur Begehrensstruktur.

6 Wenn beide Geschlechter das Gleiche essen – Geschlechterunterschiede in der Geschlechterangleichung

Für viele Nahrungsmittelgruppen lassen sich in unserer Werbeanalyse quantitativ keine genderspezifischen Korrelationen nachweisen. Bedeutet dies, dass wir es hierbei mit geschlechterneutralen und -neutralisierenden Produkten zu tun haben? Um dies zu prüfen, wurden Spots aus vordergründig ‚geschlechterunauffälligen‘ Nahrungsmittelgruppen miteinander verglichen, die jeweils mit weiblichen und mit männlichen Akteuren inszeniert waren. Im Fall des probiotischen Joghurtdrinks Actimel enthielt unser Sample sogar eine ‚männliche‘ und eine ‚weibliche‘ Variante, die einen unmittelbaren Vergleich ermöglichen. Dieser wird im Folgenden vorgestellt.

6.1 Functional Food: die weibliche Variante

Im Zentrum dieses Actimel-Spots steht eine Frau, die in weißem Kittel forschend in einem Labor tätig ist. Eine männliche Offstimme: „Wie schützen Sie Ihre Abwehrkräfte?“ Es werden nacheinander das Kaltduschen, Obst, Gemüse und Vitamin C in Form von Zitronen genannt – also anerkannte Symbole des öffentlichen Diskurses zur Gesundheitsförderung. Man sieht die Hauptakteurin konzentriert bei der Arbeit am Mikroskop, im Hintergrund sieht man unscharf einen männlichen Kollegen. Es folgt die Erläuterung der gesundheitlichen Wirkungen von Actimel mithilfe einer grafischen Darstellung eines geschlechtsneutralen menschlichen Körpers. Verschiedene Stressoren – Stress, nasskaltes Wetter und Bakterien – greifen den Körper an. Actimel, so die Offstimme, „wirkt da, wo sich 70 Prozent des Immunsystems befinden. Wenn die körpereigene Abwehr durch äußere Einflüsse belastet wird, kann Actimel die Abwehrkräfte von innen heraus stärken“. Dazu wird visualisiert, wie schützende Kräfte – dargestellt als Punkte – aus der Darmregion „von innen heraus“ zu den Körperwänden strömen. Nach einem Schnitt sieht man die Frau in ihrer Küche am offenen Kühlschrank, der nur Obst, Gemüse, Wasser und zahlreiche Actimel-Flaschen beinhaltet. Sie nimmt das Produkt zu sich – wohligh entspannt mit geschlossenen Augen und einem zufriedenen Seufzen zum Trinkabschluss.

Der Spot erzählt eine spezifisch gebrochene Geschichte zur weiblichen Berufstätigkeit. Er zeigt eine souveräne, erfolgreiche Frau in einem angesehenen Berufsfeld und setzt damit eine historisch neue Weiblichkeitsfigur medial ein. Gleichwohl ist eine binäre Gendermatrix präsent. Obwohl die Frauenfigur offensichtlich einen hohen beruflichen Status hat und dies sogar in einem naturwissenschaftlichen Feld, ist es dann eine männliche Offstimme, die die naturwissenschaftliche Wirkung von Actimel erläutert. Zudem erscheint sie als Single. Der Blick in den häuslichen Raum liefert keinerlei Hinweise auf die Existenz einer weiteren Person in diesem Haushalt, geschweige denn von Kindern. Und schließlich: Diese Frauengeschichte ist eine der Gefährdungen: Die Protagonistin ist bedroht, Alltagsbelastungen und Umweltfaktoren greifen sie an, und es ist der Joghurt, der sie vor alledem schützt. Die Geschichte erzählt nicht von autonomen

Selbstschutzkompetenzen, sondern von Schwäche, Mangelhaftigkeit und Abhängigkeit. Zum Einstieg werden zwar bekannte Selbstschutztaktiken genannt, nämlich das Kaltduschen, der Verzehr von Gemüse, Obst und Zitronen, doch reicht ihre offenbare Wirkkraft nicht aus und sie verlangen von ihr viel Disziplin, sodass der Schutz durch Actimel weit verführerischer erscheint.

6.2 Functional Food: die männliche Variante

Ein junger Mann ist unscharf auf der Wiese eines modernen Hochschulcampus zu erkennen. Auf einem Inlay erscheint: „Für Sie getestet“ und eine männliche Offstimme spricht eben diesen Satz. Das Bild des jungen Mannes wird scharf, darunter das Inlay: „Teilnehmer an einer Actimel-Studie“. Er sitzt lässig auf einer Bank, trägt Sportkleidung, vor sich eine Sporttasche, und spricht direkt in die Kamera: „Haben Sie schon einmal an einer wissenschaftlichen Studie teilgenommen? Ich gerade letztes Jahr hier an der Uni, für Actimel“. Ein Fläschchen Actimel ist in seiner Sporttasche zu sehen. Er spricht weiter: „Ich war ja erst skeptisch, ob mir Actimel was bringt, denn ich ernähre mich gesund und Sport mach ich sowieso. Doch dann hab ich gemerkt, dass es mir echt gut tut. Und am Ende hab ich dann erfahren, dass die positive Wirkung von Actimel auch in der Studie bestätigt wurde. Schauen Sie mal, wie so eine Studie funktioniert.“ Es folgt die grafische Visualisierung einer Vergleichsstudie zwischen zwei Gruppen, von denen eine Actimel zu sich genommen hat. Beide Gruppen sind als Silhouetten dargestellt. In der Actimel-Gruppe bewegen sich die Wirkstoffe als Punkte stilisiert in der Darmregion, dann leuchtet die Silhouette auf. Die Offstimme dazu: „Diese und andere Studien zeigen, dass Actimel die natürlichen Abwehrkräfte von innen heraus stärken kann.“ Es wird auf weitere Informationen zur Studie im Internet verwiesen. Der Mann lächelt in die Kamera: „Ich war in der Actimel-Gruppe und seitdem trinke ich jeden Tag mein Actimel und fühl mich richtig gut.“ Dann trinkt er mit geschlossenen Augen und seufzt danach tief und wohligh. Lachend wendet er sich zur Kamera: „Also ich sag nur, probieren geht über studieren.“

Die Choreografie dieses Spots unterscheidet sich weitgehend von dem ersten. Während der weibliche Protagonist völlig sprachlos und schemenhaft blieb, führt der männliche Protagonist mit den ZuschauerInnen ein offensives Gespräch. Als Teilnehmer der Actimel-Studie ist er selbst der authentische Experte für das Produkt, der die ZuschauerInnen ausführlich und kompetent-rational informiert. Er steht anders im Zentrum der Szenerie als die Frau in der weiblichen Spot-Variante.

Der Spot mit dem weiblichen Protagonisten trägt stärker individualisierende Züge. Hier vermittelt die Silhouette eines Einzelkörpers die medizinischen Wirkungen des Produktes, während in dem Spot mit dem männlichen Protagonisten Gruppensilhouetten stilisiert werden. Viel weniger entsteht hierbei der Eindruck einer direkten, konkreten Gesundheitsgefährdung des dargestellten Mannes. Ganz im Gegenteil: Es scheint, dass es ihm gut geht, er treibt Sport, hält sich sowieso gesund, ist agil, fröhlich, interaktiv. Die Einnahme von Actimel ist ein erfreuliches Plus, mit dem sich der junge Mann

„richtig gut“ fühlt, aber sie ist keine sonderliche Dringlichkeit. Im Szenario der weiblichen Spot-Variante manifestiert sich demgegenüber eine deutlichere Dramatik zum gesundheitlichen Bedarf von Actimel. Viel ausgeprägter sind hier die Verweise auf Belastungen: die anstrengenden Regeln gesunder Lebensführung, ein anspruchsvoller Job, die Singularität und die Gesundheitsgefahren, denen der weibliche Körper permanent ausgesetzt ist. Zu guter Letzt: Der männliche Körper wird mit Sportlichkeit und Fitness assoziiert, der weibliche nicht.

6.3 Erfrischungsgetränke: Gesundheit versus Fitness

In einer weiteren Gegenüberstellung von zwei Spots zu Erfrischungsgetränken wollen wir der Frage nachgehen, wie Nahrungsmittel, die von beiden Geschlechtern konsumiert werden, dennoch geschlechtsspezifisch codiert werden. Hierzu zunächst der Spot für Hohes C Naturelle – ein Spot mit weiblichem Protagonisten.

Eine Frau in Freizeitkleidung auf einer Wiese klappt ein Buch auf, darin findet sich ein Klebezettel: „Genug getrunken?“. In der nächsten Sequenz kauft eine andere Frau im Businessoutfit an einem Kiosk eine Flasche Hohes C Naturelle, begleitet von der männlichen Offstimme: „Dich immer ans Trinken erinnern müssen“. Beim Öffnen des Portemonnaies entdeckt sie einen Zettel mit der Aufschrift „Trinken!“. Sie streicht liebevoll über das Foto mit drei Kindern, das daneben steckt. Dann erneut die männliche Offstimme: „Mit Hohes C Naturelle geht viel Trinken jetzt viel einfacher, weil’s so natürlich ist und so lecker schmeckt“. In der dritten Sequenz sitzen zwei junge Frauen an Büroschreibtischen. Als die eine ihren Laptop aufklappt, ist dort ein Klebezettel angebracht: „Schon getrunken?“. Die Frau, die den Zettel liest, nickt nachdenklich. Von der anderen Frau bekommt sie eine Flasche Hohes C Naturelle gereicht, während sie selbst aus einer anderen Flasche trinkt. Die Empfängerin trinkt ebenfalls. In der nächsten Sequenz schweben Apfel- und Zitronenstücke in Wasser durchs Bild. Die Offstimme dazu: „Natürliches stilles Mineralwasser und reiner Saft. Ohne künstliche Zusätze.“ In der Abschlussequenz reißt die Frau den Klebezettel vom Laptop und wirft ihn in einen Papierkorb. Die beiden Kolleginnen lachen einander herzlich an. „Natürlich viel Trinken. Hohes C Naturelle“, sagt der Mann im Off.

Es ist dies die Geschichte der Schwierigkeit, im Alltag genügend zu trinken. Immer wieder müssen offenbar Frauen – zum Beispiel durch Klebezettel – daran erinnert werden, diese Gesundheitsaufgabe nicht zu vergessen. Alle Frauen sind im Prinzip dazu bereit, sich ausreichend mit Flüssigkeit zu versorgen, denn in keinem Fall reagiert eine von ihnen verärgert oder abwehrend auf die Erinnerungshinweise. Aber ohne diese Hilfen sind sie dann doch überfordert, ihren Vorsatz einzulösen. Erst das Produkt beendet dieses weibliche Versagen. Weil das Getränk attraktiv genug ist, kann die Frau ab jetzt unabhängig ihre notwendige Flüssigkeitszufuhr sichern. Die Geschichte konstruiert eine weibliche Mangelhaftigkeit – nämlich die der Inkonsequenz bei der Umsetzung einer gesundheitsförderlichen Lebensweise – und gleichzeitig eine weibliche Erlösungsgeschichte, denn das neue Getränk hilft, die Gesundheitsregeln einzuhalten. In deutlichem

Kontrast hierzu steht der knappe Spot für Rosbacher mit Michael Schumacher als Testimonial.

Michael Schumacher macht Sportübungen. In sehr schnell geschnittenen Szenen boxt und kickt er mit Boxhandschuhen, springt Seil, hebt Gewichte und balanciert einen Fußball auf dem Fuß. Dann trinkt er aus einer Flasche Rosbacher. Dazu Schumachers Stimme aus dem Off: „Ich habe alles gegeben, jetzt hole ich mir alles wieder zurück. Rosbacher, 2:1 für deinen Körper.“

Der Spot verheißt zweierlei: Zum einen verkörpert Schumacher authentisch eine sensationelle Fitness und Sportlichkeit, er ist also kein Mangelwesen. Zum anderen „gibt er alles“, das heißt, er ist bereit, sich zu verausgaben und Leistung zu erbringen. Nachdem er dies getan hat, verhilft ihm das Getränk, seine bei dieser Anstrengung verbrauchten Ressourcen wieder aufzufüllen. Anders als in der weiblichen Spot-Variante zuvor gibt es in diesem Fall eine konkrete Belastung, die am Körper zehrt und die danach verlangt, dem Körper „alles wieder zurückzugeben“. Dennoch ist diese Belastung keine destruktive, sondern sie ist als Leistung positiv konnotiert. Das Getränk sichert nicht nur ab, dass diese Leistung selbstverständlich immer wieder neu erbracht werden kann. Es transportiert auch das Bild grenzenloser männlicher Machbarkeit.

7 Abschlussbilanz: Geschlechtersymbolisierungen in den Werbebildern des Essens

Die Analyse der Bilder der Nahrungsmittelwerbung zeigt, dass der Fokus auf die Geschlechtsakteure im Kontext spezifischer Nahrungsmittel zu kurz greift. Es sind letztlich nur in geringem Ausmaß die Nahrungsmittel selbst, die Geschlechterunterscheidungen hervorbringen. Vielmehr ist es die symbolische „Gesamtgestalt“, die die Vergeschlechtlichungen lanciert. Hierzu gehören die räumlichen und sozialen Rahmungen, in denen das Produkt präsentiert wird, die Art und Weise, wie es konsumiert wird, und schließlich auch in erheblichem Umfang die Fantasien zu seinen Wirkungen und Merkmalen, mit denen es in den Bildern aufgeladen wird. Die mit den Nahrungsmitteln in den Inszenierungen einhergehenden symbolischen Codes sind es, die das Doing Gender begründen, nicht die Nahrungsmittel an sich. In der Folge können Nahrungsmittel, die vordergründig unterschiedslos sowohl im weiblichen wie auch im männlichen Kontext platziert werden, hintergründig durchaus binär codiert sein, was wir in den qualitativen Beiträgen exemplarisch demonstrieren konnten.

Versucht man abschließend, aus den verschiedenen quantitativen und qualitativen Untersuchungsspuren eine Matrix der Geschlechtersymbole in den Werbebildern zu verdichten, lassen sich eine Reihe von Binaritäten erkennen.

Tabelle 5: Geschlechterbinaritäten in den Bildern zum Essen

Weiblichkeit	Männlichkeit
Gefährdung	Souveränität
Mangel	Kompetenz
Relational	Autonom
Sexyness	Rausch
Gesundheit	Fitness
Privatheit	Öffentlichkeit

Auch wenn solche differenzorientierten Schematisierungen immer die Gefahr bergen, den Variantenreichtum und die Widersprüchlichkeit der Zeichensysteme zu reduzieren, die Geschlechterbinarität extrem zu dramatisieren und Aufbrüche, Abweichungen und Neutralisierungsvorgänge dabei zu unterschlagen, zeichnen sie doch Figurationen einer Geschlechtermatrix ab – nur eben niemals in einem totalisierenden Sinne.

Während die weiblichen Figuren als gefährdete, mangelhafte und sozial eingebunden inszeniert werden, deren Begehren auf Sexyness und Gesundheit gerichtet ist und für die der private Raum relevant ist, erscheinen die männlichen Figuren souverän, kompetent, autonom-unabhängig, beziehungslos, ihr Begehren ist auf Fitness und Rausch gerichtet und der öffentliche Raum ist für sie relevant. In dieser Matrix werden Nahrungsmittel und Essen als Kompensatoren, Initiatoren, Verstärker und Objekte des Begehrens arrangiert.

Die zutage getretenen Geschlechtersymboliken sind im Grunde genommen durch-aus vertraut. Als Nahrungskonsumierende bewegen sich die Geschlechter nicht jenseits der symbolischen Ordnung der Geschlechter, sondern sie werden darin hervorgebracht. Gleichwohl wird neu erkennbar, wie sich auch die Beziehung zum Essen in diesem Codierungsfeld vergeschlechtlicht. Das Essen wird weniger durch die Affinität zu bestimmten geschlechtsspezifischen Nahrungsmitteln weiblich oder männlich, sondern durch die Praxisarenen, in denen es bildästhetisch platziert wird, und vor allem auch durch die magischen Konstrukte, mit denen es verknüpft wird. Eine prominente Rolle spielen hier die Versprechensfantasien, mit denen Nahrungsmittel umkleidet werden.

Offen bleiben muss jedoch bei alledem, ob und wie sich die Bildprodukte in den Ernährungspraxen der Geschlechter niederschlagen. Hierüber kann nur eine RezepientInnenforschung Aufschluss geben.

Literaturverzeichnis

Aronovsky, Alexandra & Furnham, Adrian. (2008). Gender portrayals in food commercials at different times of the day: A content analytic study. *Communications*, 33, 169–190

Ayaß, Ruth. (2002). Zwischen Innovation und Repetition: der Fernsehwerbespot als mediale Gattung. In Herbert Willems (Hrsg.), *Die Gesellschaft der Werbung. Kontexte und Texte; Produktionen und Rezeptionen; Entwicklungen und Perspektiven* (S. 155–171). Wiesbaden: Westdeutscher Verlag

Berger, Nicola. (2008). *Was sagt Clementine zur lila Kuh? Fernsehwerbung analysieren und interpretieren*. Duisburg: Universitätsverlag Rhein-Ruhr

- Borstnar, Nils. (2002a). Der Mann als Motiv. Das Konstrukt der Männlichkeit in der Werbung. In Herbert Willems (Hrsg.), *Die Gesellschaft der Werbung. Kontexte und Texte; Produktionen und Rezeptionen; Entwicklungen und Perspektiven* (S. 691–709). Wiesbaden: Westdeutscher Verlag
- Borstnar, Nils. (2002b). *Männlichkeit und Werbung. Inszenierung Typologie Bedeutung*. Kiel: Ludwig
- Bourdieu, Pierre. (1987). *Die feinen Unterschiede*. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Dauber, Andrea. (2008). *Geschlechterrollen in der TV-Werbung. Eine empirische Analyse zum Wandel der sozialen Konstruktionen*. Magisterarbeit Gutenberg Universität Mainz, unveröffentlichtes Ms
- Egger-Subotisch, Andrea. (2007). *Qualitative Analyse von Lebensmittelwerbung im Kinderprogramm*. Unter Mitarbeit von Winfried Moser, Katharina Stimmiker und Eva Denkmayr. Arbeiterkammer Wien. Zugriff am 24. April 2012 unter http://wien.arbeiterkammer.at/bilder/d59/Lebensmittelwerbung_Endbericht.pdf
- Flick, Uwe; Kardoff, Ernst von & Steinke, Ines. (2005). *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. 9. Aufl. Reinbek/Hamburg: Rowohlt
- Goffman, Erving. (1981). *Geschlecht und Werbung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Hall, Christine C. Iijima & Crum, Matthew J. (1994). Women and „Body-isms“ in Television Beer Commercials. *Sex Roles*, 31 (5/6), 329–337
- Hippmann, Cornelia. (2007). *Das Männerbild in der Zeitschriften- und Fernsehwerbung*. Leipzig: Engelsdorfer Verlag
- Knoblauch, Hubert & Raab, Jürgen. (2002). Der Werbespot als kommunikative Gattung. In: Herbert Willems (Hrsg.), *Die Gesellschaft der Werbung. Kontexte und Texte; Produktionen und Rezeptionen; Entwicklungen und Perspektiven* (S. 139–154). Wiesbaden: Westdeutscher Verlag
- Kuhlmann, Ellen & Kolip, Petra. (2005). *Gender und Public Health. Grundlegende Orientierungen für Forschung, Praxis und Politik*. Weinheim: Juventa
- Ledwig, Rafael. (2011). *Männlichkeit und Ernährung*. Unveröffentlichte Thesis im BA Soziale Arbeit und Gesundheit, FH Frankfurt/M.
- Lücke, Stefanie. (2007). *Ernährung im Fernsehen. Eine Kultivierungsstudie zur Darstellung und Wirkung*. Wiesbaden: VS Verlag
- Meyer-Renschhausen, Elisabeth. (1997). Zivilisationsgeschichte der Eßkultur. In: Gabriele Klein & Katharina Liebsch (Hrsg.), *Zivilisierung des weiblichen Ich* (S. 129–153). Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Motschenbacher, Heiko. (2006). „Women and men like different things“? *Doing Gender als Strategie der Werbesprache*. Univ., Diss. Frankfurt/M. 2005. Marburg: Tectum
- Parkin, Katherine J. (2006). *Food is love. Advertising and gender roles in modern America*. Philadelphia Pa.: Univ. of Pennsylvania Press
- Röckl, Yvonne. (2010). *Gender und Ernährung*. Unveröffentlichte Bachelor Thesis, Fachbereich Soziale Arbeit, FH Frankfurt/M.
- Rössler, Patrick; Lücke, Stephanie; Linzmaier, Vera; Steinhilper, Leila K. & Willhöft, Corinna. (2006). *Ernährung im Fernsehen. Darstellung und Wirkung. Eine empirische Studie*. München: R. Fischer
- Setzwein, Monika. (2004). *Ernährung – Körper – Geschlecht. Zur sozialen Konstruktion von Geschlecht im kulinarischen Kontext*. Wiesbaden: VS Verlag
- Seyfarth, Horst. (1995). *Bild und Sprache in der Fernsehwerbung. Eine empirische Untersuchung der Bereiche Auto und Kaffee*. Münster u. a.: LIT
- Wilk, Nicole M. (2002). *Körpercodes. Die vielen Gesichter der Weiblichkeit in der Werbung*. Frankfurt/M. u. a.: Campus
- Wyss, Eva Lia. (1998). *Werbespot als Fernsehtext. Mimikry Adaptation und kulturelle Variation*. Tübingen: Niemeyer

Zu den Personen

Sabine Flick, Soziologin, M.A., Dr. des. phil., wissenschaftliche Mitarbeiterin an der FH Frankfurt am Main, Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit. Arbeitsschwerpunkte: Genderforschung, Emotionssoziologie, Soziologie der Freundschaft, Arbeitssoziologie, Soziologie der Psychotherapie

Kontakt: Fachhochschule Frankfurt am Main, FB 4, Nibelungenplatz 1, 60318 Frankfurt am Main, Tel.: 069/1533-2874

E-Mail: flicks@fb4.fh-frankfurt.de

Lotte Rose, Diplom-Pädagogin, Dr. phil, Professorin an der FH Frankfurt am Main, Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit, Leitung des Gender- und Frauenforschungszentrums der Hessischen Hochschulen (gFFZ). Arbeitsschwerpunkte: Kindheits- und Jugendforschung, Genderforschung, Schulessen, Human-Animal-Studies

Kontakt: Fachhochschule Frankfurt am Main, FB 4, Nibelungenplatz 1, 60318 Frankfurt am Main, Tel.: 069/1533-2830

E-Mail: rose@fb4.fh-frankfurt.de

HausMANNskost: eine Analyse des Kochens aus der Perspektive sich wandelnder Männlichkeit

Zusammenfassung

Gesellschaftliche Vorstellungen von Männlichkeit beeinflussen den Umgang mit Kochen und sind mitunter verantwortlich dafür, dass die häusliche Beköstigungsarbeit heute immer noch weitestgehend von Frauen erledigt wird. Ziel dieses Beitrags ist es, herauszufinden, inwiefern Änderungen in Männlichkeitsvorstellungen die Kochgewohnheiten von Männern beeinflussen.

Eine Systematisierung verschiedener Fallstudien ergibt, dass das Kochen für Männer an Bedeutung zunimmt. Es dient als Projektionsfläche, um Wissen, ExpertInnentum und den eigenen Lifestyle darzustellen. Die Verbindung zwischen Fürsorge, Kochen und Weiblichkeit wird nicht aufgebrochen. Die Küche bleibt weiterhin ein vergeschlechtlichter Raum, allerdings verliert die Ideologie der getrennten Sphären an Bedeutung. Eine moderne häusliche Männlichkeit entsteht, die sich daraus speist, das alltägliche Kochen als kreative Ausdrucksmöglichkeit zu nutzen.

Schlüsselwörter

Männlichkeit, Kochen, Hausarbeit, Essen, Gender

Summary

HausMANNskost: An Analysis of Cooking from the Perspective of Hegemonic Masculinity in Transformation

This work systematises different case studies focusing on masculinity and cooking to gain new insights into male domestic cooking practices in relation to changing hegemonic masculinities.

Following the ideal of transnational business masculinity, cooking gains significant value in managing the own body and strengthening homosocial male relationships. The association between caring, cooking and femininity still exists. In this way, the kitchen remains a gendered space, although the traditional hegemonic ideology of separate spheres loses its prominence. A modern domestic masculinity evolves, using everyday cooking as expression of creativity and pleasure. Domestic masculinity is ambivalent because it does not shake up the traditional division of household chores and yet profits from gaining possible distinctions.

Keywords

masculinity, cooking, domestic labour, food, gender

Einleitung

Die Küche ist längst nicht mehr das ausschließliche Terrain von Frauen, denn immer mehr Männer stehen am heimischen Herd (vgl. Aarseth/Olsen 2008: 277). Lässt sich daraus ein Aufbrechen tradiertter Geschlechterarrangements ableiten? Oder maskiert dieser Wandel lediglich altbekannte Dominanzstrukturen?

Männer und Frauen orientieren sich am Leitbild hegemonialer Männlichkeit. Dieses bleibt als historisch wandelbares Konzept nicht unbeeinflusst von gesellschaftlichen Veränderungen (Connell 1999; Connell/Wood 2005). Ich gehe von der These aus, dass gesellschaftliche Vorstellungen von Männlichkeit den Umgang mit Kochen beeinflus-

sen und mitunter dafür verantwortlich sind, dass die häusliche Beköstigungsarbeit heute immer noch weitestgehend von Frauen erledigt wird (vgl. Leonhäuser et al. 2009; Leitner et al. 2004). Mein Ziel ist es, herauszufinden, inwiefern Wandlungstendenzen von Männlichkeit sich in den Kochgewohnheiten von Männern widerspiegeln.

Als theoretischer Rahmen dient Connells Konzept hegemonialer Männlichkeit, da es Geschlecht nicht lediglich als dichotomes Verhältnis zwischen Männern und Frauen betrachtet, sondern als relationale Kategorie begreift, die Menschen ein vergeschlechtlichtes Leben führen lässt. Männlichkeit wird dabei als überindividuell und in multiplen Variationen vorkommend verstanden. Verschiedene Männlichkeiten sind untereinander hierarchisch strukturiert und unterliegen einem gesellschaftlichen Wandel. Connell unterscheidet zwischen hegemonialer Männlichkeit, die als normative Leitkategorie männlicher Identitäten fungiert, und den ihr untergeordneten Männlichkeiten (vgl. Connell 1999: 98–102).

Im Sinne eines „Patchwork of evidence“ (vgl. Connell 2009) werden verschiedene Studien systematisiert, die männliches Kochverhalten zum Fokus haben, um zu prüfen, inwiefern eine Veränderung in den Kochgewohnheiten stattgefunden hat. Es wird ein möglichst breites Spektrum an Studien einbezogen, um einen umfassenden Einblick zu gewährleisten. Diese variieren sowohl in einem zeitlichen und räumlichen Kontext als auch hinsichtlich der Lebensformen der Teilnehmer und deren Einstellungen zum Kochen. Diese Fallstudien sollen dazu dienen, Faktoren zu identifizieren, die als Marker hegemonialer männlicher Kochkompetenz verstanden werden können. In den einzelnen Studien wird versucht, herauszufinden, wie Männlichkeit konstruiert wird und wie ein allgemeiner Wandel gesellschaftlicher Leitbilder von Männlichkeit sich auf die Beziehung der Männer zum Kochen auswirkt. Hinzugezogen werden historische Studien über Kochbücher sowie Analysen heutiger dominanter medialer Vorbilder.

Bisher wurde kaum zu Vorstellungen von Männlichkeiten im Ernährungskontext geforscht (vgl. Julier/Lindenfeld 2005: 2). Dieses Unterfangen erscheint gewinnbringend, da die moderne Gesellschaft durch einen Wandel in den Lebensformen, Arbeitsverhältnissen und Vorstellungen von Partnerschaft gekennzeichnet ist, der auch einen Einfluss auf die vorherrschenden Leitbilder von Männlichkeit ausübt (vgl. Gesterkamp 2007). Vieles deutet darauf hin, dass die Arbeitsteilung sich weiter verändern wird, da Frauen sich immer stärker am Arbeitsmarkt beteiligen und Männer somit dieses Terrain nicht mehr selbstverständlich für sich beanspruchen können (vgl. Wimbauer et al. 2002). Gleichzeitig können immer mehr Männer, verursacht durch strukturelle und persönliche Umstände, nicht mehr selbstverständlich davon ausgehen, jeden Tag mit einer warmen Mahlzeit versorgt zu werden (vgl. Meier-Gräwe 2006; Brombach 2005). Es ist nötig, Faktoren zu identifizieren, die Männer einen Zugang zum Kochen ermöglichen, und zu erforschen, welche Varianten des häuslichen Kochens sich mit Vorstellungen von Männlichkeit am besten vereinbaren lassen.

Diese Perspektive ermöglicht es zum einen, den in der Männlichkeitsforschung häufig gewählten Fokus auf Erwerbsarbeit als Sphäre der Produktion und Reproduktion von Geschlechterverhältnissen zu überschreiten (vgl. Becker-Schmidt 2010: 339).

Zum anderen könnte auch die soziologisch orientierte Ernährungsforschung davon profitieren, ihre Fragestellungen hinsichtlich der sozialen Konstruktion von Geschlecht zu erweitern. Solch ein erweitertes Verständnis deutungsmächtiger gesellschaftlicher Norm- und Normalitätsvorstellungen könnte letztendlich den Zugang zu verschiedenen Zielgruppen im Gesundheitssektor und in der Ernährungsbildung verbessern. Ein Blick auf das Kochen kann helfen, die „doppelte Leerstelle“ (Leonhäuser et al. 2009: 29), die zwischen Genderforschung und Ernährungswissenschaft besteht, merklich zu schließen.

1 Forschungsstand

Kochen ist Arbeit, die erledigt werden muss, und hat als tägliche Praxis Auswirkungen auf die Konstitution von Geschlechterverhältnissen. Es dient als ressourcenabhängige Praxis der symbolischen Vermittlung von Männlichkeit und Weiblichkeit. Damit werden Unterschiede generiert, die sich im Kochverhalten der Menschen, in ihrem spezifischen Wissen und Können widerspiegeln. Das Kochen markiert den Punkt, an dem Nahrung von einem zunächst natürlichen Produkt in einen Kulturzustand überführt wird (vgl. Lévi-Strauss 2000: 192). Damit wird aus Nahrung Essen und aus dem Kochen mehr als eine Gartechnik. Es ist unmittelbar mit erlerntem, geteiltem und sozial vermitteltem Wissen verbunden und wird dadurch zur prägenden Struktur von Abläufen, Identitäten und ganzen Gesellschaften (vgl. Brombach 2005: 203; Brombach 2011).

Dass Kochen im Haushalt größtenteils immer noch Frauenarbeit ist, wurde immer wieder bestätigt (vgl. Hook 2010; Leonhäuser et al. 2009; Aarseth/Olsen 2008). Fokus dieser Studien ist die gewöhnliche häusliche Arbeitsteilung in traditionellen Familienarrangements (vgl. etwa Beagan et al. 2008; De Vault 1994; Charles/Kerr 1988; Berk 1985). Besonders in der deutschen Forschungslandschaft wurde der Untersuchungsgegenstand Mann in diesem Zusammenhang lange vernachlässigt (vgl. Meuser 2006: 9). Hinzu kommt, dass die bestehenden Studien oft auf einer Ebene der Beschreibung geschlechtsspezifischer Unterschiede verbleiben und somit allenfalls bereits bekannte Zusammenhänge reproduzieren. Geschlecht wird als Naturkonstante und nicht als Zuschreibungsmerkmal in sozialen Interaktionsprozessen betrachtet (vgl. Meier 2002: 60; Julier/Lindenfeld 2005: 3). Zu Fragestellungen, welche die gesellschaftliche Konstruktion von Geschlecht und Ernährung in ihrem Zusammenhang in den Blick nehmen, gibt es im deutschen und im internationalen Raum wenige nennenswerte Forschungsarbeiten (vgl. Setzwein 2004; Leonhäuser et al. 2009: 29).

Was Männer tun, wird als männlich betrachtet, ohne zu hinterfragen, warum sie es tun, welche sozialen Muster und Institutionen bei der Konstruktion von Männlichkeit eine Rolle spielen. Wichtig wäre es, zu beleuchten, wie Faktoren männlicher Identität und Ernährungs- sowie Essverhalten zusammenhängen (vgl. Julier/Lindenfeld 2005: 8; Roos/Prättälä/Koski 2001). Einen ersten Versuch, diese Lücke zu schließen, stellte der 2005 erschienene Sammelband von *Food and Foodways* (vgl. Julier/Lindenfeld 2005) dar, der sich ausführlich verschiedenen Fallstudien zu Männern, Männlichkeit und Essen widmet.

2 Hegemoniale Männlichkeit im Wandel

Als theoretischer Rahmen für diese Arbeit dienen Connells Überlegungen zu Männlichkeit. Männlichkeit bezeichnet eine Position im Geschlechterverhältnis, die Praktiken, durch die Männer und Frauen¹ diese Position einnehmen, sowie die Auswirkungen dieser Praktiken auf Körper, Persönlichkeit und Kultur (vgl. Connell 1999: 91). Somit wird Männlichkeit als eine Hierarchie von multiplen Praktiken, die abhängig vom kulturellen Kontext und geschichtlicher Epoche unterschiedliche Formen annehmen, begriffen (vgl. Connell 2000: 21; Connell 1999: 97).

Connells Konzeption hegemonialer Männlichkeit als das Idealbild von Männlichkeit prägende Form wurde in der internationalen Forschungslandschaft auf breiter Basis akzeptiert (vgl. Hearn 2004: 55), dennoch wurden im Laufe der Rezeptionsgeschichte auch kritische Stimmen laut, die vor allem die Vieldeutigkeit und mangelnde konzeptuelle Präzision von Connells Ansatz monieren (Donaldson 1993; Hearn 2004; Wetherell/Edley 1999; Whitehead 1999, 2002; Demetriou 2001; Howson 2006).

So bleibt offen, ob es sich bei hegemonialer Männlichkeit um kulturelle Repräsentationen, institutionelle Strukturen oder alltägliche Praktiken handelt, die im Fokus stehen (vgl. Hearn 2004). Unklar ist ebenfalls das Verhältnis zwischen hegemonialer Männlichkeit und anderen Formen von Männlichkeit. Connell begreift nichthegemoniale Formen als Gegenkräfte, es bleibt aber vage, ob und wie sich verschiedene Formen von Männlichkeit gegenseitig beeinflussen und verändern. Demetriou weist darauf hin, dass nach Gramscis Hegemoniebegriff, auf den sich Connell bezieht, hegemoniale und nichthegemoniale Kräfte immer in einer dialektischen Beziehung zueinander stehen und sich somit gegenseitig beeinflussen und verändern (vgl. Demetriou 2001: 347f.). Diese Lücke in Connells Konzeption lässt somit offen, wie hegemoniale Männlichkeit im sozialen Prozess geformt und verändert wird. Ebenso unbeantwortet bleibt, wie sich gegenhegemoniale Kräfte empirisch und theoretisch fassen lassen (vgl. Donaldson 1993). Die Beschreibung hegemonialer Männlichkeit in Bezug auf das Verhältnis von Klassenzugehörigkeit und Geschlecht bleibt ebenfalls unterkomplex (vgl. Donaldson 1993).

Die empirische Beobachtung ist mit der Frage konfrontiert, ob sich Männlichkeit auf ein bestimmtes Repertoire an beobachtbaren Praktiken reduzieren lassen kann. Hinzu kommt, dass Connell zwar mit dem Konzept hegemonialer Männlichkeit die Aufmerksamkeit auf die prozesshafte und fluide Formation von Männlichkeiten lenken wollte, sich aber eine typologische Lesart der hierarchischen Beziehungen unter Männern anbietet und auch häufig so verstanden wurde. Dies stellt eine weitere konzeptuelle und empirische Schwäche dar (vgl. Hearn 2004: 58).

Trotzdem erweist sich eine Rezeption von Connell als gewinnbringend im Hinblick auf mehrere Aspekte. Zum einen ist hervorzuheben, dass seine Konzeption von Männlichkeit in Anlehnung an Gramscis Hegemoniebegriff in der Lage ist, Licht darauf zu werfen,

1 Es existiert kein weibliches Pendant zu hegemonialer Männlichkeit im Sinne einer hegemonialen Weiblichkeit. Auch Frauen orientieren sich an hegemonialer Männlichkeit als Leitvorstellung, um einen höheren gesellschaftlichen Status zu erlangen (vgl. Connell 1999: 253).

wie sich ungleiche Machtverhältnisse in der Gesellschaft vor allem auch in den Praktiken zeigen, die habituell in den Alltag integriert sind, und das formen, was gemeinhin als Normalität akzeptiert wird. Diese kritisch zu hinterfragen ist mit einem Begriff hegemonialer Männlichkeit möglich. Zweitens eröffnet Connells Ansatz die Möglichkeit, Geschlechterverhältnisse nicht nur als Verhältnis zwischen Männlichkeit und Weiblichkeit zu betrachten, sondern darüber hinaus den Blick darauf zu lenken, wie diese Verhältnisse im Rahmen von Interaktion verschiedener männlicher Orientierungen geformt und verändert werden.

Nach Connell und Wood (2005: 348) lässt sich eine traditionell hegemoniale Männlichkeit wie folgt kennzeichnen: Es handelt sich um eine wertkonservative Haltung, das Gebot der Heterosexualität wird verfolgt, es herrscht eine familiäre Arbeitsteilung zwischen Hausfrau und Familienernährer vor. Zudem sind eine starke Betonung der Geschlechtsunterschiede auf einer symbolischen Ebene und eine emotionale Distanz zwischen Männern und Frauen zu beobachten.

Die hegemoniale Männlichkeit der Moderne ist historisch auf das Wachstum des Industriekapitalismus sowie des Imperialismus zurückzuführen (vgl. Miller 1998). Sie beruht auf einer Trennung der öffentlichen und privaten Sphäre und platziert männliche Identitätsbildung hauptsächlich in der Arena der Erwerbsarbeit. Gerade dieser Sektor der Gesellschaft war in den letzten Jahrzehnten einem rapiden Wandel ausgesetzt, der mutmaßlich auch Auswirkungen auf männliche Identitätskonstruktionen hat (vgl. Meuser 2010: 329). Fortschreitende Globalisierung führte zu massiven Veränderungen auf dem Arbeitsmarkt (vgl. Connell 2009: 26f.). Diese veränderte nicht nur die Beziehung von Politik und Wirtschaft nachhaltig, sondern wirkte sich bis in den privaten Sektor aus (vgl. Hofmeister et al. 2008; Connell/Wood 2005: 348). Ein Beispiel hierfür ist die zunehmende Annäherung der Erwerbsquoten von Männern und Frauen in Deutschland (vgl. Dressel 2005: 108). Inzwischen sind in 51 Prozent aller Familienhaushalte beide Partner berufstätig (vgl. Leonhäuser et al. 2009: 37); die Erwerbsquote verheirateter Frauen liegt derzeit bei 59 Prozent (vgl. Dressel 2005: 118). Frauen, die sich ausschließlich der Hausarbeit und Kindererziehung widmen, werden immer seltener. Auch das Arbeitsumfeld von Männern verändert sich. Heute gibt es weitaus weniger Berufe, in denen der Arbeitsablauf in einem homosozialen Umfeld stattfindet (vgl. Meuser 2010: 330).

Als Indiz für Veränderungen kann auch die Entwicklung des „neuen Mannes“ oder des „neuen Vaters“ (vgl. etwa Gesterkamp 2007; Zulehner/Volz 1998) herangezogen werden. Beschrieben wird diese Form von Männlichkeit als die Trennung der öffentlichen und privaten Sphäre überschreitende, fürsorgliche Männlichkeit, die aktiv versucht, ein gleichberechtigtes, partnerschaftliches Leben aufzubauen (vgl. Hollows 2003: 232). Fraglich bleibt, inwiefern solche Zuschreibungen in der Lage sind, hegemoniale Männlichkeit zu transformieren, oder inwiefern sie lediglich für eine Reproduktion altbekannter Dominanzverhältnisse im neuen Gewand sorgen.

Im Folgenden soll untersucht werden, wie sich diese Veränderungen in der Performanz hegemonialer Männlichkeit im Kontext der Nahrungszubereitung widerspiegeln und welche Gestaltungsmöglichkeiten sich unter „Entgrenzungsbedingungen“ (Bittlingmayer 2002: 236) eröffnen. Connell spricht diesbezüglich von einer „transnational

business masculinity“ (Connell/Wood 2005), in anderen Quellen werden diese Männlichkeitskonstruktionen als „unternehmerisches Selbst“ (Bröckling 2002) oder „Just-in-time“-Männlichkeit beschrieben (Budde/Schultz 2003). Diese Beobachtungen basieren auf einem bestimmten Ausschnitt männlicher Realitäten, wurden erhoben in der Sphäre der Erwerbsarbeit und konzentrieren sich auf die Perspektiven von Männern, deren Beruf im Management angesiedelt ist. Dies gilt es bei Fragestellungen, die einen Wandel in der häuslichen Sphäre zum Gegenstand haben, zu berücksichtigen.

Diese Formen von Männlichkeit sind individualistisch und erhalten ihre Macht weniger durch Bürokratie und starre Hierarchien, sondern durch eine starke Marktorientierung (Wedgwood/Connell 2008: 120). Sie basieren auf einer Betonung von „agency“, dem Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten, und gehorchen dem Prinzip, dass nur die Fittesten und sich beständig Anpassenden überleben. Zugleich werden sie als flexibel gegenüber klassischen Männlichkeitsattributen beschrieben, die sich bedarfsabhängig und situationsangepasst einsetzen oder zurückfahren lassen (vgl. Meuser 2010: 332; Budde 2010: 345). Dies führt zu einer größeren Bandbreite an Handlungsmöglichkeiten für Männer.

Bei allen Veränderungen gilt es nach Budde, nicht aus den Augen zu verlieren, dass es immer noch um die Legitimation und Ausführung kollektiver Macht geht. Diese wird durch institutionelle Macht und individuelle Autorität am Arbeitsplatz gestützt. Die strikte Trennung der Geschlechter verliert an Bedeutung, was sich auch in einer geringeren Distanz zu untergeordneten Männlichkeiten bemerkbar macht (vgl. Connell/Wood 2005: 359).

3 Methode

Im Sinne eines „Patchwork of evidence“ (Connell 2009: 28), einer Systematisierung verschiedener Studien, die Männer und Kochen im Fokus haben, wird nachfolgend geprüft, inwiefern ein Wandel in den Kochgewohnheiten stattgefunden hat. Eine solche Sekundäranalyse verschiedener Fallstudien durchzuführen, birgt sicher ein gewisses Risiko. Leider sind die ursprünglichen Datensätze mit transkribierten Interviews oder anderen Daten nicht zugänglich, sondern lediglich die nach relevanten Themen und Aspekten gefilterten Aufsätze der AutorInnen. Diese gewähren keinen Einblick in den gesamten Forschungsprozess, sondern immer nur in partielle, auf bestimmte Aspekte hin zugespitzte Ausschnitte.

Trotzdem oder gerade deswegen kann es hilfreich sein, in dieser Art und Weise vorzugehen. Eine vergleichende Sekundäranalyse fördert möglicherweise Erkenntnisse zutage, die in einigen Studien lediglich angedeutet wurden. Nur so ist es möglich, dieses Thema aus verschiedenen Blickwinkeln unter dem Fokus verschiedenster sozialer Kochsituationen zu beleuchten.

Hegemoniale Männlichkeit fungiert als Leitbild der Gesellschaft, das sich in alltäglichen Praxen widerspiegelt. Die ausgewählten Fallstudien sollen diesem Verhältnis gerecht werden, indem zunächst einmal die typischen Vorstellungen von Männern,

die kochen, analysiert werden. Zu diesem Zweck erfolgt erstens eine Re-Analyse der medialen Darstellung von Männlichkeit in Kochbüchern. In einem zweiten Schritt soll dann die Alltagsebene in den Fokus gerückt werden. Um einen umfassenden Einblick zu gewährleisten, wird ein möglichst breites Spektrum an Studien einbezogen. Diese variieren sowohl in einem zeitlichen und räumlichen Kontext als auch hinsichtlich der Lebensformen und Einstellungen. Die im Folgenden aufgezeigten Ergebnisse stützen sich auf die Sekundäranalyse folgender Fallstudien:²

- eine vergleichende Analyse verschiedener US-amerikanischer Kochbücher aus den Jahren 1890–1960 mit dem Fokus auf Genderaspekten (Neuhaus 2003),
- eine inhaltsanalytische Studie von Jamie Olivers Fernsehformaten und Kochbüchern, um moderne Formen männlicher Kochpraxis zu beleuchten (Hollows 2003),
- eine ethnographische Studie über die symbolische Konstruktion des kochenden Vaters in der Familie (Adler 1981),
- eine Studie, in der mittels teilnehmender Beobachtung ein Männerkochkurs mit homo- und heterosexuellen Männern aus England untersucht wurde. Ziel war es, die Bedeutung des Kochens für unterschiedliche Gruppen von Männern zu erforschen (Coxon 1983),
- eine Interviewstudie mit vier Paaren unterschiedlichen sozioökonomischen Hintergrunds aus Deutschland über die Aufteilung von Kochaufgaben in ihrem Haushalt, um Erkenntnisse über den determinierenden Charakter von Geschlecht und Position in der Gesellschaft zu erhalten (vgl. Frerichs/Steinrücke 1997),
- eine teilnehmende Beobachtung des Arbeitsalltags amerikanischer Feuerwehrmänner mit Fokus auf deren Koch- und Einkaufspraktiken mit dem Ziel, Männlichkeitskonstruktionen alltäglich kochender Männer zu beleuchten (vgl. Deutsch 2005),
- qualitative Interviews mit 20 finnischen Zimmermännern und 20 Ingenieuren zu ihren Ess- und Kochgewohnheiten. Die Studie konzentriert sich vor allem auf Unterschiede zwischen diesen beiden Berufsgruppen und will diese erklären (vgl. Roos/Prättälä/Koski 2001),
- Tiefeninterviews mit 30 Männern und Frauen aus Kanada, die sich selbst als „Foodies“³, Menschen mit einer Leidenschaft für Kochen und Essen, bezeichnen. Untersucht wurde, wie Geschlecht in Anbetracht der Tatsache, dass in dieser Gruppe auch Männer rege an der Vor-, Zu- und Nachbereitung von Speisen beteiligt sind, ausgehandelt wird (vgl. Cairns et al. 2010),
- Interviews mit 19 norwegischen und dänischen Paaren, in denen beide Partner Vollzeit arbeiten und die Hausarbeit gleichmäßig untereinander aufteilen. Forschungsleitende Frage war, wie sich diese Arbeitsteilung in den Kochpraxen und Identitätskonstruktionen von Männern niederschlägt (vgl. Aarseth/Olsen 2008).

2 Leider gibt es kaum Studien, die sich mit dem Kochalltag marginalisierter Gruppen auseinandersetzen, sodass diese Gruppen nicht in die Analyse mit einbezogen werden konnten (Ausnahme ist Carrington 2008).

3 Um den normativen Gehalt des Begriffs Foodie existiert eine Debatte, auf die hier nicht genauer eingegangen werden kann, sie ist nachzulesen bei Johnston/Baumann (2010: 59f.).

4 Mediale Repräsentation von Kochverhältnissen und Gender-Stereotypen

Kochbücher bilden niemals die Realität kochender Männer ab, sondern gesellschaftliche Vorstellungen davon, wie Männer kochen und zu kochen haben (vgl. Neuhaus 2003). Das macht sie zu einem lohnenswerten Untersuchungsgegenstand für die Analyse männlicher Leitbilder, sie sind jedoch nur bedingt nutzbar, um tatsächliches Kochverhalten zu verstehen. Kochbücher für Männer sind keine Erscheinung des modernen „Kochhypes“, der seit einigen Jahren um sich greift. Im Gegenteil: Schon um 1920 herum gab es Kochbücher, die speziell an Männer adressiert waren. In ihrer Studie zu Kochbüchern in den USA zwischen 1890 und 1960 legt Neuhaus (2003) dar, wie sich diese Kochbücher von denjenigen für Frauen unterschieden. So wiesen sie etwa keinerlei Charakter einer Arbeitsanleitung mit detaillierten Hinweisen zu Rezepten auf, sondern lasen sich eher wie Reisebeschreibungen und waren gespickt mit Anekdoten. Das Kochen der Männer hingegen wurde naturalisiert. „Men naturally possessed the ability to cook more creatively and with better results than women“ (Neuhaus 2003: 202). Das Kochen der Frauen wird als akribisches Abmessen und Wiegen beschrieben. Heraus kommen „dull and tasteless daily meals“ (Neuhaus 2003: 204), die ganz eindeutig auf einer Ebene von Alltagsversorgung einzuordnen sind, nicht auf einer des Genusses. Für die 1920er Jahre lassen sich diese Zuschreibungen darauf zurückführen, dass mit der zunehmenden Freiheit der Frauen gleichzeitig auch ihre Rolle im Haushalt in Frage gestellt werden konnte (vgl. Neuhaus 2003: 94). In den Kochbüchern der 1950er Jahre bleibt das männliche Kochen naturalisiert, wenngleich es anders gerechtfertigt wurde. Durch den Krieg und die anbrechende gesellschaftliche Moderne wurden Männlichkeiten zu immer fragileren Identitätsmustern (vgl. Neuhaus 2003: 215). Um Männern nicht noch weitere identitäre Brüche zuzumuten, betonten Kochbücher dieser Zeit die Unterschiede in Geschmack und Kochgewohnheiten von Männern und Frauen (Neuhaus 2003: 93).

Personen und Narrative der medialen Öffentlichkeit wirken oft als Vorreiter neuer Entwicklungen. Hollows (2003) hat am Beispiel des Fernsehkochs und Kochbuchautors Jamie Oliver untersucht, wie in dessen Büchern und seiner öffentlichen Darstellung Männlichkeit konstruiert wird. Oliver positioniert sich zwischen dem *new man* und dem *new lad* und etabliert somit das Kochen als Teil eines männlichen Lifestyles (vgl. Hollows 2003: 230). Als neuer Mann positioniert er sich im Diskurs über elterliche Verantwortung und gesunde Ernährung. Trotzdem wird diese Aufgabe bei Oliver nicht zur Männersache. Er hält sich einen Fluchtweg frei, indem er von der Rolle des *new man* zu der des *new lad* flüchten kann (vgl. Hollows 2003: 239). Wenn der *new man* den fürsorgenden modernen Vater symbolisiert, so ist der *new lad* der trotzige Jugendliche. Als Gegenentwurf zum ‚neuen Mann‘ inkorporiert er eine trotzige Männlichkeit, die als „middle class but in love with working class masculinity“ (vgl. Hollows 2003: 232f.) charakterisiert werden kann. Alkohol, Sport und Musik spielen eine große Rolle bei diesem Lifestyle (vgl. Hollows 2003: 233). Jamie Oliver zeigt, wie das häusliche Kochen in diese Art zu leben integriert werden kann. Er betont, dass schnelle Gerichte, die man

mit Spaß zubereiten und dann mit FreundInnen verzehren kann, im Vordergrund seiner Küche stehen. Damit balanciert er zwischen diesen beiden modernen Männlichkeiten, ohne sich für eine Variante entscheiden zu müssen.

Er konstruiert das häusliche Kochen als zugängliche und durchführbare Tätigkeit, ohne dabei auf die früher übliche Naturalisierung des männlichen Kochens zurückzugreifen (vgl. Hollows 2003: 231). Kochfähigkeiten sind nichts, was Männer von Natur aus besitzen, aber auch nichts, das nicht erlernbar wäre. Damit balanciert er wiederum auf einer Schnittstelle, nämlich auf der zwischen femininem häuslichen Kochen und professionellem Kochen in der Öffentlichkeit (vgl. Hollows 2003: 230). Dieser Zugang ist insofern bemerkenswert, da er als professioneller Koch auf das Berufsprestige und die Kennerschaft angewiesen ist, die dieser Berufsposition unterstellt werden. Er grenzt sich davon aber massiv ab und widersetzt sich so nicht nur den Konventionen seines Berufsstandes, sondern gleichzeitig auch den Konventionen kulinarischer Männlichkeit.

Die Autorität, die Mütter und Frauen in der Küche innehaben, wird explizit zurückgewiesen. Jamie Oliver betont einen lockeren und experimentierfreudigen Kochstil, der davon lebt, es anders zu machen als Profiköche und Mütter (vgl. Hollows 2003: 235). Damit inszeniert er eine häusliche Männlichkeit, die sich weder hypermaskuliner Reviermarkierungen bedient noch in als weiblich konnotierte Verhaltensweisen abrutscht.

Kochen als Arbeit wird weitestgehend negiert, dafür werden Freizeit-, Erholungs- und Selbstverwirklichungswert betont (vgl. Hollows 2003: 229). Neu an Olivers kulinarischer Männlichkeit ist folglich nicht der Bezug zu Spaß und Genuss, sondern die Übertragung dieser Motive in einen alltäglichen Kontext, fernab vom professionellen Kochen.

Inwiefern steht diese kulinarische Männlichkeit in Bezug zum Wandel hegemonialer Leitbilder? Bei Connell finden sich vornehmlich Hinweise auf den beruflichen Kontext der „transnational business masculinity“, nicht auf Freizeitaspekte. Allerdings lässt sich das, was im Beruf gilt – die Betonung der Machbarkeit von Problemstellungen, die Fähigkeit, das eigene Leben selbst in die Hand zu nehmen –, auf den Alltagskontext übertragen. Somit kann die Betonung von Spaß am Kochen durchaus mit diesem Typus moderner Männlichkeit in Einklang gebracht werden. Wer keinen Spaß hat, ist selbst schuld, so könnte das Credo dieses Typus lauten. Dies gilt zumindest für die Idealvorstellung. Männer, die durch einen langen Arbeitstag, unregelmäßige Pausen und permanente Bereitschaft zur Höchstleistung gekennzeichnet sind, werden im Umkehrschluss kaum Zeit finden, diese moderne Form kulinarischer Männlichkeit zu leben.

5 Männlichkeiten im Wandel

Mit Blick auf Veränderungen in den Männlichkeitskonstruktionen lassen sich drei Bereiche herausgreifen, die ein gewisses Veränderungspotenzial aufweisen. Dies betrifft erstens den Bereich der familialen Versorgungsarbeit, zweitens den Bereich Genussorientierung im Kochalltag sowie drittens die Frage danach, wie Wissen und ExpertInnen-tum konstruiert werden.

Die Abgrenzungsstrategien in Bezug auf Versorgungsarbeit haben sich verändert. Lange galt: Wenn Männer kochen, dann bedienen sie sich mannigfaltiger Strategien, um deutlich zu machen, dass ein Unterschied zur als weiblich konnotierten Tätigkeit besteht. Diese Strategien galten für alle Bereiche der Vor-, Zu- und Nachbereitung des Essens. Männliche Kochpraktiken und bevorzugte Gerichte wurden entweder durch symbolische Abgrenzung zum weiblichen Kochen oder durch Betonung der männlichen Wertigkeit bestimmter Zutaten oder Arbeitsschritte im Gegensatz zum weiblichen Kochen konstruiert (vgl. Adler 1981: 47). In den beiden Studien aus den 1980er Jahren (vgl. Adler 1981 sowie Coxon 1983) kommt dies deutlich zum Vorschein. Adler beschreibt, wie Männer sich als kochende Väter fast ausschließlich am Wochenende ins Familienleben einbringen. „The very fact that Dad usually makes pancakes on Sunday is enough to make Sunday breakfast special to the rest of the family“ (Adler 1981: 48).

Über fünfzehn Jahre später lassen sich erste Anzeichen eines Wandels in den Diskursen rund um kochende Männer feststellen. Männer kochen häufiger und eher auf einer alltäglichen Basis (vgl. Aarseth/Olsen 2008: 277). Immer noch scheint das Kochen eng mit Weiblichkeit verzahnt zu sein. Wenn Männer einen erheblichen Anteil des Kochens übernehmen, wird die Arbeit oft so umdefiniert, dass sie nicht mehr unter den weiblich konnotierten Bereich der Versorgungsarbeit fällt. Bei der Untersuchung der moderneren Fallstudien lassen sich verschiedene Umdeutungsstrategien identifizieren, mit denen Männer dem Kochen begegnen.

Eine Strategie besteht darin, dass nunmehr nur bestimmte Aspekte der Versorgungsarbeit zurückgewiesen werden, und zwar solche, die besonders weiblich konnotiert sind.

Im Feuerwehrhaus werden demnach sowohl die Vorbereitungen wie das Planen, Einkaufen als auch das Kochen selbst nicht als genuin weibliche Tätigkeiten wahrgenommen. Es findet kaum Abgrenzung statt (vgl. Deutsch 2005: 106f.). Auch die zubereiteten Gerichte dienen nicht der Absicherung der eigenen Männlichkeit. Gekocht wird „almost entirely indoors in pots and pans. Pasta, lasagna, baked chicken, pan-fried chicken cutlets, potatoes, and salad were the norm; barbecued or grilled ribs, steaks, or chicken were nearly absent“ (Deutsch 2005: 110). Die Feuerwehrmänner schaffen durch ihr alltägliches Kochen eine Situation, die der am Familientisch gar nicht so unähnlich ist. Sie nehmen etwa Rücksicht auf die geschmacklichen Vorlieben ihrer Kollegen und leisten so klassische Versorgungsarbeit, die im familiären Kontext meist den Frauen obliegt (vgl. Deutsch 2005: 108). Das Servieren der Speisen scheint besonders stark weiblich konnotiert zu sein. Hier markieren die Feuerwehrmänner in ihrer Sprache deutlich ihre Unsicherheit, indem sie diese Tätigkeit ironisieren und etwa mit weiblich verstellter Stimme sprechen, wenn sie das Essen am Tisch verteilen (vgl. Deutsch 2005: 106). Vergleiche weiblicher Körperteile mit der servierten Nahrung sind keine Seltenheit. Phrasen wie „please pass the chicken ‘tits’“ (Deutsch 2005: 105) dienen der wechselseitigen Absicherung, dass es sich um einen männlichen Kontext handelt.

In der Familie scheint das Abgrenzungsbedürfnis – vermutlich wegen der größeren räumlich-materiellen Nähe zur weiblich konnotierten Versorgungsarbeit – wichtiger zu sein. Die Männer betonen dann den Anteil der Frauen an der Planung und Vorbereitung

der Mahlzeiten; auch dann, wenn sie selbst beteiligt sind. Den Frauen wird eine große Verantwortung für die Versorgung der Familie zugeschrieben, vor allem dafür, dass die Mahlzeiten auch gesundheitsfördernden Ansprüchen genügen (vgl. Aarseth/Olsen 2008: 280). Bemerkenswert ist, wie Versorgungsarbeit rhetorisch und handlungspraktisch so umdefiniert wird, dass sie nicht mehr in das klassische Raster fällt. Die skandinavischen Paare, die eine weitestgehend egalitäre Aufgabenverteilung im Haushalt praktizieren, betonen, wie sie versuchen, durch gemeinsame Mahlzeiten ein vergemeinschaftendes Erlebnis zu schaffen. Hier wird dieser Aspekt der Nahrungszubereitung wesentlich stärker hervorgehoben als die routinisierten Anforderungen der täglichen Familienversorgung (vgl. Aarseth/Olsen 2008: 283f.). Diese Strategie lässt sich auch im Feuerwehrhaus identifizieren. Mehrere Männer betonen, wie die gemeinsamen Mahlzeiten und das Kochen zu intimen Momenten zwischen den Kollegen führen und so Freundschaften gefestigt werden (vgl. Deutsch 2005: 94f.).

Bezogen auf die Frage nach Veränderungstendenzen hegemonialer Männlichkeit lässt sich folglich festhalten, dass es zu einer Flexibilisierung des Umgangs mit dem Kochen gekommen zu sein scheint. Dennoch bleiben bestimmte Aspekte der Nahrungszubereitung außerhalb der rhetorischen und handlungspraktischen Erreichbarkeit für Männer.

Eine weitere Veränderung lässt sich im Bereich der Genussorientierung beobachten. Zwar fungierte die Betonung von Genussaspekten des Kochens schon lange als Abgrenzungsstrategie, aber die Kontexte, in denen diese angewendet wird, scheinen sich erweitert zu haben. Die Väter etwa, die im Rahmen der skandinavischen Studie über Nahrungszubereitung reflektierten, betrachten diese als ein Hobby, das ihnen Spaß bereitet. Neu an dieser Strategie ist, dass sie auf den Alltag übertragen wird. Der Spaß beim Kochen beruht dann nicht mehr auf der Kreation eines außergewöhnlichen Gerichtes für besondere Anlässe oder Gäste, sondern stellt sich auf einer alltäglichen Ebene ein. Damit wird eine Vorstellung vom alltäglichen Kochen als etwas Spaßbringendem, flexibel zu Erledigendem kreiert (Aarseth/Olsen 2008: 283). Diese Strategie wenden auch Foodies mit ihrer Leidenschaft für viele Facetten des Essens an. Für sie nimmt das Kochen die Stellung eines Hobbys ein, auch im täglichen Leben. Die männlichen Foodies kochen regelmäßig für andere, verknüpfen dies aber nicht mit Fürsorgeaspekten (vgl. Cairns et al. 2010: 603f.).

Kochpraktiken von Männern lassen sich nicht unabhängig von Unterschieden im sozialen Gefüge betrachten. Vor allem bei Angehörigen des neuen Kleinbürgertums, das durch „Pflicht zum Genuss“ (Bourdieu 2008: 573) gekennzeichnet ist, stürmen Männer die Küche. Das Kochen wird partnerschaftlich-egalitär wahrgenommen. Männer sehen es als Hobby und Freizeitvergnügen, das sie zusammen mit ihrer Partnerin und Freunden erleben (vgl. Frerichs/Steinrück 1997: 254). Dies trifft auch auf die von Roos, Prättälä und Koski untersuchte Gruppe der Ingenieure zu, die vor allem Genussaspekte betonen (Roos/Prättälä/Koski 2001: 52).

Hier hat sich zwar eine Veränderung in den Praktiken ergeben, inwiefern diese aber mit einer Re-Orientierung hegemonialer Männlichkeit einhergeht, lässt sich nicht abschließend beurteilen. Vielmehr scheint hier eine Abgrenzungsstrategie von einem Kontext – dem Außeralltäglichen – auf einen anderen Kontext – die routinisierte tägliche Ar-

beit – übertragen worden zu sein. Dies eröffnet zwar einerseits Möglichkeiten für Männer, sich an der Nahrungsversorgung zu beteiligen, zementiert aber gleichzeitig auch die Zuschreibung, dass etwas von Männern Gekochtes etwas Besonderes sein muss.

Kochkompetenz kann insofern als Abgrenzungsstrategie wirken, als dass es für Männer keinen Mittelweg zu geben scheint. Entweder Männer offenbaren sich als Meisterköche oder als Köche ohne jegliches Können in diesem Bereich. Die Ausweglosigkeit dieser beiden Möglichkeiten offenbart sich, wenn Männer aufgrund ihrer Lebenssituation gezwungen sind, sich selbst mit Nahrung zu versorgen. Die heterosexuellen Teilnehmer in der von Coxon beobachteten Kochgruppe betonen immer wieder, wie wenig Interesse sie an ausgefalleneren Kochtechniken haben. Ihnen geht es um das bloße Sich-versorgen-Können aus einer Notwendigkeit heraus (vgl. Coxon 1983: 175f.).⁴

Die Verbindung von kochenden Männern und einem Statusgewinn durch Wissen und ExpertInnentum findet seit Langem statt (vgl. Barlösius 2008: 41; Cairns et al. 2010: 606), trotzdem lässt sich eine Änderung in der Art, wie das Wissen den Männern zugeschrieben wird, erkennen. In Adlers ethnographischer Studie (1981) ist der Mann ganz automatisch, quasi per natürlicher Zuschreibung, Experte für die von ihm zubereiteten Gerichte. Dieser Status reicht so weit, dass das Gericht selbst fast in den Hintergrund gerät. Davon unterscheidet sich die Männlichkeit der Foodies gravierend. Für die Männer nimmt Kochen einen hohen Stellenwert ein. Im Gegensatz zu den interviewten Frauen betonten die Männer, dass für sie das Kochen auch eine Möglichkeit ist, ihr über die Jahre erworbenes Wissen und ihre Expertise zur Schau zu stellen (vgl. Cairns et al. 2010: 606). Die Männer sind Experten, weil sie sich ihr Wissen angeeignet haben, nicht allein aufgrund ihres Geschlechtsstatus. Ihre identitäre Konstruktion des Kochens ist an diese erworbene Kennerschaft und den damit einhergehenden ExpertInnenstatus gebunden (vgl. Cairns et al. 2010: 606).

Auch mit Blick auf den Statusgewinn durch praktiziertes Wissen und ExpertInnentum gilt es, besonderes Augenmerk auf Unterschiede abhängig vom sozioökonomischen Status der untersuchten Gruppe zu legen. Bei dem von Frerichs/Steinrück (1997) untersuchten Oberklassepaar weist die Herangehensweise des Mannes ebenfalls Elemente eines Kennerschaftsdiskurses auf. Er verfügt über ein umfassendes und detailliertes Wissen über das Kochen und die Gerichte, das er sich aus Kochbüchern angeeignet hat. Niedrigere Lagen der Gesellschaft haben keinen solch alltäglichen Umgang mit dem Kochen entwickelt. Bei den untersuchten Zimmermännern werden keine Äußerungen dieser Art getätigt, obwohl auch unter ihnen Männer sind, die von sich sagen, dass sie gerne kochen. Bei dieser Gruppe steht das Bedürfnis, den Körper zu füllen, im Vordergrund (vgl. Roos/Prättälä/Koski 2001: 53).

Auch der Kennerschaftsdiskurs weist Elemente von Veränderung auf, bleibt aber grundlegend im klassischen hegemonialen Diskurs über die Zuschreibung von Wissen verortet.

4 Dies tritt besonders deutlich zutage, da die ebenfalls am Kurs teilnehmenden homosexuellen Männer diese Notwendigkeit zur Abgrenzung nicht artikulieren und das Erlernen von komplizierteren Gerichten geradezu einfordern (vgl. Coxon 1983: 176).

6 Fazit

Kochen bleibt als symbolisch weiblich konnotiertes Feld bestehen, von dem sich sowohl traditionelle als auch moderne Männlichkeiten abgrenzen. Die Kocharbeit wird weiterhin als weibliche Arbeit markiert. Familiäre Versorgungs- und Gesundheitsaspekte bleiben ebenfalls weiblich konnotiert. Das Kochen selbst aber kann sich aus dem Versorgungskontext lösen, Raum für eine häusliche, kulinarische Männlichkeit ist entstanden. Diese ist an individualistischen Werten wie dem eigenen Glück und Wohlergehen ausgerichtet. Kochen als Aufopferung oder Hingabe an Kinder und Ehepartner kommt im Diskurs nicht vor. Diese Hemmschwelle vor weiblich konnotiertem Handeln lässt sich in traditionellen Vorstellungen von Männlichkeit wiederfinden, hinzu kommt allerdings, dass diese Schranke umgangen werden kann, indem das Kochen als persönliche Lifestyle-Aktivität definiert wird.

Was sich ebenfalls verändert zu haben scheint, ist, dass viele geschlechtliche Zuweisungen nicht länger in eine Ideologie der getrennten Sphären münden. Symbolische Abgrenzung findet andere Kanäle. Es lassen sich etwa kaum mehr hypermaskuline Abwehrreaktionen ausmachen, obwohl die Kochsituation immer noch auf vielen Ebenen umdefiniert wird, um als angemessen männlicher Kontext zu funktionieren. Die moderne kulinarische Männlichkeit speist sich daraus, das Kochen als kreative Ausdrucksmöglichkeit zu nutzen. Sie ist von einer starken Genussorientierung geprägt. Auch die emotionale Distanz zwischen Männern und Frauen wird weder betont noch gelebt, was auf eine Veränderung hindeutet.

Eine weitere Zuschreibung kulinarischer Männlichkeit fußt auf einem alten hegemonialen Attribut. Männer sind Experten, und wenn sie sich im Kochen engagieren, tun sie dies entweder als Profis oder als versierte Hobbyköche. Geändert hat sich hier, dass dieses Wissen Männern nicht mehr automatisch zugesprochen wird. Kennerschaft muss erarbeitet werden. Diese Veränderung im Kennerschaftsdiskurs ist nicht nur wissens-, sondern auch sehr technikorientiert. Männer kochen technisch anspruchsvolle Rezepte, verwenden seltene Gewürze, außergewöhnliche Zubereitungstechniken und speziell für sie hergestelltes Küchenequipment.

Die gravierendste Änderung hat sich in der Orientierung des männlichen Kochens ereignet. Männliches Kochen war lange nur dann denkbar, wenn es sich am Außeralltäglichen orientierte. Männer kochten entweder in Restaurants oder zeigten ihr Können zu außergewöhnlichen Gelegenheiten. Diese Zuschreibung hat sich deutlich gewandelt. Die moderne kulinarische Männlichkeit ist im Alltäglichen angesiedelt. Die Arbeitsteilung im Haushalt wird stärker hinterfragt und gilt nicht länger als Selbstverständlichkeit.

In diesen Bereichen lassen sich erhebliche Unterschiede feststellen im Vergleich zu dem, was als dem hegemonialen Ideal von Männlichkeit genügenden Kochen in älteren Studien identifiziert wurde. Dennoch lässt sich an dieser Stelle nicht abschließend beurteilen, inwiefern dies mit einer Veränderung hegemonialer Männlichkeit einhergeht. Hinzu kommt, dass eine Auswahl an Studien nur einen begrenzten Ausschnitt mögli-

cher sozialer Realitäten widerspiegeln kann und somit lediglich Entwicklungstendenzen festgehalten werden können.

Zusammenfassend lässt sich feststellen: Das Kochen nimmt für Männer an Bedeutung zu. Sie praktizieren es nicht mehr nur als Profiköche, im Ausnahmezustand oder in Notsituationen, sondern es nimmt immer mehr einen Platz als alltägliche kulinarische Aktivität ein, als Ausdruck von Kreativität und Kennerschaft. Kochen ist Genuss und Marker des eigenen Lifestyles. Wichtig bleibt es, Männlichkeiten immer als verwoben mit anderen strukturellen Ungleichheitsverhältnissen in der Gesellschaft zu betrachten, um Veränderungspotenziale und Beharrungstendenzen adäquat erfassen zu können.

In Bezug auf die theoretische Rahmung dieser Veränderungen lässt sich zunächst feststellen, dass Männlichkeiten nicht nur im Erwerbsarbeits-, sondern auch im häuslichen Kontext (re-)produziert werden. Eine tiefergehende Betrachtung der privaten Sphäre erscheint deshalb als lohnenswert, vor allem, um Wandlungsprozesse adäquat erfassen zu können. Besonderes Augenmerk sollte dabei auf die alltäglichen Praktiken gelegt werden. Verbleibt die Betrachtung auf einer Ebene von Idealvorstellungen und Leitbildern, besteht die Gefahr, Männlichkeiten in Typologien zu zwingen, die der Realität nicht gerecht werden.

Gender ist als Kategorie nicht unwichtiger geworden, seitdem mehr Männer am Kochen partizipieren. Eher das Gegenteil ist der Fall. Am Beispiel des männlichen Kochens lässt sich nachvollziehen, wie hoch das Beharrungsvermögen tradierter Geschlechterverhältnisse zwar einerseits ist, wie es sich aber gleichzeitig ständig wandelt und somit Potenzial für neue Arrangements enthält.

Literaturverzeichnis

- Aarseth, Helene & Olsen, Bente M. (2008). Food and masculinity in dual-career couples. *Journal of Gender Studies*, 17 (4), 277–287
- Adler, Thomas A. (1981). Making Pancakes on Sunday. The Male Cook in Family Tradition. *Western Folklore*, 40 (1), 45–54
- Barlösius, Eva. (2008). Weibliches und Männliches rund ums Essen. In Alois Wierlacher & Regina Bendix (Hrsg.), *Kulinaristik. Forschung – Lehre – Praxis* (S. 35–44). Berlin u. a.: LIT
- Beagan, Brenda; Chapman, Gwen E.; D’Sylva, Andrea & Bassett, B. Raewyn. (2008). “It’s Just Easier for Me to Do It”. Rationalizing the Family Division of Foodwork. *Sociology*, 42 (4), 653–671
- Berk, Sarah F. (1985). *The gender factory. The apportionment of work in American households*. New York: Plenum Press
- Becker-Schmidt, Regina. (2010). Fragen an Michael Meuser: Haben verunsicherte Männlichkeitskonzepte und sich verändernde männliche Machtkonstellationen ihre Bedeutung für die Strukturierung geschlechtlicher Ungleichheitslagen verloren? *Erwägen, Wissen, Ethik*, 3, 338–340
- Bittlingmayer, Uwe H. (2002). Transformation der Notwendigkeit. Prekarisierte Habitusformen als Kehrseite der „Wissensgesellschaft“. In Uwe H. Bittlingmayer, Rolf Eickelpasch, Jens

- Kastner & Claudia Rademacher (Hrsg.), *Theorie als Kampf? Zur politischen Soziologie Pierre Bourdieus* (S. 225–252). Opladen: Leske + Budrich
- Blossfeld, Hans-Peter & Hofmeister, Heather. (Hrsg.). (2008). *Globalization, uncertainty and women's careers. An international comparison*. Cheltenham UK, Northampton MA: Edward Elgar
- Bosse, Hans & King, Vera. (Hrsg.). (2000). *Männlichkeitsentwürfe. Wandlungen und Widerstände im Geschlechterverhältnis*. Frankfurt/M., New York: Campus
- Bourdieu, Pierre. (2008). *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Bröckling, Ulrich. (2002). Das unternehmerische Selbst und seine Geschlechter: Gender-Konstruktionen in Erfolgsratgebern. *Leviathan*, 30, 175–194
- Brombach, Christine. (2005). Der „lange Arm“ der Familie – Am Beispiel des Kochens. *Ernährung im Fokus*, 5 (7), 201–207
- Brombach, Christine. (2011). Soziale Dimensionen des Ernährungsverhaltens. Ernährungssoziologische Forschung. *Ernährungs Umschau*, 6, 318–324
- Budde, Jürgen. (2010). Flexibilisierung von Männlichkeit in transformierenden beruflichen und sozialen Kontexten. *Erwägen, Wissen, Ethik*, 3, 343–345
- Budde, Jürgen & Schultz, Berend. (2003). Just-in-time. Moderne Produktion von Männlichkeiten. *Analyse und Kritik – Zeitung für linke Debatte und Praxis*, 33 (478), 12
- Cairns, Kate; Johnston, Josée & Baumann, Shyon. (2010). Caring About Food. *Gender & Society*, 24 (5), 591–615
- Carrington, Christopher. (2008). Feeding Lesbigan Families. In Carole Counihan & Penny van Esterik (Hrsg.), *Food and Culture: a Reader* (S. 259–286). New York: Routledge
- Charles, Nickie & Kerr, Marion. (1988). *Women, food, and families*. Manchester, New York: Manchester University Press
- Connell, Raewyn. (2009). The neoliberal parent. Mothers and fathers in the new market society. In Paula-Irene Villa & Barbara Thiessen (Hrsg.), *Mütter-Väter: Diskurse, Medien, Praxen* (S. 26–40). Münster: Westfälisches Dampfboot
- Connell, Robert W. (1999). *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*. Opladen: Leske + Budrich
- Connell, Robert. (2000). Die Wissenschaft von der Männlichkeit. In Hans Bosse & Vera King (Hrsg.), *Männlichkeitsentwürfe. Wandlungen und Widerstände im Geschlechterverhältnis* (S. 17–28). Frankfurt/M., New York: Campus
- Connell, Robert W. & Messerschmidt, James W. (2005). Hegemonic masculinity. Rethinking the concept. *Gender and Society*, 19 (6), 829–859
- Connell, Robert W. & Wood, Julian. (2005). Globalization and Business Masculinities. *Men and Masculinities*, 7 (4), 347–364
- Cornelißen, Waltraud. (Hrsg.). (2005). *Gender-Datenreport. Kommentierter Datenreport zur Gleichstellung von Frauen und Männern in der Bundesrepublik Deutschland*. München: Deutsches Jugendinstitut e.V.
- Coxon, Tony. (1983). Men in the kitchen. Notes from a cookery class. In Anne Murcott (Hrsg.), *The Sociology of food and eating: Essays on the sociological significance of food* (S. 172–177). Aldershot Hants England: Gower
- Demetriou, Demetrakis Z. (2001). Connell's concept of hegemonic masculinity: A critique. *Theory and Society*, 30, 337–361
- Deutsch, Jonathan. (2005). "Please Pass the Chicken Tits". Rethinking Men and Cooking at an Urban Firehouse. *Food and Foodways*, 13 (1–2), 91–114
- De Vault, Marjorie. (1994). *Feeding the family. The social organization of caring as gendered work*. Chicago: University of Chicago Press
- Dölling, Irene & Kraus, Beate. (Hrsg.). (1997). *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis*. Frankfurt/M.: Suhrkamp

- Donaldson, Mike. (1993). What is hegemonic masculinity? *Theory and Society*, 22 (5), 643–657
- Dressel, Christian. (2005). Erwerbstätigkeit – Arbeitsmarktintegration von Frauen und Männern. In Waltraud Cornelißen (Hrsg.), *Gender-Datenreport. Kommentierter Datenreport zur Gleichstellung von Frauen und Männern in der Bundesrepublik Deutschland* (S. 99–158). München: Deutsches Jugendinstitut e.V.
- Frerichs, Petra & Steinrück, Margareta. (1997). Kochen – ein männliches Spiel? Die Küche als geschlechts- und klassenstrukturierter Raum. In Irene Dölling & Beate Krais (Hrsg.), *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis* (S. 231–255). Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Gesterkamp, Thomas. (2007). *Die Krise der Kerle. Männlicher Lebensstil und der Wandel der Arbeitsgesellschaft*. Berlin u. a.: LIT
- Gottschall, Karin & Voß, G. Günter. (2003). *Entgrenzung von Arbeit und Leben. Zum Wandel der Beziehung von Erwerbstätigkeit und Privatsphäre im Alltag*. München, Mering: Rainer Hampp
- Hearn, Jeff. (2004). From Hegemonic Masculinity to the Hegemony of Men. *Feminist Theory*, 5 (1), 49–72
- Hofmeister, Heather; Blossfeld, Hans-Peter & Mills, Melinda. (2008). Globalization, uncertainty and women's mid-career life courses. A theoretical framework. In Hans-Peter Blossfeld und Heather Hofmeister (Hrsg.), *Globalization, uncertainty and women's careers: an international comparison* (S. 3–31). Cheltenham UK, Northampton MA: Edward Elgar
- Hollows, Joanne. (2003). Oliver's Twist. Leisure, Labour and Domestic Masculinity in The Naked Chef. *International Journal of Cultural Studies*, 6 (2), 229–248
- Hook, Jennifer L. (2010). Gender Inequality in the Welfare State. Sex Segregation in Housework, 1965–2003. *American Journal of Sociology*, 115 (5), 1480–1523
- Howson, Richard. (2006). *Challenging hegemonic masculinity*. London, New York: Routledge
- Johnston, Josée & Baumann, Shyon. (2010). *Foodies: Democracy and distinction in the gourmet foodscape*. London, New York: Routledge
- Julier, Alice & Lindenfeld, Laura. (2005). Mapping men onto the menu. Masculinities and food. *Food and Foodways*, 13 (1), 1–16
- Leitner, Sigrid; Ostner, Ilona & Schratzenstaller, Margit. (2004). *Wohlfahrtsstaat und Geschlechterverhältnis im Umbruch. Was kommt nach dem ErnährermodeLL?.* Wiesbaden: VS Verlag
- Leonhäuser, Ingrid-Ute; Meier-Gräwe, Uta; Möser, Anke; Zander, Uta & Köhler, Jaqueline. (2009). *Essalltag in Familien. Ernährungsversorgung zwischen privatem und öffentlichem Raum*. Wiesbaden: VS Verlag
- Lévi-Strauss, Claude. (2000) [1964]. *Mythologica*. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Meier, Uta. (2002). Gender-Perspektiven für eine interdisziplinär verfahrenende Ernährungswissenschaft. In Udo Maid-Kohnert (Hrsg.), *Lexikon der Ernährung N bis Z* (S. 57–63). Heidelberg, Berlin: Spektrum
- Meier-Gräwe, Uta. (2006). Chacun à son goût – Neue Esskulturen. Wird die Frau als Ernährerin ausdienen? In Ministerium für Generationen, Familie, Frauen und Integration des Landes Nordrhein-Westfalen (Hrsg.), *Demografischer Wandel. Die Stadt, die Frauen und die Zukunft* (S. 137–147). Essen: Merlin Digital GmbH. Zugriff am 17. Oktober 2011 unter http://www.frauen nrw.de/links/Handbuch_demografischer_Wandel/Meier-Graewe-in-Handbuch-Demografischer-Wandel.pdf
- Meuser, Michael. (2006). *Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster*. Wiesbaden: VS Verlag
- Meuser, Michael. (2010). Geschlecht, Macht, Männlichkeit – Strukturwandel von Erwerbsarbeit und hegemoniale Männlichkeit. *Erwägen, Wissen, Ethik*, 3, 325–336
- Miller, Pavla. (1998). *Transformations of patriarchy in the west: 1500–1900*. Bloomington: Indiana University Press

- Ministerium für Generationen, Familie, Frauen und Integration des Landes Nordrhein-Westfalen. (Hrsg.). (2006). *Demografischer Wandel. Die Stadt, die Frauen und die Zukunft*. Essen: Merlin Digital GmbH. Zugriff am 17. Oktober 2011 unter http://www.vings.de/kurse/wissensnetz/reader/Demogr._Wandel.pdf
- Murcott, Anne. (Hrsg.). (1983). *The Sociology of food and eating. Essays on the sociological significance of food*. Aldershot Hants England: Gower
- Neuhaus, Jessamyn. (2003). *Manly meals and mom's home cooking. Cookbooks and gender in modern America*. Baltimore: John Hopkins University Press
- Roos, Gun; Prättälä, Ritva & Koski, Katriina. (2001). Men, masculinity and food. Interviews with Finnish carpenters and engineers. *Appetite*, 37, 47–56
- Setzwein, Monika. (2004). *Ernährung – Körper – Geschlecht. Zur sozialen Konstruktion von Geschlecht im kulinarischen Kontext*. Wiesbaden: VS Verlag
- Sobal, Jeffery. (2005). Men, Meat and Marriage. Models of Masculinity. *Food and Foodways*, 13 (1–2), 135–158
- Villa, Paula-Irene & Thiessen, Barbara. (Hrsg.). (2009). *Mütter-Väter. Diskurse, Medien, Praxen*. Münster: Westfälisches Dampfboot
- Wedgwood, Nikki & Connell, Robert W. (2008). Männlichkeitsforschung: Männer und Männlichkeiten im internationalen Forschungskontext. In Ruth Becker und Beate Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung* (S. 116–125). Wiesbaden: VS Verlag
- Wetherell, Margaret & Edley, Nigel. (1999). Negotiating Hegemonic Masculinity: Imaginary Positions and Psycho-Discursive Practices. *Feminism & Psychology*, 9 (3), 335–356
- Whitehead, Stephen. (2002). *Men and masculinities. Key themes and new directions*. Cambridge, Malden: Polity Press
- Whitehead, Stephen. (1999). Hegemonic Masculinity Revisited. *Gender Work & Organisation*, 6 (1), 58–62
- Wierlacher, Alois & Bendix, Regina. (Hrsg.). (2008). *Kulinaristik. Forschung – Lehre – Praxis*. Berlin u. a.: LIT
- Wimbauer, Christine; Schneider, Werner; Ludwig-Mayerhofer, Wolfgang; Allmendinger, Jutta; Kaesler, Dorothee & Deutschmann, Christoph. (2002). Prekäre Balancen – Liebe und Geld in Partnerschaften. [Die gesellschaftliche Macht des Geldes]. *Leviathan*, Sonderheft, 21, 263–285
- Zulehner, Paul M. & Volz, Rainer. (1998). *Männer im Aufbruch. Wie Deutschlands Männer sich selbst und wie Frauen sie sehen*. Ostfildern: Schwabenverlag

Zur Person

Stephanie Baum, Doktorandin am Institute of Education, London. Arbeitsschwerpunkte: Methoden der Erfassung habituellem Praxen im Kontext Ernährung und Familie
 Kontakt: Thomas Coram Research Unit, Institute of Education, University of London, 27/28 Woburn Square, London WC1H 0AA
 E-Mail: s.baum@ioe.ac.uk

„Männer müssen lernen, mehr aus dem Bauch raus zu machen, und Frauen, den Kopf mit zu gebrauchen“

Geschlechterkonstruktionen durch ÄrztInnen

Zusammenfassung

Studien konnten zeigen, dass das Geschlecht von PatientInnen medizinische Entscheidungsprozesse in ärztlichen Konsultationen beeinflusst. Wenig im Fokus stand jedoch bisher, wie Geschlecht in medizinischen Settings produziert und konstruiert wird. Diese Pilotstudie hat die Geschlechterkonstruktionen von niedergelassenen ÄrztInnen in ihren Erzählungen zur Empfehlung des Nahrungsergänzungsmittels Selen an KrebspatientInnen untersucht. Es wurden zwei Fokusgruppendifkussionen durchgeführt und mit Elementen der dokumentarischen Methode sowie mittels qualitativer Inhaltsanalyse ausgewertet. Die ÄrztInnen stellten ‚Geschlecht‘ als einen spezifischen, auf der PatientInnenseite lokalisierten Komplex von Verhalten und Befinden dar, wobei Männer als zu rigide und simplizistisch und Frauen als naiv und zu emotional geschildert wurden. Ihre Empfehlung von Selen sahen ÄrztInnen als Versuch, als problematisch empfundene geschlechtsspezifische Verhaltensweisen abzuschwächen.

Schlüsselwörter

Krebs, Geschlecht, Nahrungsergänzungsmittel Selen, Ärzte/Ärztinnen, Fokusgruppen

Summary

‘Men need to learn to act on a gut level and women to use their brains’ – Physicians’ Constructions of Gender Using the Example of the Nutritional Supplement Selenium

Studies have shown that a patient’s gender is an important factor in physician–patient encounters and in influencing medical decisions. The question of how gender is produced and constructed in medical settings has received little attention so far. This pilot study investigated physicians’ constructions of gender in their accounts of recommending the nutritional supplement selenium to cancer patients. Two focus group discussions with physicians were conducted and analysed using elements of the documentary method and qualitative content analysis. Physicians depicted ‘gender’ as a specific complex of behaviour and feeling which can be attributed to the patients. Men were described as too rigid and simplistic, while women were seen as naïve and too sensitive. When recommending selenium, physicians tried to attenuate gender-specific behaviour which is regarded as problematic.

Keywords

cancer, gender, nutritional supplements, selenium, physicians, focus groups

1 Einführung¹

Fragen des Zusammenhanges von Geschlecht und Gesundheit erfreuen sich in den letzten Jahren – nicht zuletzt durch die zunehmende Etablierung der sogenannten Gender-Medizin auch in Deutschland – wachsender Beliebtheit (Annandale/Hammarström 2010). Den Diskurs um ‚geschlechtsspezifische‘ Medizin und Gesundheitsversorgung dominieren dabei Annahmen grundlegender Geschlechterdifferenzen (Annandale/Hammarström 2010) und Fragen nach den Auswirkungen dieser Differenzen auf die Gesundheit von Frauen und Männern. Die Geschlechterkonzepte in den aktuellen Diskussionen basieren auf den personal und dichotom gedachten Kategorien „sex“ (als biologische „Tatsache“) und „gender“ (als sozial überformte Ausgestaltung von „sex“) (Kampf 2006). Grace (2007) kritisierte das Denken der geschlechtsspezifischen Medizin als dualistisch, nicht nur in Bezug auf die Diskurse über sex/gender und biologisch/sozial, sondern auch über Körper/Geist oder Gene/Umwelt, mit der Gefahr der essentialistischen und reduktionistischen Dichotomisierung von ‚Männern‘ und ‚Frauen‘ als distinkten Entitäten.

So nehmen Publikationen zu Geschlechterfragen in der Medizin aus den letzten Jahren vorwiegend Differenzen in Physiologie, Biologie und Gesundheitsverhalten auf der Seite der PatientInnen und den Umgang mit diesen Unterschieden durch medizinische Professionelle in den Blick. Wenig Beachtung hat hingegen die Frage erfahren, wie Ärztinnen und Ärzte selbst im Kontakt mit PatientInnen Geschlechterkonstruktionen vornehmen, wenn sie zum Beispiel in der Anamnese Frauen häufiger psychosoziale Fragen stellen als Männern (Hamberg et al. 2002).

Die vorgelegte Untersuchung möchte am Beispiel des Empfehlungsverhaltens von Ärztinnen und Ärzten bezüglich des Nahrungsergänzungsmittels Selen an Krebs Erkrankte einen Beitrag zur weiteren Diskussion um Geschlechterkonstruktionen in der Gesundheitsversorgung leisten.

CAM bei Krebs

Ungefähr 40–70 % der Menschen in Deutschland, die an Krebs erkranken, wenden Maßnahmen aus dem Bereich Ernährung als komplementäre und alternative Medizinverfahren an (CAM = complementary and alternative medicine)² (Eustachi et al. 2009; Nicolaisen-Murmann et al. 2004). Das Spurenelement Selen steht dabei an zweiter Stelle der von onkologisch tätigen ÄrztInnen in Deutschland empfohlenen CAM-Methoden

1 Mein Dank gilt Prof. Dr. Birgit Babitsch (Berlin School of Public Health) sowie Prof. Barbara Katz Rothman, Ph. D. (City University of New York) für die Betreuung der Arbeit, dem Team der Medizinischen Klinik 5 am Klinikum Nürnberg für die Unterstützung und insbesondere Dr. Katja Böhm für ihre Mitwirkung bei den Fokusgruppendifkussionen. Zudem bedanke ich mich bei Dr. Gisela Wolf für die wertvollen methodischen Diskussionen, die sie mit mir führte.

2 CAM wurde von Edzard Ernst et al. definiert als „diagnosis, treatment and / or prevention which complements mainstream medicine by contributing to a common whole, by satisfying a demand not met by orthodoxy or by diversifying the conceptual frameworks of medicine“ (Ernst et al. 1995: 506).

(Münstedt et al. 2000) und wird von 8–20 % der Frauen mit Brustkrebs eingenommen (Sehouli et al. 2000; Petru et al. 2001). Daten für Männer mit Krebs sind für Deutschland nicht verfügbar, die Nutzerrate lag jedoch in Großbritannien ähnlich hoch wie bei Frauen (Cheetham et al. 2001).

Den meisten CAM-Verfahren gemeinsam ist die mangelnde Studienlage zu Wirksamkeit und Sicherheit der Verfahren, die – auch im Falle von Selen (Dennert/Horneber 2009; Dennert et al. 2011) – keine Empfehlungen zur Anwendung bei oder zur Vorbeugung von Krebserkrankungen ermöglicht. Dies eröffnet Raum für spezifische Aus Handlungsprozesse zwischen ÄrztInnen und PatientInnen über die Nutzung von CAM (Schofield et al. 2010).

Studien zu Motiven und Gesundheitsverhalten zeigen, dass Menschen mit Krebs CAM-Verfahren mit dem Ziel in Anspruch nehmen, ihre Lebenszeit zu verlängern, aktiv zukünftigen Erkrankungen vorzubeugen, Gefühle von Kontrolle und Hoffnung zu erlangen, sowie als Reaktion auf Enttäuschungen über die konventionelle Medizin und aus dem Glauben heraus, nichts zu verlieren zu haben (Boon et al. 1999; Verhoef et al. 2005). Untersuchungen befanden zudem, dass Geschlecht und geschlechtsspezifische Einflüsse eine wichtige Rolle bei der Nutzung von CAM-Verfahren spielen (Verhoef et al. 1999) und Frauen CAM in der Regel häufiger als Männer anwenden (Verhoef et al. 2005).

Das Verhalten von Frauen und Männern bezüglich der Inanspruchnahme von CAM zeigt sich vor dem Hintergrund der bestehenden Männlichkeits- und Weiblichkeitskonstruktionen im Kontext von Krebserkrankungen und Gesundheitsverhalten und auch im Kontext des breiteren Themengebietes Ernährung.

Im Falle einer Krebserkrankung würden Frauen nach mehr Informationen über ihre Gesundheitssituation suchen (Rutten et al. 2005) und sich die Erkrankung eher holistisch erklären, während Männer sie als eher isoliertes Geschehen an spezifischen Körperstellen beschrieben (Seale et al. 2006).

Es wird diskutiert, dass Männlichkeit, zumindest in westlichen Industrienationen, als Prädiktor eines schlechteren Gesundheitszustandes gesehen werden kann (Schofield et al. 2000) und mit der verzögerten Inanspruchnahme medizinischer Leistungen bei Beschwerden einhergeht (Galdas et al. 2005; Lee/Owens 2002).

Männlichkeitskonstruktionen können Männern die Teilnahme an der Krebsnachsorge oder spezifische, als nicht-männlich besetzte gesundheitsbezogene Verhaltensänderungen nach einer Krebserkrankung erschweren (Kiss/Meryn 2001). So zeigen sich Männer wenig bereit, ihre Ernährung nach der Diagnose eines Prostatakarzinoms zu verändern oder Ernährungskonzepten zu folgen, die im medizinischen Diskurs als ‚gesund‘ angesehen werden (Mróz et al. 2011). Damit setzen sie im Krankheitsfall ein Verhalten fort, das für geschlechterdifferentes Ernährungsverhalten und den Diskurs um Ernährung insgesamt beschrieben wurde (Schritt 2011).

Geschlecht in der Interaktion mit ÄrztInnen

Eine Entscheidungsfindung über medizinische Behandlungen in der ärztlichen Konsultation wird konzeptualisiert als interaktionaler Prozess unter Einbezug verschiedener AkteurInnen, unter anderem PatientInnen und BehandlerInnen, und anderer Einflussfaktoren wie Kosten und Zugänglichkeit von Therapien (vgl. Übersicht in Klemperer 2003). Zahlreiche Studien haben sowohl die Zuschreibung von stereotypen Geschlechtsrollen an PatientInnen durch ÄrztInnen dokumentiert (vgl. Übersicht in Foss/Sundby 2003) als auch Auswirkungen von Geschlechterkonstruktionen auf die Kommunikation in der ärztlichen Konsultation (Hall et al. 1994; Roter et al. 2002). Für verschiedene Versorgungsbereiche wurde der Einfluss eines ärztlichen Gender-Bias auf die therapeutische Entscheidungsfindung gezeigt. So erhalten zum Beispiel Frauen mehr Verschreibungen für psychoaktive Medikamente, ohne dass sich dieser Umstand durch Prävalenzunterschiede in psychiatrischen Erkrankungen erklären ließe (vgl. Übersicht in Kolip/Glaeske 2002). In Bezug auf Krebsbehandlungen beschreiben Olliffe/Thorne (2007) ein aktives Bestärken traditioneller geschlechtlicher Arbeitsteilungen und Rollen durch Ärzte in Gesprächen mit Patienten mit Prostatakrebs.

Aushandlungsprozesse über Ernährung und Nahrungsergänzungsmittel sind in diesem Zusammenhang von besonderem Interesse, da das Ziel eine Ernährungsumstellung und damit eine veränderte Inkorporierung der Umwelt durch Individuen ist. Im Sinne des „Embodiment“ (Krieger 2005) sozialer Verhältnisse stellen Ernährungsempfehlungen so eine Verbindungslinie zwischen sozialen Praxen und biologischen Prozessen dar, die innerhalb geschlechterdichotom gestalteter Verhältnisse immer auch eine Frage von ‚doing gender‘ nicht nur auf sozialer, sondern auch direkt auf physiologischer Ebene darstellt.

Diese Untersuchung geht deshalb der Frage nach, welche Geschlechterkonstruktionen niedergelassene Ärztinnen und Ärzte in ihrem Empfehlungsverhalten gegenüber Männern und Frauen mit Krebs vornehmen und welche Funktionen sie dabei dem Nahrungsergänzungsmittel Selen zuschreiben.

2 Methoden und Durchführung

Die Untersuchung wurde als Masterarbeit im Bereich Public Health durchgeführt (Dennert 2007). Es wurden die Motive niedergelassener Ärztinnen und Ärzte untersucht, Selensupplemente an KrebspatientInnen zu empfehlen.

TeilnehmerInnen

Die Grundpopulation dieser Untersuchung waren niedergelassene ÄrztInnen mit der Zusatzqualifikation „Naturheilverfahren“, die im November 2006 im 10-km-Radius um ein süddeutsches Ballungszentrum (Bevölkerung ca. 1 Mio.) Erwachsene mit körper-

lichen Erkrankungen versorgten. Es wurden 116 Personen identifiziert und mit einem Kurzfragebogen schriftlich kontaktiert (Rücklauf: N=80, 69 %). Von den 22 ÄrztInnen, die Bereitschaft bekundeten, an einer Fokusgruppendifkussion teilzunehmen, hatten 19 im Vorjahr Selen-supplemente an PatientInnen mit Krebs empfohlen (Einschlusskriterium). Mit ihnen wurde in der Regel persönlich die Teilnahme an einem von zwei Diskussions-terminen vereinbart, zu denen insgesamt 5 AllgemeinmedizinerInnen (2 Frauen, 3 Männer) erschienen.

Forschungsethik

Alle TeilnehmerInnen gaben mündlich ihre Einwilligung zur Studienteilnahme (informed consent). Da keine PatientInnen beteiligt waren, war ein Votum der Ethikkommission nicht nötig.

Diskussionsleitfaden

Der Diskussionsleitfaden wurde mit Fachpersonen aus dem Bereich CAM (Medizin, Psychologie, medizinische Assistenzberufe) im Rahmen eines Rollenspiels getestet und anschließend adaptiert. Hierbei wurde auch eine Liste möglicher Motive zur Selenempfehlung erstellt und diese anschließend – durch Theorie und die Erfahrungen der Erstautorin geleitet – unter Einbezug aktueller Forschung erweitert. Es wurden induktiv vier Kategorien gemäß der Bezugsrichtung der Motive gebildet: patientenbezogen, arztbezogen, bezogen auf Arzt-Patient-Verhältnis, bezogen auf Gesellschaft/Medizinsystem und AkteurInnen dieses Bereichs.

Ablauf der Fokusgruppen

Für die Gruppen standen jeweils zwei Stunden zur Verfügung. Die Autorin leitete die Diskussion und wurde unterstützt von einer wissenschaftlichen Kollegin als Protokollantin.

Im ersten Teil sammelten, unter anderem mittels Moderationskarten, und diskutierten die TeilnehmerInnen Motive, Selen zu empfehlen. Während einer Pause duplizierten die Moderatorin und die Protokollantin die Moderationskarten und arrangierten die beiden identischen Kartensätze in gleicher Reihenfolge auf zwei getrennte Pinboards, markiert mit „männlicher Patient“ und „weibliche Patientin“.

Zur Einleitung des zweiten Diskussionsteils wurde expliziert, dass sich diese Untersuchung mit Fragestellungen der Geschlechterforschung beschäftigt. Außerdem wurde versucht, die Aufmerksamkeit der Beteiligten von den PatientInnen auf sich selbst zu lenken. Die TeilnehmerInnen gewichteten ihre Motive an den Tafeln mittels Klebepunkten und getrennt nach dem Geschlecht der PatientInnen. Anschließend wurden die Tafeln nebeneinander platziert und dienten als Diskussionsanreiz, der im weiteren Verlauf der Diskussion visuell präsent blieb.

Der Ablauf war durch ein hohes Maß an Strukturierung gekennzeichnet, weil der Autorin aus Vorerfahrungen das Bedürfnis von ÄrztInnen nach einem als effizient empfundenen Arbeits- und Diskussionsstil bekannt war. Da die Reflexion von Genderfragen in Bezug auf die eigene Profession erst in den letzten Jahren zunehmend in die medizinische Ausbildung integriert wurde, war davon auszugehen, dass eine bewusste Verbalisierung eigener, als Normalität empfundener Praxen für bereits seit Jahren berufstätige TeilnehmerInnen ungewöhnlich sein würde. Mit der Untersuchungsanordnung sollte das Thema Gender in das Themenfeld eingeführt und präsent gehalten werden, mit der Frage, wie sich die ÄrztInnen hierzu positionieren und welche Akteurskonstruktionen sie darin vornehmen.

Datengrundlage

Die Audioaufnahmen der Fokusgruppendifkussionen wurden von einer externen Fachkraft transkribiert und von der Autorin mit den Originalaufnahmen abgeglichen. Diese Transkripte stellen das Datenmaterial für die Auswertung dar.

Auswertungsmethode

Die Daten wurden im ersten Durchgang mit Elementen der dokumentarischen Methode analysiert (Bohnsack 2003). Die dokumentarische Methode ist ein mehrschrittiger Prozess, von dem die formulierende Interpretation, reflektierende Interpretation und komparative Analyse durchgeführt wurden. In der vergleichenden Interpretation wurden die Themen Motive zu Selenempfehlung, Gendering von PatientInnen sowie Selbstwahrnehmung/Arztrolle einer gesonderten Betrachtung unterzogen. Es wurden unter anderem die in den Aussagen der ÄrztInnen zu identifizierenden Geschlechterkonstruktionsprozesse herausgearbeitet, die auf die Bedeutungshorizonte der Diskutierenden in den Fokusgruppen hinwiesen.

Für die vorliegende Veröffentlichung wurde das komplette Datenmaterial gemäß den aktuellen Fragestellungen in einem zweiten Durchgang qualitativ inhaltsanalytisch nach Mayring (2010) analysiert. Die Auswertung wurde vom Ziel geleitet, die Geschlechterkonstruktionen der TeilnehmerInnen und die dem Nahrungsergänzungsmittel Selen diesbezüglich zugeschriebenen Funktionen zu erfassen und eine Interpretation unter Berücksichtigung des Entstehungskontextes zu ermöglichen. Hierzu wurden die Daten gemäß den adressierten Subjekten kategorisiert:

- Aussagen über PatientInnen mit den Unterkategorien: Körper, Krankheitsverhalten/Kontakt zum Versorgungssystem, Krankheitsverhalten/Psyche, innere Haltung/Einstellung, Krankheitssituation/-verlauf, Kontakt zu Dritten, Ernährung/Nahrungsergänzung
- Aussagen über ÄrztInnen
- Aussagen über die Arzt-Patient-Interaktion

In die Auswertung gingen sowohl die Aussagen ein, die geschlechtsbezogen für Frauen oder Männer getroffen wurden, als auch geschlechtsunspezifische Aussagen. Besonderer Wert wurde dabei auf die Analyse von Sequenzen hoher interaktiver Dichte (bei Bohnsack 2003: Fokussierungsmetaphern) und die Reflektion der Moderationsinterventionen bei der Analyse dieser Sequenzen gelegt.

Beide Auswertungsmethoden wurden anschließend integriert und erbrachten die hier dargestellten Ergebnisse.

3 Ergebnisse

„Ob sie Frau oder Mann sind, ist ihr Problem“

Im ersten Teil der Fokusgruppendifkussion wiesen TeilnehmerInnen beim Sammeln der Motive für eine Selenempfehlung mehrfach auf Unterschiede im Gesundheitsverhalten zwischen männlichen und weiblichen PatientInnen hin. In beiden Fokusgruppen wurde als ein Handlungsmotiv formuliert, mittels einer Selenempfehlung das Abwandern von PatientInnen zu „unseriösen“ Methoden und „Gurus“ (A320³) beziehungsweise „Quacksalbern“ (B113) verhindern zu wollen. In einer Gruppe wurde dieses Motiv explizit auf weibliche Patienten bezogen.

Zu Beginn des zweiten Teils der Fokusgruppendifkussionen wurden die TeilnehmerInnen aufgefordert, die gesammelten Therapieziele nach dem Geschlecht der PatientInnen getrennt zu priorisieren. In beiden Gruppen rief dies Irritationen hervor und die TeilnehmerInnen wiesen die Annahme zurück, das Geschlecht der PatientInnen würde ihr ärztliches Verhalten beeinflussen:

1M2⁴ also, da kann ich jetzt so nichts damit anfangen [...] Ich beschäftige mich aber nicht mit diesem Unterschied, ich beobachte ihn lediglich, also ich seh, dass, dass die Leute, dass die Frauen andere Interessen ham wie die Männer im Durchschnitt, aber ich mach damit nichts, ich lass es auf mich wirken
(A818–A827)

Geschlecht wurde als ein Komplex von Handlungen und Bedürfnissen von PatientInnen angesehen, die von außen an ÄrztInnen herangetragen werden. ÄrztInnen würden sich dann gemäß den unterschiedlichen Anforderungen als eine Art passiver Spiegel äußerer Umstände verhalten, aber keinesfalls aktiv Geschlechterunterschiede vornehmen, sondern „alle gleich“ behandeln. Die Frage nach eigenem geschlechtsbezogenen Verhalten

3 A und B kennzeichnet die zwei Gruppen, die Zahl die Zeilennummer im Transkript.

4 Die DiskussionsteilnehmerInnen sind alphanumerisch gekennzeichnet durch die Gruppennummer (1/2), Geschlecht (Mann M/Frau F) sowie eine eindeutige Zuordnungsziffer. M = Moderatorin. Zeilennummern im Transkript in runden Klammern. Transkriptionserläuterung: + 1 Sekunde Pause, [am Zeilenanfang kennzeichnet gleichzeitiges Sprechen mehrerer Personen, = kennzeichnet direkten Sprechübergang ohne Pause, ? unverständliches Wort, Kommata und Punkte sind nur vermerkt, wenn entsprechende Sprechabschnitte hörbar waren.

wurde als von anderen – durch Genderforscherinnen – als bedeutsam konstruiert empfunden:

- 1F1 Ja, ist jetzt nicht der nennenswerte Unterschied, na, den wir jetzt da erwartet hätten ++++
- 1M1 Das hängt ja irgendwie mit die Charité, mit dieser Geschlechterforschung zusammen – haben die was anderes erwartet oder
- (Einlassung der Moderatorin, dass es darum geht, ihre Haltungen zu erfahren)
- 1F1 Wenn, wenn ein Patient zu mir kommt, dann ist mir das eigentlich egal ob er ne Frau oder ein Mann ist, weil den würd ich genauso beraten + Also ich weiß
[nicht wie es den Kollegen geht, aber
- 1M1 [Ja, ich habe das gleiche Gefühl wie sie
[und auch die Punkte
- 1F1 [Das macht für mich keinen
Unterschied, ich mein, wenn jetzt jemand, eine Frau besonders empfindlich ist und mehr in die esoterische Richtung, sag ich mal, geht, dann wird man mit der halt noch vielleicht andere Dinge zusätzlich machen, die halt betüdeln und vielleicht noch zum Psychologen schicken oder in eine schöne Physiotherapie oder weiß der Kuckuck was, dass die sich einfach rundum wohlfühlt, ne? Aber
[sonst
(A923–A958)

In beiden Gruppen kam es zu mehreren Sequenzen, die sich schematisch wie folgt charakterisieren lassen: Ausgehend von dem Diskussionsgrundreiz, ob sich ÄrztInnen gegenüber Frauen und Männern gleich oder different bezüglich einer Selenempfehlung verhalten würden, wurde die Frage nach geschlechterdifferentem eigenen Handeln in der ärztlichen Tätigkeit aufgeworfen. Dies wurde verneint und die eigenen Handlungen als unabhängig vom Geschlecht der PatientInnen dargestellt. Dieser Aussage folgten Beispiele für Geschlechterdifferenzen zwischen Patientinnen und Patienten. Zum Abschluss der Sequenz wurde durch Interaktionen unter den TeilnehmerInnen ein Konsens hergestellt, dass Geschlechterdifferenzen auf Seiten der PatientInnen zwar allgegenwärtig seien, jedoch das eigene ärztliche Handeln davon unbeeinflusst bleiben würde.

- 2F1 Na, ich hab mir halt dauernd überlegt: Mach ich n Unterschied zwischen Männern und Frauen? Mach ich einen?
- M Ja und?
- 2F1 Ich habe nur in dem einen Punkt vielleicht, in dem „Gefühl des Patienten, selbst etwas tun zu können“ würd ich denken, dass das noch mehr Frauen interessiert, oder + ja +
[...]
würd ich denken, ist bei Frauen stärker ausgeprägt, ich weiß es nicht, ansonsten würd ich sagen, glaube ich (lacht), Männer und Frauen gleich zu behandeln. Aber dann musst ich natürlich diesen einen Punkt woanders hinsetzen, klar + bei den Männern. Und den hab ich dann eben bei ihm „Immunkompetenz“, also +++ „Verbesserung der Immunkompetenz“ hingesetzt, ne? + So.
- M Ehm, warum dahin?
- [Ham Männer das nötiger oder
- 2F1 [Also sag ich mal, weil
das so n rein rationales Denken ist ehm, das also das ich ++ vielleicht nem Mann, dies ihm eben eher liegt
(B724–739)

Geschlecht wurde als auf Seiten der PatientInnen zu verortende Tatsache angesehen:

- 1M2 aber ich seh's jetzt nicht so wichtig, das geschlechterspezifisch zu diskutieren. Ich halt's da eher mit Kollegen [Name 1M1], dass es einfach um die Sache geht und was die Leut dann daraus machen, ist ihr Problem + und ob sie ne Frau oder n Mann sind ist auch ihr Problem (A1324–1329)

„Das männliche und das weibliche Prinzip“

Psychologische und körperliche Verfassung wurden als wichtige Aspekte des Gesundheitszustandes der PatientInnen beschrieben. Die TeilnehmerInnen stellten die menschliche Physiologie im Wesentlichen als geschlechtsneutral dar, ebenso die Körperlichkeit in Bezug auf Krebserkrankungen, deren Manifestationen und medizinische Maßnahmen (mit Begriffen wie „Vollblut“, „Darmkrebs“). Geschlechterdifferenzen wurden hier ausschließlich in Bezug auf die reproduktiven Organe und die hier verorteten Erkrankungen (Prostata-, Ovarialkarzinom) angeführt. Selen wurden identische biologische Effekte in allen Körpern zugeschrieben. Konsequenterweise wurden auch die ‚medizinischen‘ Motive für die Selenempfehlung, also die Absicht, erwünschte biochemische Effekte zu erzielen, als unabhängig vom Geschlecht der PatientInnen angesehen (wie die „Verbesserung des Immunsystems“).

Eine Gruppe diskutierte geschlechtliche Körperlichkeit als Barriere, an Krebsfrüherkennungen teilzunehmen, mit der Frauen und Männer unterschiedlich umgehen würden. Die Untersuchungen an sich wurden als ähnlich körperinvasiv für beide Geschlechter angesehen. Die Ausführung bezog sich auf die Teilnahme von Männern an rektalen und von Frauen an vaginalen Untersuchungen (nicht etwa auf dieselbe rektale Tastuntersuchung bei beiden Geschlechtern). Dies und die Sprachwahl stellten die Untersuchungen in einen (hetero-)sexualisierten Kontext, in dem Männer sich nur selten und widerwillig „mit dem Finger im Hintern rumbohren“, Frauen sich jedoch häufiger „da unten rumfummeln“ ließen:

- 1M2 man muss jetzt mal die Krebsvorsorge – Frau mit Krebsvorsorge – Mann vergleichen: welcher Mann lässt sich freiwillig mit dem Finger im Hintern rumbohren? Ja. [...] [die drücken sich alle rum ich kann mir
1F1 [????
1M2 jetzt nicht vorstellen, ich bin kei Frau, war nie eine wird nie eine sein, aber dass es eh recht viel angenehmer ist beim Gynäkologen da unten rumfummeln zu lassen und Ultraschall, Endosono und so weiter zu machen, aber das Angebot einer Krebsvorsorge Frau [...] ich würd da ne geschätzte Prozentzahl 90 ansetzen. Bei Krebsvorsorge Mann, das ist immer + ein Theater die Leute dazu zu bringen, dass sie dieses, dass sie das machen lassen, Unterhose ausziehen und das machen lassen, da würd ich mal, die Mitmachrate würd ich bei maximal 20 vielleicht 30 Prozent, mehr nicht.
(A1004–A1026)

Beide Gruppen verorteten Geschlechterdifferenzen vorrangig in Psyche und Verhalten, von einem Teilnehmer als „das männliche und das weibliche Prinzip“ (A1092f.) bezeichnet.

Während Männer bei Erkältungen und anderen „Bagatellerkrankungen“ (A1184) ein starkes Krankheitsgefühl entwickeln würden, das sie wegen der Krankschreibung

auch zum Arzt führe, würden sie bei schweren Erkrankungen „das besser wegstecken“ (A1204f.). Männer würden dazu neigen, langanhaltende Beschwerden und Symptome nicht ernst zu nehmen, und kaum selbst ÄrztInnen aufsuchen. Zumeist ergriffen ihre Ehefrauen oder auch Mütter die Initiative, „also den schleifen [...] die Frauen im Schlepptau her“ (A994f.). Krebs würden sie in der Regel mit invasiven Methoden zu bekämpfen suchen, sie aber zur Teilnahme an Nachsorgeuntersuchungen zu bewegen, sei schwierig. Auch fortgeschrittene Krebserkrankungen würden sie noch mit sehr eingreifenden Maßnahmen angehen gemäß der Vorstellung, dass Krebs an einer bestimmten Körperstelle lokalisiert sei und entfernt werden müsse.

Der männliche Patient wurde als rational und „Kopfdenger“ (A1074) beschrieben. Wenige Männer würden aktiv CAM nachfragen („Auf 20 Frauen kommt ein Mann höchstens“, B656) und etliche Verfahren seien auch nicht für sie geeignet, weil die Bereitschaft und Fähigkeit zur Körperbeobachtung und -wahrnehmung fehle. Selen jedoch sei eine geeignete Maßnahme, da sie vom „minimalistisch therapeutisch orientierten Mann“ (A1041f.) einfach durchzuführen sei und nur eine Pilleneinnahme pro Tag ohne weiteres Nachdenken erfordere. Männer würden sich auf Dinge verlassen, die sie ihrem Körper zuführen könnten, die möglichst medikamentenähnlich seien und denen eine „objektive“ biochemische Wirkung zugeschrieben werden könne. Zur Wirkung von Selen müssten Männer in ihrem Verständnis nichts beitragen. Als Nahrungsergänzungsmittel sei es leicht zu besorgen beziehungsweise der Patient delegiere diese Tätigkeit gemäß der geschlechtlichen häuslichen Arbeitsteilung und „lässt e[s] sich von seiner Frau mitbringen“ (A1043f.).

Anekdotisch seien auch Männer bekannt, die verschiedene CAM-Verfahren in einer sich verschlechternden Gesundheitssituation in Anspruch nehmen, jedoch stellen sie die Ausnahme dar.

Frauen hingegen würden wegen Erkältungen erst gar nicht zum Arzt gehen, jedoch bei schwerwiegenden Erkrankungen wie Krebs körperlich und psychisch mehr leiden und sich hier als gesamte Person betroffen sehen. Die weibliche Patientin wurde als „psychisch labiler“ (A1258), leicht zu beeinflussen und als mit dem „Herz“ denkend (A1073) und mit dem „Bauch“ handelnd (A1107f.) beschrieben, die aktiv Hilfe und Unterstützung in verschiedene Richtungen suche und drohe, dabei „irgendnem Guru in die Hände [zu] fallen“ (A320f.). Frauen würden konventionelle Chemo- und Strahlentherapie eher vermeiden und unter diesen Therapien auch mehr leiden. Ihre Ambitionen, über ihre gesundheitliche Lage zu reflektieren, seien sowohl „konstruktiv“ als auch „destruktiv“ (B910f.), weil Frauen dazu neigten, Schuldgefühle bezüglich ihrer Erkrankung zu entwickeln. Da sich Frauen „an mehr Strohhalme klammern“ (A1146), benötigten sie ärztliche Lenkung, Hoffnung und Trost. Frauen würden etliche CAM-Methoden anwenden, zum Beispiel auch Misteln oder Reiki, und hätten den „esoterischen Überbau“ (A1078), der dafür nötig sei. Aufgrund ihrer holistischen Sichtweise von Krebserkrankungen wären Frauen überzeugt, dass eine Maßnahme oder Medikation nur effizient wirken kann, wenn sie selbst aktiv zur Wirkung beitragen.

„Das frisst der, im wahrsten Sinne des Wortes“

Selen wurde in den Fokusgruppen teilweise in den Kontext von Ernährung eingeordnet und als Nahrungsergänzungsmittel bezeichnet. Ernährung allgemein wurde auch explizit in einen ursächlichen Zusammenhang mit bestimmten Krebserkrankungen gestellt. An anderer Stelle wurden Selensupplemente jedoch gezielt aus dem Kontext der Ernährung herausgenommen, wenn beispielsweise darauf hingewiesen wurde, dass Vitamin-C-Supplemente beim Lebensmitteldiscounter erhältlich seien, Selen jedoch nicht. In einer Gruppe wurden zwischen Seleneinnahme bei Krebs und der Einnahme von Acetylsalicylsäure nach Herzinfarkt Parallelen gezogen und Selen dadurch im Kontext von oral einzunehmenden Medikamenten verortet.

In allen Fällen wurde jedoch dem Vorgang der Inkorporation von Selensupplementen eine spezifische Bedeutung beigemessen, als Ausdruck von Selbstfürsorge, sich und dem eigenen Körper etwas Hilfreiches zuzuführen und Gutes zu tun:

- 1M2 „Nimm das Selen, wenn Du schon nichts“ – wenn Sie's anders formuliert haben wollen: „Wenn Du schon nichts andres machen willst und wenn dir das mit der Mistel schon nicht liegt und wenn du, wenn'st schon kei Reiki machen willst ...“ [...] „dann mach wenigstens Selen“, das frisst der [der männliche Patient, G.D.], im wahrsten Sinne des Wortes (A1115–A1119)
- 2F1 Und wenn ich die Tablette einnehm [...] dann ehm passieren da ja noch mehr Dinge, als dass ich einfach nur mir das Selen zuführe. Ich weiß nicht, ob das klar ist, also + die Gedanken in Richtung, eben auch wieder „Was kann ich für mich tun?“, das geht ja weit über das noch hinaus: Ernährung, Bewegung, ehm keine Ahnung Singen, Musik, Malen oder was auch immer. „Was tut mir gut?“ (B417–B424)

„Frauen müssen lernen, den Kopf mit zu gebrauchen“

Neben physiologischen Motiven für eine Selenempfehlung, die als unabhängig vom PatientInnengeschlecht dargestellt wurden, führten die ÄrztInnen eine Reihe von geschlechtsspezifischen Motiven an, die jedoch überwiegend nicht als solche benannt wurden. Es erfolgten geschlechterdifferente Attribuierungen von Wirkmechanismen und -effekten an Selen auf der psychosozialen Ebene:

- 1F1 Also ich glaub, ich hab den Punkt „Hoffnung“ da unten noch gemacht, bei der Frau, das ist der einzige Unterschied, wo ich's vielleicht n bisschen mehr, also den Unterschied zum Mann seh, dass da mehr Hoffnung ehm + notwendig ist denen zu geben, aus meiner Sicht
- M Wie sind Ihre Erfahrungen da?
- 1F1 Dass die halt mehr ++ mehr, ja mehr mehr des Trostes bedürfen und das kann halt eines, einen Teil dazu beitragen, dass sie etwas haben
- M Wie funktioniert das mit Selen? Ich versuch mir das grad ganz praktisch vorzustellen?
- 1F1 Ja, also Förderung der Hoffnung, also sie ham jetzt etwas woran sie auch glauben, dass es ihnen gut tut und hilft und ++ ich denk dass das eben auch wieder nen starken psychologischen Effekt hat. + Der ist halt speziell bei der Frau wieder wichtig.
- M Weil Frauen eher in ne Hoffnungslosigkeit reinkommen, in ner Situation mit ner Krebserkrankung? =
- 1F1 =Ich glaub, dass die psychisch noch etwas eh ++ ehm labiler sind, ja [6 sek Pause] (A1239–A1259)

Durch das Eingehen von ÄrztInnen auf als geschlechterdifferent angesehene Bedürfnisse wurde Selen als Intervention konstruiert, die im Kontakt mit Männern und Frauen geeignet sei, die negativen Seiten des jeweiligen geschlechtsspezifischen Verhaltens abzuschwächen.

Patientinnen könnten – und sollten – so vor unsinnigen und teuren Therapien bei „Gurus“ bewahrt werden. Bei männlichen Patienten wirke Selen nach dem „Fuß in der Tür“-Prinzip (A1051), indem es eine Anbindung an die behandelnden ÄrztInnen schaffe, die dann auch für weitere Maßnahmen im Sinne der Steigerung männlicher Complicity für Nachsorgeuntersuchungen und -behandlungen genutzt werden könnte.

- 1M2 alles im Kopf, die Frauen machen, es ist Vorurteil, aber es ist wirklich so statistisch, die machen alles mit dem Herz, Herzdenken, Kopfdanken und
[unter diesem Aspekt
1F1 [aus'm Bauch raus
1M2 [aus'm Bauch raus und unter diesem Aspekt: die Männer, Männer müssen lernen, mehr aus'm Bauch raus zu machen und die Frauen müssen lernen eh, den Kopf auch mit zu gebrauchen, das ist nichts Ketzerisches, sondern das ist nur: man muss die Prioritäten verschieben.
(A1103–A1112)

Diese Verhaltensmodifikationen bei Frauen und Männern seien zu erreichen, indem oberflächlich eine Einigung auf jeweils von ihnen erwartete Therapieziele und Selen als adäquate Interventionsstrategie stattfindet.

- 2M1 [Ja, also ich hab
auch den Eindruck, dass Männer mit Krebserkrankung eher dazu neigen, die Krankheit als etwas anzusehen, das mit ihnen als Person nicht so viel zu tun hat und von daher auch für sie durch Eigenaktivitäten auch nicht so stark zu beeinflussen ist. Sondern mehr durch n Mittel, was man eben einnimmt und was dann eben objektive, von ihnen unabhängige Wirkung entfaltet und von daher sind dann die Therapieziele, auf die ich mich mit Männern einige eher, einige eher auch objektive Ziele, wo die Patienten sich dann eher drauf einlassen oder wo sie danach fragen. Wobei das Ziel auch hier sein sollte natürlich, die eigene Aktivität zu fördern und eh + auch den Männern ermöglichen, ne andere Sichtweise ihrer Erkrankung zu entwickeln.
(B754–B768)

Der Diskurs mit männlichen Patienten kann mit medizinischen Fachtermini gestaltet werden, um ihnen das Nahrungsergänzungsmittel näher zu bringen:

- M Männer=
2F1 =Da kann man sagen, da gibt es Helferzellen und Suppressorzellen und die werden dann ange-
regt
(B739–B741)

4 Diskussion

Die vorgeführten Befunde entstammen einer ersten Untersuchung, die Geschlechterkonstruktionen durch ÄrztInnen im Kontext von Nahrungsergänzungsmitteln als CAM-

Verfahren bei Krebs in den Blick nimmt. Es lassen sich anhand der Daten folgende Diskursstränge nachzeichnen, deren nähere Betrachtung und Überprüfung sich in weiteren Studien mit einer umfangreicheren Datenbasis empfiehlt.

Geschlecht wird von den ÄrztInnen als ein spezifischer, auf der PatientInnenseite lokalisierter Komplex von Verhalten und Befinden dargestellt. Geschlecht wird essentialistisch gedacht als Determinante von Verhalten und psychischem Erleben von PatientInnen. So gewinnt es Relevanz für die objektiv (be-)handelnden ÄrztInnen und wird zum Umstand, auf den sie im Sinne des PatientInnenwohls reagieren müssen. Dies entspricht, obwohl die TeilnehmerInnen sich gegen Geschlechterforschung deutlich abgrenzten, der Konstruktion von Geschlecht im aktuellen Diskurs der ‚geschlechts-spezifischen Medizin‘: „As seen in the discourse of biological and social reductivism, the ‘gender-specific body’ rests heavily on a construction of gender as a property of individuals, framed as attitudes, components of chosen ‘lifestyle’, and so-called ‘social roles’“ (Annandale/Hammarström 2010: 581).

Gesundheits- und Krankheitsverhalten sowie psychische Faktoren wie Emotionen von Männern und Frauen werden als different ausgestaltet, aber in der Praxis als gleichermaßen problematisch für deren Gesundheit angesehen. Während Frauen als naiv, zu emotional und unstrukturiert geschildert werden, gelten Männer als zu rigide, simplizistisch und vermeidend. Diese Bilder von labilen Frauen und stoischen Männer entsprechen essentialistischen Ansätzen in der wissenschaftlichen Öffentlichkeit und deren traditionellen Geschlechterstereotypen (vgl. Locke 2011). Physiologische Aspekte werden dagegen nicht geschlechterdifferent erklärt und Selen werden gleiche biochemische Effekte in allen menschlichen Körpern zugeschrieben.

Ärztliche Motive für eine Empfehlung von Selen als CAM bei Krebserkrankungen fokussieren auf die PatientInnen und das Ziel, deren psychosomatisches Befinden zu verbessern. Selensupplemente stellen dabei die CAM-Methode der Wahl dar, da sie gesundheitsfördernde physiologische Wirkungen hätten, auf die sich ÄrztInnen sowohl mit Männern als auch Frauen als Therapieziele verständigen könnten. Bemerkenswert ist hierbei, dass für diese Annahme keine Evidenz aus medizinischen Studien vorliegt. Kürzlich – allerdings erst nach der Datenerhebung – wurde eine große Krebspräventionsstudie mit Selen bei Männern vorzeitig beendet, da sich keine Hinweise auf positive Effekte von Selen (und Vitamin E), dafür aber für mögliche Gesundheitsschädigungen durch eine Langzeiteinnahme gezeigt hatten (Lippman et al. 2009). Es muss an dieser Stelle offen bleiben, ob die Aussagen der ÄrztInnen heute noch genauso ausfallen würden, jedoch wiesen sie schon zum Zeitpunkt der Untersuchung deutlichere Übereinstimmungen mit den Marketingaussagen der Anbieter auf als mit der wissenschaftlichen Evidenzlage.

Selensupplemente werden als sinnvolle ärztliche Interventionen gesehen, als gesundheitlich problematisch empfundene ‚männliche‘ beziehungsweise ‚weibliche‘ Verhaltensweisen abzuschwächen. Diese Therapieziele werden von den ÄrztInnen als ihre eigenen dargestellt und nicht als konsensuell mit den PatientInnen vereinbart, ein Vorgehen, das Elemente des sogenannten paternalistischen Modells der medizinischen

Entscheidungsfindung (nach Emanuel/Emanuel 1992) aufweist, in dem ÄrztInnen zu wissen glauben, was das Beste für ihre PatientInnen sei.

Die offenen Aushandlungsprozesse um Geschlecht finden laut Darstellungen der ÄrztInnen nicht am Thema des Gesundheitsverhaltens statt, sondern an den Attribuierungen, die an das Spurenelement Selen vorgenommen werden. Um seine Akzeptanz bei Männern zu steigern, wird eine Dekontextualisierung von Selen aus dem Bereich der Ernährung, eine Betonung biochemischer Effekte mit medizinischen Fachtermini und damit eine Herauslösung aus weiblich gedachten Bezügen vorgenommen. Obendrein kann die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung innerhalb eines heteronormativen Bezugsrahmens durch die Delegation der Tätigkeit des Einkaufens und Er-/Nährens an die Ehefrau aufrecht erhalten werden. Einerseits wird so die Haltung affirmiert, Männlichkeit sei unvereinbar mit dem Kümern um Ernährung und Gesundheitszustand. Andererseits soll Selen als tägliche, mit der eigenen Männlichkeit zu vereinbarende und zu inkorporierende Erinnerung dienen, auf sich selbst und das eigene Befinden zu achten. Es muss weiterer Forschung vorbehalten bleiben, wie diese Strategien und Aushandlungsprozesse in der Praxis tatsächlich verlaufen und ob sie sich als subversiv oder affirmativ bezüglich hegemonialer Männlichkeit erweisen.

Bei Frauen steht die Einbettung von Selen in den Kontext von sich etwas Gutes tun und in ein stützendes soziales Umfeld im Vordergrund. Diskursiv werden Frauen durch ihre Konstruktion als labil und emotional in eine geschwächte und vulnerable Position gebracht, in der sie der Lenkung und Unterstützung durch ÄrztInnen bedürfen. Die durch Selen erzeugte „Hoffnung“ und die Anbindung an die ÄrztInnen sollen ihnen als verlässliche Stütze dienen, die die „Strohhalme“ und „Quacksalber“ ersetzen, an die sie sich sonst klammern würden.

Es ist also davon auszugehen, dass Männlichkeiten und Weiblichkeiten im ÄrztInnen-PatientInnen-Kontakt in der Interaktion hergestellt werden und ÄrztInnen hieran im Sinne von ‚doing gender‘ einen aktiven Beitrag leisten. Dies steht im Kontrast zur Selbstwahrnehmung und zum Selbstverständnis der ÄrztInnen, Männer und Frauen „gleich“ zu behandeln, also die Geschlechterdifferenz nicht in die Interaktion einzubringen, sondern lediglich auf vorgefundene Differenzen zu reagieren. Jedoch nutzen sie als niedergelassene AllgemeinmedizinerInnen das Nahrungsergänzungsmittel, um als AkteurInnen in die Versorgung onkologisch Erkrankter einbezogen zu werden, die sonst oftmals anderen FachärztInnen vorbehalten bleibt. Selen als Nahrungsergänzungsmittel kann hier als ein Ort gesehen werden, an dem Männlichkeit und Weiblichkeit in ihren Verbindungen zu Gesundheit zwischen (Haus-)ÄrztInnen und PatientInnen verhandelt werden.

Interessanterweise nahmen die ÄrztInnen in der biochemischen Wirkungsattribution an Selen keine Geschlechterdifferenz vor. Es bleibt abzuwarten, ob sich dies im Zuge des sich zunehmend artikulierenden Diskurses um angebliche grundlegende biologische Unterschiede zwischen Männer- und Frauenkörpern („every cell has a sex“, IOM 2001: 28) in der Zukunft verändern wird. Die AnbieterInnen von Nahrungsergänzungsmitteln jedenfalls haben den Schritt zur geschlechterdifferenten Ausgestaltung

des Nahrungssupplementmarktes mit Produkten wie „Frauen Mineralien“ oder „Frauen Mineralstoffe“ bereits vollzogen.

Aussagekraft der Daten

Diese Arbeit erfüllt die Gütekriterien der Dokumentation (intersubjektive Nachvollziehbarkeit), der Gegenstandsangemessenheit und empirischen Verankerung für qualitative Forschung (Steinke 2009). Es ist durch das Design gelungen, Fokusgruppendiskussionen über Geschlechterfragen mit Angehörigen einer Berufsgruppe zu führen, die eher schwer für eine aktive Teilnahme an Studien zu gewinnen ist. Allerdings stellte die hohe no-show-Rate der ÄrztInnen ein Problem dar. In Kombination mit zeitlichen Restriktionen, die eine Fortführung der Untersuchung mit weiteren Gruppen nicht erlaubten, ergab dies eine selektive und sehr begrenzte Datenbasis, die das wünschenswerte Kriterium der Sättigung noch nicht erreicht hat. Es ist davon auszugehen, dass weitere Untersuchungen, bevorzugt auch in anderen Settings, weitere Aspekte der Geschlechterkonstruktionen im Kontext von Selen und CAM erbringen. Auch muss die Frage, inwiefern das Geschlecht der TeilnehmerInnen selbst beziehungsweise die daraus entstehenden gleich- und gemischtgeschlechtlichen Paarungen in ärztlichen Konsultationen Einfluss auf die vorgenommenen Geschlechterkonstruktionen haben, anderen Studien vorbehalten bleiben.

Diese Arbeit sollte daher als vorläufiger Diskussionsbeitrag verstanden werden, der Anregungen für weitere Forschungsarbeiten geben kann.

Beachtung verdient auch die Frage, welchen Einfluss die Vorgabe von Geschlechterdichotomie als Diskussionsanreiz auf die Geschlechterkonstruktionen der ÄrztInnen hatte. Der Diskussionsanreiz fragte nach (potenziell differentem) Verhalten der TeilnehmerInnen gegenüber Männern und Frauen, wovon sie sich jedoch deutlich abgrenzten und eine Verschiebung des Diskussionsthemas auf das Verhalten und Befinden von PatientInnen vornahmen. Es ist denkbar, dass der Diskussionsreiz die dyadische Darstellung von Männern und Frauen und die Polarisierung ihrer Geschlechtsrollenzuschreibungen verstärkt hat.

Jedoch konstruierten die TeilnehmerInnen die Geschlechterdichotomie ausschließlich in Bezug auf Verhalten und Psyche, nicht – wie sonst in der Medizin verbreitet – in Bezug auf biologische Unterschiede, und grenzten sich durch essentialistische Erklärungen auch explizit von Moderationsinterventionen ab, die konstruktivistisch ausgerichtet waren. Insbesondere aber relationale Aspekte von Geschlecht und Geschlechterverhältnissen und ihre spezifischen Verbindungen zu Gesundheit und Krankheit erscheinen offeneren Designs zukünftiger Forschung zugänglicher.

Literaturverzeichnis

- Annandale, Ellen & Hammarström, Anne. (2010). Constructing the 'gender-specific body': A critical discourse analysis of publications in the field of gender-specific medicine. *Health*, 15 (6), 571–587
- Bohnsack, Ralf. (2003). *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in die qualitative Methode*. 5. Aufl. Opladen: Leske + Budrich
- Boon, Heather; Brown, Judith Belle; Gavin, Alan; Kennard, Mary Ann & Stewart, Moira. (1999). Breast cancer survivors' perceptions of complementary/alternative medicine (CAM): Making the decision to use or not to use. *Qualitative Health Research*, 9, 639–653
- Cheetham, P. J.; Le Monnier, K. J. & Brewster, S. F. (2001). Attitudes and use of alternative therapies in UK prostate cancer patients – isn't time we were in the know? *Prostate Cancer Prostatic Dis*, 4, 235–241
- Dennert, Gabriele. (2007). „Something they believe in“. *Motives of German physicians for recommending selenium supplements to female and male cancer patients – a focus group investigation*. (Unveröffentlichte Masterarbeit). Berlin
- Dennert, Gabriele & Horneber, Markus. (2009). Selenium for alleviating the side effects of chemotherapy, radiotherapy and surgery in cancer patients. *Cochrane Database of Systematic Reviews*, Issue 2. Art. No.: CD005037.pub2. DOI: 10.1002/14651858.CD005037.pub2
- Dennert, Gabriele; Zwahlen, Marcel; Brinkman, Maree; Vinceti, Marco; Zeegers, Maurice P. A. & Horneber, Markus. (2011). Selenium for preventing cancer. *Cochrane Database of Systematic Reviews*, Issue 5. Art. No.: CD005195. DOI: 10.1002/14651858.CD005195.pub2
- Emanuel, E. J. & Emanuel, L. L. (1992). Four models of the physician-patient relationship. *JAMA*, 267, 2221–2226
- Ernst, E.; Resch, K.; Mills, S.; Hill, R.; Mitchell, A.; Willoughby, M. & White, A. (1995). Complementary medicine – a definition. *British Journal of General Practice*, 45, 506
- Eustachi, Axel; Pajtler, Helenka; Linde, Klaus; Melchart, Dieter & Weidenhammer, Wolfgang. (2009). Patients of an Interdisciplinary Cancer Treatment Center: Use of, Knowledge About, and Demand for CAM Treatment Options. *Integrative Cancer Therapies*, 8, 56–62
- Foss, Christina & Sundby, Johanne. (2003). The construction of the gendered patient: Hospital staff's attitudes to female and male patients. *Patient Education and Counseling*, 49, 45–52
- Galdas, Paul M.; Cheater, Francine & Marshall, Paul. (2005). Men and health help-seeking behavior: literature review. *Journal of Advanced Nursing*, 49, 616–623
- Grace, Victoria. (2007). Beyond dualism in the life sciences: implications for a feminist critique of gender-specific medicine. *Journal of Interdisciplinary Feminist Thought*, 2 (1), Article 1. Zugriff am 2. Mai 2012 unter <http://escholar.salve.edu/jift/vol2/iss1/1>
- Hall, Judith A.; Irish, Julie T.; Roter, Debra L.; Ehrlich, Carol M. & Miller, Lucy H. (1994). Gender in medical encounters: an analysis of physician and patient communication in a primary care setting. *Health Psychology*, 13, 384–392
- Hamberg, Katarina; Risberg, Gunilla; Johansson, Eva E.; Westman, Göran. (2002). Gender bias in physicians' management of neck pain: a study of the answers in a Swedish national examination. *Journal of Women's Health and Gender Based Medicine*, 11 (7), 653–666
- Institute of Medicine (IOM). Committee on Understanding the Biology of Sex and Gender Differences. (2001). *Exploring the Biological Contributions to Human Health. Does Sex Matter?* National Academy Press: Washington, DC
- Kampf, Antje. (2006). Report on the conference on 'Men, Women, and Medicine: A New View of the Biology of Sex/Gender Differences and Aging' held in Berlin, 24–26th February 2006. *Philosophy, Ethics, and Humanities in Medicine*, 1 (11), DOI: 10.1186/1747-5341-1-11
- Kiss, Alexander & Meryn, Siegfried. (2001). Effect of sex and gender on psychosocial aspects of prostate and breast cancer. *British Medical Journal*, 323, 1055–1058

- Klemperer, David. (2003). *Wie Ärzte und Patienten Entscheidungen treffen. Konzepte der Arzt-Patient-Beziehung*. Forschungsschwerpunkt Arbeit, Sozialstruktur und Sozialstaat. Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung WZB. Veröffentlichungsreihe der Arbeitsgruppe Public Health. Zugriff am 1. Februar 2007 unter <http://skylla.wz-berlin.de/pdf/2003/i03-302.pdf>
- Kolip, Petra & Glaeske, G. (2002). Die Medikalisierung weiblicher Biographien im mittleren Alter. *Schweizerische Ärztezeitung*, 83, 479–482
- Krieger, Nancy. (2005). Embodiment: a conceptual glossary for epidemiology. *Journal of Epidemiology and Community Health*, 59, 350–355. DOI: 10.1136/jech.2004.024562
- Lee, Christina & Owens, R. Glynn. (2002). Issues for a psychology of men's health. *J Health Psychology*, 7, 209–217
- Lippmann, Scott M.; Klein, Eric A. & 31 colleagues. (2009). Effect of Selenium and Vitamin E on Risk of Prostate Cancer and Other Cancers. The Selenium and Vitamin E Cancer Prevention Trial (SELECT). *JAMA*, 301, 39–51
- Locke, Abigail. (2011). The Social Psychologising of Emotion and Gender. A Critical Perspective. In Willemijn Ruberg & Kristine Steenberg (Hrsg.), *Sexed Sentiments. Interdisciplinary Perspectives on Gender and Emotion* (S. 185–207). Amsterdam: Rodopi
- Lyons, Antonia C. (2009). Masculinities, femininities, behavior and health. *Social and Personality Psychology Compass*, 3, 394–412
- Mayring, Philipp. (2010). *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken*. 11., aktual. und überarb. Aufl. Weinheim: Beltz
- Mróz, Lawrence W.; Chapman, Gwen E.; Oliffe, John L.; Bottorff, Joan L. (2011). Men, food, and prostate cancer: gender influences on men's diets. *American Journal of Men's Health*, 5, 177–187
- Münstedt, K.; Entezami, A.; Wartenberg, A. & Kullmer, U. (2000). The attitudes of physicians and oncologists towards unconventional cancer therapies (UCT). *Eur J Cancer*, 36, 2090–2095
- Nicolaisen-Murmann, K.; Thiel, F.; Mohrmann, S.; Grünewald, E.; Ackermann, S.; Bender, H. G.; Beckmann, M. W. & Fasching, P. A. (2004). Komplementäre und alternative Methoden (CAM) bei Frauen mit Genital- oder Mammakarzinom: multizentrische Studie zur Prävalenz und Motivation. *Geburtshilfe und Frauenheilkunde*, 65, 178–185
- Oliffe, John & Thorne, Sally. (2007). Men, masculinities, and prostate cancer: Australian and Canadian patient perspectives of communication with male physicians. *Qualitative Health Research*, 17, 149–161
- Petru, E.; Schmied, P. & Petru, C. (2001). Komplementäre Maßnahmen bei Patientinnen mit gynäkologischen Malignomen unter Chemo- und Hormontherapie. Bestandsaufnahme und kritische Überlegungen für die Praxis. *Geburtshilfe und Frauenheilkunde*, 61, 75–78
- Roter, Debra L.; Hall, Judith A. & Aoki, Yutaka. (2002). Physician gender effects in medical communication: a meta-analytic review. *JAMA*, 288, 756–764
- Rutten, Lila J.; Arora, Neeraj K.; Bakos, Alexis D.; Aziz, Noreen & Rowland, Julia. (2005). Information needs and sources of information among cancer patients: a systematic review of research (1980–2003). *Patient Education and Counseling*, 57, 250–261
- Schofield, Penelope; Diggins, Justine; Charleson, Catherine; Marigliani, Rita & Jefford, Michael. (2010). Effectively discussing complementary and alternative medicine in a conventional oncology setting: Communication recommendations for clinicians. *Patient Education and Counseling*, 79, 143–151
- Schofield, Toni; Connell, R. W.; Walker, Linley; Wood, Julian F. & Butland, Dianne L. (2000). Understanding men's health and illness: A gender-relations approach to policy, research, and practice. *Journal of American College Health*, 48, 247–256
- Schritt, Katarina. (2011). *Ernährung im Kontext von Geschlechterverhältnissen. Analyse zur Diskursivität gesunder Ernährung*. Wiesbaden: VS Verlag

- Seale, Clive; Ziebland, Sue & Charteris-Black, Jonathan. (2006). Gender, cancer experience and internet use: A comparative keyword analysis of interviews and online cancer support groups. *Social Science & Medicine*, 62, 2577–2590
- Sehouli, J.; David, M.; Kaufmann, B. & Lichtenegger, W. (2000). Unkonventionelle Methoden in der Krebsmedizin – Postoperative Nutzung durch Patientinnen mit gynäkologischen Malignomen. *Geburtshilfe und Frauenheilkunde*, 60, 147–154
- Steinke, Ines. (2009). Gütekriterien qualitativer Forschung. In Uwe Flick, Ernst von Kardorff & Ines Steinke (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (S. 319–331). 7. Auflage. Reinbek/Hamburg: Rowohlt
- Verhoef, Maria J.; Hilsden, Robert J. & O’Beirne, Maeve. (1999). Complementary therapies and cancer care: an overview. *Patient Education and Counseling*, 38, 93–100
- Verhoef, Marja J.; Balneaves, Lynda G.; Boon, Heather S. & Vroegindewey, Annette. (2005). Reasons for and characteristics associated with complementary and alternative medicine use among adult cancer patients: a systematic review. *Integrative Cancer Therapies*, 4, 274–286

Zur Person

Gabriele Dennert, Dr. med., Institut für transdisziplinäre Gesundheitsforschung Berlin. Arbeitsschwerpunkte: Diversifizierung in der Gesundheitsversorgung, Evidenzbasierte Komplementärmedizin, Psychoonkologie, Gesundheit von Lesben, Schwulen, Bisexuellen und Trans*Personen
Kontakt: Institut für transdisziplinäre Gesundheitsforschung, Graefestraße 16, 10967 Berlin
E-Mail: dennert@diverse-health.de

Aufsätze: Offener Teil

Maria Gierlak

Das Motiv der polnischen Haushaltshilfen in deutschsprachiger und polnischer Literatur

Zusammenfassung

Der Artikel zeigt an ausgewählten Beispielen aus der neuesten deutschen und polnischen faktualen und fiktionalen Literatur das Funktionieren der polnischen Putzfrau als eine symbolische Figur im kollektiven Bewusstsein in beiden Ländern zwischen 1980 und 2010.

Schlüsselwörter

Polen, Putzfrau, Literatur, Deutschland, Motiv

Summary

Polish Domestic Servants as a Motif in German and Polish Literature

Drawing upon selected examples from recent literary fiction and non-fiction alike the article depicts 'die polnische Putzfrau' (the Polish housemaid) as a symbolic figure firmly residing in the domains of social consciousness in both countries in the period 1980–2010.

Keywords

Poland, housemaid, literature, Germany, motif

Einführung

Die heutzutage westlich der Oder arbeitenden Putzfrauen fügen sich in eine lange Tradition der polnischen Arbeitsmigration nach Deutschland ein, auch wenn sie nur eine der vielen Gruppen der dort tätigen PolInnen bilden. Die Mehrheit der ArbeitsmigrantInnen, der sogenannten SachsengängerInnen, also derer, die – wie es auf Polnisch heißt – „na saksy“ ‚nach Sachsen gingen, stellten immer Männer. Die ca. 150 Jahre lang andauernde Arbeitsmigration polnischer Frauen nach Deutschland hinterließ dennoch viele Spuren verschiedener Art im kollektiven Gedächtnis beider Völker. Besonders relevant ist dabei die Zeit der Zwangsarbeit im Dritten Reich (vgl. Herbert 2001); Erinnerungen der polnischen Frauen, die damals unter anderem in deutschen Haushalten beschäftigt waren, sind in Form von verschiedenen Zeugnissen im öffentlichen Diskurs der beiden Länder immer noch präsent (vgl. Mendel 1994).

Im vorliegenden Beitrag soll eines der späteren Kapitel der Beschäftigungsgeschichte der polnischen Frauen auf dem deutschen Arbeitsmarkt behandelt werden. Seit den 1980er Jahren ist in der bundesrepublikanischen Öffentlichkeit die Bezeichnung „polnische Putzfrau“ zu einer festen Wendung aufgestiegen und taucht in vielen Kontexten auf. In der polnischen Sprache hat sich zwar ein entsprechender Begriff nicht eingebürgert, weil die Arbeit als Reinigungskraft und/oder Altenpflegerin, auch im Ausland, oft als demütigend empfunden und lange Zeit mehr oder weniger tabuisiert wurde,¹ die Erschei-

1 Bis 1989 spielte dabei auch die Zensur eine Rolle. Die Geringschätzung dieses Phänomens lässt sich aber bis in die jüngste Vergangenheit beobachten. So fand dieses Thema in der Ausstellung „My, Berlińczycy! Wir, Berliner! Die Geschichte einer polnisch-deutschen Nachbarschaft“, die im

nung selbst ist aber in der Öffentlichkeit zur Genüge bekannt², insbesondere wenn man die Entwicklung der Beschäftigung polnischer Frauen in deutschen Haushalten im Auge behält. Im Folgenden soll der Prozess der Herausbildung dieses Phänomens, das heißt die Formierung der polnischen Putzfrau als eine symbolische Figur in der Öffentlichkeit der beiden Länder, mit Belegen aus Literatur und Publizistik nachvollzogen werden.

1 Die literarische Figur der Putzfrau: Cicerone und Therapeutin

Das Alter der hier analysierten fiktiven Putzfrauen variiert zwischen etwa 18 und 50 Jahren; was diese Frauen ungeachtet ihres Alters auszeichnet, sind Lebenserfahrung, Hilfsbereitschaft, Organisationstalent und eine gute Kenntnis mancher Aspekte des deutschen Alltags. Die Putzfrauen stehen daher oft PolInnen zur Seite, die sich nach Deutschland oder Österreich begeben, und weihen sie in die Geheimnisse der fremden Wirklichkeit ein. Die Rolle einer Fremdenführerin übernimmt in Radek Knapps Roman *Herrn Kukas Empfehlungen* Ala, eine junge, grünäugige Frau, die der Oberschüler und Protagonist Waldemar im Bus der Firma Dream Travel trifft, als er kurz nach der Wende zum ersten Mal in den Westen fährt. Bereits an der Grenze zeigt sie ihm, wie einfach man eine zusätzliche Stange Zigaretten schmuggeln kann. Dies ist aber nicht ihr eigentliches Metier; das Gebiet, auf dem sie viel besser Bescheid weiß, liegt in Wien. Sie kennt sich nicht mit den dortigen Sehenswürdigkeiten aus, fühlt sich jedoch verpflichtet, dem naiven, von den eleganten Geschäften der österreichischen Hauptstadt etwas betörten Waldemar „die Augen zu öffnen“ (Knapp 2006: 41) und den schönen Schein der westlichen Wirklichkeit aufzudecken, hinter dem – da hat sie keine Illusionen mehr – ein harter, manchmal gar lebensbedrohender Wettbewerb und Konsumterror stehen. Als sie an einem großen Haus am Ring vorbeifahren, erzählt sie:

„Zufällig kenne ich mich in dem Haus ganz gut aus‘ [...]. ‚Ich putze dort regelmäßig einmal in der Woche. In den oberen Stockwerken sind lauter Büros, wo Leute in Ihrem Alter arbeiten. Sie sitzen vierzehn Stunden am Tag über den Computern. Ihre ganze Abwechslung besteht darin, dreimal am Tag auf die Toilette zu gehen, und das Essen holen sie aus einem Automaten, der auf dem Flur steht. Sie verzehren es über ihren Computertastaturen. Die Hälfte davon landet zwischen den Tasten, und sie merken nicht mal was davon. In ihren Armani-Sakkos tragen sie eine ganze Apotheke gegen Kopfschmerzen und Gastritis. Nach Büroschluss sehen sie wie Zombies aus. Aber glauben Sie, dass sich jemals einer deswegen beschwert hätte? Im Gegenteil. Je mehr Magenschmerzen sie haben, desto süßer lächeln sie. Und am Wochenende schnappen sie sich [...] eine Sekretärin und marschieren in eine Calvin-Klein-Boutique, um sich für die ganze Woche zu rächen.““ (Knapp 2006: 41f.)

Sie klärt Waldemar auch über die Einstellung der ÖsterreicherInnen zu den polnischen ArbeitstouristInnen auf, weist darauf hin, dass es nicht einfach sei, hier eine Arbeitsstelle zu finden, und warnt den Jungen vor dem Wiener „Arbeiterstrich“ (Knapp 2006: 43).

Die polnischen Putzfrauen spielen auch eine wichtige Rolle im Leben von Gisela Stopa, der Protagonistin von Brygida Helbigs Buch *Anioły i świnię. W Berlinie! Fik-*

Frühjahr 2009 vom Zentrum der Historischen Forschung Berlin der Polnischen Akademie der Wissenschaften in Berlin veranstaltet wurde, keine Aufmerksamkeit; vgl. Lackmann 2009.

2 Vgl. zur Beschäftigung polnischer Frauen in deutschen Haushalten Polanska 2011; Fromme 2011; RPS 2011; Rudnicki 2011.

cja literacka [Engel und Schweine. In Berlin. Eine literarische Fiktion]. Stopa, eine etwas ratlose Slawistin und Spätaussiedlerin aus Szczecin, passt sich an die deutsche Wirklichkeit nur mit größter Mühe an und besucht nach der Wende ihre Heimatstadt regelmäßig, wobei ihr die familiäre Atmosphäre in dem am Sonntagnachmittag zwischen Szczecin und Berlin fahrenden Zug ein großes Vergnügen bereitet. Die nach Deutschland fahrenden polnischen Putzfrauen wirken auf die Erzählerin viel beruhigender als die zahlreichen Besuche bei den Psychotherapeuten, die sie seit ihrer Übersiedlung in die Bundesrepublik in den 1980er Jahren absolvierte:

„[...] Gisela genoss [...] die Bahnreisen am Sonntagabend – in der Gesellschaft der nach Berlin zurückkehrenden Reinemachefrauen. Sie fühlte sich unter ihnen wohl, wahrlich wie zuhause. [...] Bereits auf dem nach Pisse stinkenden Bahnhof in Stettin wurde sie von den wohlbekannten Ausrufen begrüßt: „Hier ‘ne Gruppe, hier ‘ne Gruppe, ‘ne neue Gruppe, wer will in meine Gruppe?“ Oder: „Wer braucht noch Leute für seine Gruppe? Ich kann Mitglied sein, neues Mitglied, neues Mitglied!“ Gisela begriff es schnell – eine Information für Dich, Du Spätgeborener! – es ging bei diesem Durcheinanderschreien und eiligem Sich-Durcheinanderdrängen durch die Waggonen um eine Reisekostenverringerung, die durch maximale, fünfköpfige Inanspruchnahme des deutschen Wochenendtickets erzielt werden sollte. Mit Vergnügen schloss sie sich dem warmen und Gemeinschaftsgefühl spendenden Haufen an. [...] Der Zug mit den Reinemachefrauen war möglicherweise der einzige Ort in der ganzen Welt, wo sich Gisela wohl, mit Wärme umgeben und sicher fühlte. Wo sie die älteren Frauen wie Verkäuferinnen in polnischen Geschäften anredeten, „Ja Schätzchen“ und „Ja meine Liebe“, und stets sofort und sachlich zu Rate kamen in praktisch allen Lebensfragen. Und unter anderem dadurch unterschieden sie sich von den Psychologen, die auf Distanz bedacht waren. Sie linderten jeden Schmerz.“ (Helbig 2005: 38)

Sowohl bei Knapp als auch bei Helbig helfen die Putzfrauen, wenn auch auf unterschiedliche Weise, den Schock, der bei der Konfrontation der ProtagonistInnen mit der fremden Wirklichkeit entsteht, zumindest einigermaßen zu nivellieren. Der Zähmung des Fremden und der Überwindung der eigenen Minderwertigkeitskomplexe dient darüber hinaus die den beiden Texten eigene (Selbst-)Ironie. Helbigs reportageartige Schilderung der Wochenendszenen auf einem an der Grenze liegenden Bahnhof veranschaulicht zudem das Lokalkolorit, das mit den Deutschlandfahrten der polnischen Putzfrauen verbunden ist.

2 Putzen und Integration

In der Bundesrepublik putzen aber nicht nur die polnischen Pendlerinnen, sondern diesen Job nahmen auch die Spätaussiedlerinnen aus Polen an, wie bei Adam Soboczyński in den deutsch-polnischen Reportagen und Essays *Polski Tango. Eine Reise durch Deutschland und Polen* nachzulesen ist. Am Beispiel seiner Anfang der 1980er Jahre emigrierten Eltern – der Autor war damals 6 Jahre alt – spricht er von einer im Grunde genommen misslungenen Assimilierung der polnischen SpätaussiedlerInnen ihrer Generation, die „Ausländer mit deutschem Pass“ (Soboczyński 2008: 29) geblieben sind.

Im Kapitel „Die Putzfrauen“³ porträtiert er seine Mutter und Tanten, die nach ihrer Übersiedlung in die Bundesrepublik lange Zeit putzen gingen:

3 Dieses Kapitel wurde vorab in der Wochenzeitung *Die Zeit* unter dem Titel Glänzende Zeiten abgedruckt. Soboczyński bekam dafür den Axel-Springer-Preis für junge Journalisten sowie einen deutsch-polnischen Journalistenpreis.

„Einem Klischee zufolge ist Deutschland ein unheimlich sauberes Land. Einem zweiten Klischee zufolge wurde es fast ausschließlich von Polinnen saubergehalten. Das zweite Klischee stimmt, ich habe es am eigenen Leibe erfahren [...]. Die ersten Schritte im ersehnten Wirtschaftswunderland wurden von polnischen Frauen auf Knien gemacht. Sie wischten und polierten, sie drangen mit ihren Händen in die dunklen, in die dreckigen Ecken der Republik. Dem Armenhaus Polen entkommen, putzten sich Polinnen einen tief ersehnten Wohlstand herbei. Seit unserer Ankunft ist Koblenz ein gutes Stück sauberer geworden, denn seither rückt meine Mutter mit Putzlappen, Glasreinigern und Wischmops der rheinischen Provinzstadt zu Leibe ...“ (Soboczyński 2008: 41).

Erst später wurde ihm bewusst, wie sehr sich seine Verwandten wegen ihrer Beschäftigung schämten, in Deutschland wie in Polen, sie gaben aber trotzdem nicht auf. Nur einmal habe er eine „erwähnenswerte Putzkrise miterlebt“ (Soboczyński 2008: 46), als eine seiner Tanten, von ihrer Arbeitgeberin gebeten, deren eleganten Schlüpfer mit den Händen zu waschen, auf diese Arbeitsstelle verzichtete, und zwar mit der Begründung: „So weit bin ich schon heruntergekommen, [...] dass ich die Reizwäsche einer Deutschen mit bloßen Händen wasche“ (Soboczyński 2008: 47).

Soboczyńskis Mutter, die gelernte Schneiderin war, nennt einen ganz prosaischen Grund für das Festhalten an dieser Beschäftigung. Es sei das westdeutsche Familienmodell gewesen, das die aus Polen kommenden Frauen dazu zwang, ihre Kinder zu Hause zu betreuen. Da es in der Bundesrepublik kaum Kindergärten und -krippen gab und die meisten Spätaussiedlerinnen Kleinkinder gehabt hätten, sei die einzige berufliche Tätigkeit gewesen, die sie sich erlauben konnten, einige Stunden am Tag zu putzen.

Trotz ihrer Andersartigkeit versucht Soboczyński, diese Frauen in die deutsche Geschichte zu integrieren, indem er eine Parallele zu den Trümmerfrauen zieht, die für das Wirtschaftswunder der 1950er Jahre den Grundstein legten. Die putzenden Spätaussiedlerinnen trugen zweifelsohne, die finanzielle Lage ihrer Familien aufbessernd, zu einer schnelleren Integration ihrer Kinder bei.

3 Putzfrauen melden sich zu Wort

Viele der in Deutschland arbeitenden ausländischen Putzfrauen waren in ihren Heimatländern in anderen, zum Teil auch qualifizierten Berufen tätig. In der soziologischen Literatur zum Thema Haushaltshilfen sind deswegen solche Termini wie „brain drain“ oder „brain waste“ in Bezug auf die Herkunfts- beziehungsweise Zielländer der Frauenmigration oft zu lesen (vgl. Rerrich 2006: 54ff.). Die „vielfache Verschwendung des Humankapitals“ (Rerrich 2006: 54) ist auch im deutsch-polnischen Kontext ein Problem. Małgorzata Irek, die in der Wendezeit in dem zwischen Berlin und Warschau verkehrenden Nachtzug – damals „przemytnik“, deutsch „Schmugglerzug“, genannt – ihre Feldforschung betrieb, betont, dass die „Putzfrauen erster Generation“, die noch vor der Einführung der Marktwirtschaft in Polen diesen Job ergriffen, „überwiegend gebildete, junge, allein stehende Frauen im Alter zwischen zwanzig und dreißig Jahren, meistens Deutsch sprechende Studentinnen, Beamtinnen, Krankenschwestern, oft Magister der Germanistik“ (Irek 1998: 63) waren. Dies betraf allerdings auch viele gut ausgebildete Aussiedlerfrauen. Im Lead eines 1989 im *Spiegel* publizierten Textes heißt es: „Polnische Ärztinnen, Juristinnen und Lehrerinnen tauchen immer häufiger als Putzfrauen

auf⁴, und der bekannte *Stern*-Karikaturist Til Mette stellte in einem seiner Cartoons das Wohnzimmer einer deutschen Familie dar, die gerade Besuch bekommt: Die Hausfrau macht die eintretenden Gäste freundlicherweise auch mit ihrer Haushaltshilfe bekannt, die in einer anderen Ecke des großräumigen Zimmers den Fußboden auf den Knien schrubbt. In der Sprechblase erscheint der folgende Text: „Darf ich Ihnen meine Freundin Anna vorstellen. Sie hat Jura in Warschau studiert“ (in Rerrich 2006: 55).

Es waren wohl nicht in erster Linie polnische Juristinnen. Irek stellt beispielsweise die Germanistinnen heraus, die nach Deutschland zum Putzen fuhren, viele Putzfrauen aber nahmen und manche nehmen immer noch aus verschiedenen Gründen bewusst eine zeitweilige oder auch länger währende Dequalifizierung in Kauf. So erging es auch Jolanta Wiecha, der Autorin von *Przebierz się za Niemkę* [Verkleide dich als Deutsche]. Wiecha, Bibliothekarin von Beruf, an der Breslauer Sporthochschule und darüber hinaus in einem Hochschulverlag als Redakteurin tätig, verbrachte in der ersten Hälfte der 1990er Jahre in Deutschland viele ihrer Urlaube und pflegte alte Menschen, wobei sie manchmal auch kleinere Putzarbeiten übernahm, obwohl dies nicht direkt zu ihren Aufgaben gehörte. Wiecha vertrat im Rahmen eines der vielen privaten polnischen Pflegerinnen- und Putzfrauennetzwerke andere Frauen, die in dieser Zeit in ihr Heimatland zurückgingen, um sich um die dort gelassenen Männer und Kinder beziehungsweise um ihre eigene Gesundheit zu kümmern. Sie arbeitete in verschiedenen Städten, am längsten betreute sie die 95-jährige Frau D., die mit Anfällen leichter Demenz und vielen ihrem Alter entsprechenden Gebrechen in Bad Pyrmont (im Buch „Bad Gesundheit“) lebte.

Obwohl das Buch stark autobiographisch gefärbt ist, handelt es sich hier nicht um eine Bekenntnisliteratur. Der Text besteht aus 46 Miniaturen, die paradigmatisch Szenen aus dem Pflegealltag schildern. Die hoch betagte Dame kann stur, egoistisch, bössartig und habgierig sein und hat wohl alle gängigen deutschen Vorurteile gegenüber Polen verinnerlicht. Es gibt aber, wenn auch nur selten, Momente gegenseitiger Verständigung oder gar Sympathie zwischen den beiden, zum Beispiel wenn Frau D., gewollt oder ungewollt, eines ihrer Bonmots erzählt. Sie ist sich dessen bewusst, dass sie auf die Betreuung durch die Polinnen angewiesen ist, und hat Angst davor, dass die Pflegerinnen wegbleiben könnten und sie ins Altersheim gehen muss. Die Autorin bewundert ungeachtet aller Konflikte die unerschöpfliche Lebenskraft der alten Frau und ihre Art, gegen das Alter anzukämpfen.

Wiechas Buch beinhaltet mehr als eine Schilderung der Kontakte zwischen einer 40-jährigen polnischen Pflegerin und der über 50 Jahre älteren deutschen Seniorin, es ist auch eine gelungene Darstellung des späten Alters mit vielen seiner Eigenarten, Beschwerden und Erfahrungen. Das dem Buch vorangestellte Motto aus Tadeusz Różewiczs Gedicht *Erzählung von alten frauen*: „Ich liebe die alten frauen [...] sie sind das Salz dieser Erde“ (Różewicz 2007: 113) und die Hinweise im Nachwort auf das langsam voranschreitende Alter der Autorin selbst lenken die Lektüre ebenfalls in diese Richtung.

4 Die Ursache dafür, dass auch die zur Gruppe der Spätaussiedlerinnen gehörenden Akademikerinnen einen Putzjob annahmen, lag laut *Spiegel*-Artikel darin, dass sie eine geisteswissenschaftliche bzw. kaufmännische Ausbildung besaßen und obwohl ihre Abschlüsse anerkannt wurden, ihre Deutschkenntnisse trotz der kostenlosen Sprachkurse nicht ausreichten, um eine anspruchsvollere Tätigkeit zu übernehmen. Vgl. f. 1989.

Die authentischen Stimmen der Putzfrauen sind auch in Reportagen und Erinnerungen aufgezeichnet, die unter anderem im Internet zu finden sind. Häufig wird dabei das Problem der Schwarzarbeit betont. Zuzanna Solakiewicz schildert in dem Text *Der Bär* die ständige Angst einer jungen polnischen Wissenschaftlerin, die sich in den Ferien kurz illegal als Putzfrau verdingt, vor „dem Bären“, dem Berliner Ausweisungsstempel, den sie in ihren Pass bekommt, wenn sie ertappt wird. In ihrem Falle würde das damit verbundene Einreiseverbot mit dem Verlust eines Stipendiums einhergehen, das sie unmittelbar nach den Ferien antreten möchte (vgl. Solakiewicz 2010).

Während sich die polnischen Reportagen oft auf die grotesken Szenen aus dem Putzfrauenleben konzentrieren – wie beispielsweise die Pflicht, beim Putzen weiße Socken zu tragen – oder die Nachteile des Putzfrauenlebens betonen (vgl. Slavinet 2010; Gańko 2010), heben die Texte in der deutschsprachigen Presse nicht nur die negativen Seiten der Putzfrauenexistenz, sondern auch deutlich stärker den wirtschaftlichen Nutzen hervor, den dieser Job mit sich bringt.⁵ Es ist darin zum Beispiel vom Unterhalten der in Polen zurückgelassenen Familien, von der Finanzierung der Kinderausbildung oder von den in Polen gekauften oder gebauten Häusern, Wohnungen oder kleinen Pensionen die Rede. Die Titelfrage „Was macht die polnische Putzfrau am Sonntag?“ beantwortet Uta Keseling in der *Berliner Morgenpost* folgendermaßen: Sie renoviere zusammen mit ihrem Mann, der übrigens auch in Deutschland arbeitet, ihr neu gekauftes Anwesen östlich der Oder und baue somit „am polnischen Wirtschaftswunder“ (Keseling 2005; vgl. dazu Freitag 2010).⁶

4 Putzfrauen, Sex und Erotik

Sozialwissenschaftliche Untersuchungen weisen darauf hin, dass Frauen, die in der Illegalität leben, einer latenten Möglichkeit der sexuellen Gewalt ausgesetzt sind (vgl. Rerrich 2006: 115; Irek 1998: 77ff.). Jolanta Wiecha nennt in *Przebiez się za Niemkę* einige Situationen, in denen sie aufgefordert wurde, auch sexuelle Dienste zu leisten. Als sie vorgibt, nicht zu wissen, worum es gehe, sagt einer der Männer: „Natürlich verstehen Sie es und Sie wissen genau, wozu Sie nach Deutschland gekommen sind“ (Wiecha 2007: 37). Da diese Aufforderungen aber von ihren pflegebedürftigen hochaltrigen Schützlingen kamen, konnte sich Jola – so nennt sich die Autorin im Text – dagegen erfolgreich zur Wehr setzen. In keinem der Fälle verzichtete sie jedoch auf die Arbeitsstelle, obwohl sie weiter belästigt wurde, etwa mit ständigen Hinweisen darauf, was zu sagen sei, wenn ein Mann versuche, eine Bekanntschaft mit ihr anzuknüpfen.

Ein Beispiel dafür, dass die Gefahren noch größer werden können, liefert Inger-Maria Mahlke in ihrem Roman *Silberfischchen*. Das Opfer ist hier die 50-jährige polnische Großmutter Jana Potulski, die, obwohl selbst berufstätig, mit großer Mühe ein schwer behindertes Kind ihrer Tochter aufzieht, während diese in Deutschland als Putzfrau arbeitet.⁷ Nach dem Tod des Enkelkinds sucht Jana vergeblich nach der Tochter.

5 Humorvolle Situationen, z. B. ein Bewerbungsgespräch, bei dem eine attraktive polnische Putzfrau die Qualität ihrer deutschen Arbeitgeberin prüft, gibt es ebenfalls, vgl. Garbers 2010.

6 Auch Irek spricht in ihrer Untersuchung über den materiellen Aufstieg der Putzfrauenfamilien, vgl. Irek 1998: 72ff.; vgl. Łada 2009: 189.

7 Kinder, die in Polen ohne ihre im Ausland arbeitenden Eltern aufwachsen, werden als „Eurowaisen“ bezeichnet. Vgl. Frelak 2009: 131; Oppermann 2009.

Als sie während der Suche bestohlen wird, findet sie eine zeitweilige Bleibe in der Wohnung des pensionierten Polizeibeamten Hermann Mildt in Berlin, der sie aber eher ungewollt aufnimmt. Als Gegenleistung putzt sie bei ihm. Sie erlaubt ihm außerdem, am Abend ihre Brüste zu betasten. Die Unfähigkeit der beiden, miteinander umzugehen, gipfelt in einem Vergewaltigungsversuch. Jana ist jedoch bereit, viele Erniedrigungen hinzunehmen, sie muss nicht nur auf ihren Pass und das Geld warten, die ihr aus Polen zugeschickt werden sollen, sondern sie sieht darin auch eine Gottesstrafe für den Tod des Kindes.

Beziehungen zwischen polnischen Putzfrauen und deutschen Männern wurden auch in polnischer Literatur thematisiert: Der Protagonist der Erzählung *Lieber Rainer* von Brygida Helbig, Vater von zwei Kindern, verlässt seine langjährige deutsche Lebensgefährtin und liiert sich mit einer polnischen „Putzi“ Jagoda, die „pausbackig, elegant und gepflegt“ sein Büro sauber macht, wobei er ihre „Mädchenhaftigkeit“, „Mütterlichkeit“ und „wilde Sexualität“ (Helbig 2000: 89f.) bewundert. Er sehnt sich nach einer Frau, die „männlichen Schutz braucht“ (Helbig 2000: 90). Jagoda lässt sich gern in Rainers Wohnung mitnehmen, zumal sie wie viele ausländische Putzfrauen ein Zimmer mit mehreren Berufskolleginnen teilt, sie passt sich seinen Anforderungen und Alltagsgewohnheiten an und willigt zudem in einige Abtreibungen ein. Schließlich verliert sie aber für Rainer jeden Reiz, die Geschichte geht mit seinem Ausspruch „Du bist tot, du bist eine Leiche, dich gibt es gar nicht“ zu Ende (Helbig 2000: 97).⁸

Zu sexuellen Kontakten und erotischer Faszination kommt es auch zwischen den polnischen Putzfrauen und ihren eigenen Landsleuten. Ala, die Putzfrau aus *Herrn Kukas Empfehlungen*, hat in Wien einen Freund, der dort „[...] schon eine ganze Weile [lebt] und [...] sich gut aus[kennt]“ (Knapp 2006: 46).⁹ Den von ihr faszinierten Ich-Erzähler Waldemar erinnert dieser Freund an die primitiven Schmuggler, die er auf der Hinreise nach Wien kennenlernte:

„Er hatte ein weit aufgeknöpftes Hemd, damit man seine behaarte Brust mit einem goldenen Medaillon sehen konnte. [...] Er umarmte [Ala] [...] so heftig mit seinen Pranken, daß er ihr wahrscheinlich die halbe Brust zerquetschte. Aber sie war trotzdem überglücklich darüber. Ich hörte, wie er sagte, daß er schon seit einer Viertelstunde auf sie wartete. [...] Er sah wie King Kong aus. Bloß die Tasche mußte sie selber tragen.“ (Knapp 2006: 52f.)

Die Beziehung zwischen Ala und dem Polen geht bald in die Brüche. Einige Wochen später bekommt Waldemar diese Frau von seinen Mitbewohnern, die von dem Treffen der beiden während der Reise nach Wien gehört haben, zum Geburtstag „geschenkt“ und er erlebt, zunächst von dem Komplott nichts ahnend, mit ihr seine sexuelle Initiation. Gerade weil das mit Alas Einwilligung geschieht – sie hatte bereits im Bus ein Auge auf Waldemar geworfen – und weil der witzige Ton des Ich-Erzählers geschickt

8 *Lieber Rainer* erschien zuerst in *Fraza*, einer wenig bekannten Literaturzeitschrift mit niedriger Auflage. Nach dieser Erzählung entstand ein Hörspiel, das 2009 im ersten Programm des Polnischen Rundfunks zur Hauptsendezeit ausgestrahlt wurde; Rainers polnische Lebensgefährtin ist hier aber keine Putzfrau mehr, sie wurde zu einer Bildhauerin. Nicht ganz eindeutig ist dagegen, womit sich Ania, die andere polnische Protagonistin, die mit Rainers bestem Freund zusammenlebt, früher beschäftigte. Vgl. Helbig 2010.

9 Irek erwähnt mehrere Fälle von ohne gute Kontakte nach Deutschland kommenden Polinnen, die bei der Suche nach einer billigen Wohnung oder einem Job von auf dem deutschen Arbeitsmarkt bereits etablierten deutschstämmigen Polen sexuell missbraucht wurden; vgl. Irek 1998: 79ff.

den Ernst der Lage maskiert, offenbart die Szene, wie problemlos der Körper der jungen Frau instrumentalisiert werden kann.

Es findet sich aber in der fiktionalen Welt auch eine Liebesgeschichte mit einer polnischen Putzfrau in der weiblichen Hauptrolle. Diese Liebe ist umso außergewöhnlicher, als es sich zugleich um die erste Liebe eines 16-jährigen deutschen Jungen handelt. In Jens Petersens preisgekröntem Romanerstling *Die Haushälterin* stammt die 23-jährige Titelheldin Ada Malic aus Lublin, ist Studentin und Übersetzerin, die mit dem in Deutschland verdienten Geld sowohl ihren kranken Vater als auch ihren Freund finanziell unterstützt.¹⁰ Über eine schlichte Annonce: „Vater und Sohn suchen Haushälterin. Halbtagsarbeit dreimal pro Woche“, die keinerlei Zusätze wie „Gute Deutschkenntnisse erwünscht“, „kein Sex“ oder „Spaß am Bügeln“ (Petersen 2009: 34) enthielt, gerät Ada in ein Haus der Hamburger Mittelschicht, in dem Vater und Sohn, letzterer alleiniger Urheber dieser Anzeige, nach dem Tod der Ehefrau und Mutter nur mit großen Schwierigkeiten ihr Dasein meistern. Die attraktive schwarzhaarige Frau, die immer Make-up und gern Schmuck trägt, „[meistens] barfuß [...] läuft“ (Petersen 2009: 57) und einen „helle[n] Punkt im Auge“ hat, bringt neues Leben in das verwahrloste Haus. Sie spricht fehlerfreies Deutsch, kocht exzellent, putzt blitzschnell, wobei die Fenster so aussehen, als ob „die Scheiben verschwunden“ (Petersen 2009: 50) wären, kümmert sich um den Garten, versorgt den infolge eines Unfalls zeitweise behinderten Vater und wird dabei nie müde. Ada erweckt sofort die Aufmerksamkeit des jungen Philipp Merz, der sie mit Vergnügen auch beim Spülen und Glühbirnenwechseln beobachtet (vgl. Petersen 2009: 64).

Bald gerät sie allerdings zwischen die beiden Männer, die miteinander mehr oder weniger zu konkurrieren beginnen. Als der Vater eines Tages ihr gegenüber gewalttätig wird, weil sie bei der Gartenpflege mit einem jungen Nachbarn spricht, läuft Ada weg. Sie gibt aber ihre Stelle nicht auf, nach einem Besuch in Lublin kehrt sie zurück. Allerdings geht sie bald nach einer mit dem Vater verbrachten Nacht endgültig weg. Der von ihr faszinierte Sohn steckt heimlich 19 000 Mark in ihren Rucksack, das ganze Geld, das sie nach dem Verkauf einer kostbaren Chiffonnière besitzen.

Im Roman bekommt Ada keine eigene Stimme. Die LeserInnen lernen sie nur aus der Perspektive des Sohnes kennen,¹¹ der sich zwar bemüht, etwas mehr über sie zu erfahren – er lernt zum Beispiel flüchtig das polnische Milieu in Hamburg kennen oder versucht, polnische Gedichte in deutscher Übersetzung zu lesen –, die Sprachbarriere setzt seinen Erkundungen jedoch enge Grenzen. Ada erscheint dem heranwachsenden Philipp als unabhängige Frau mit großer erotischer Ausstrahlung, die er sehr genießt. Die sexuelle Unerfahrenheit und die damit verbundene Zurückhaltung des Ich-Erzählers führen aber dazu, dass der männliche Blick auf Ada etwas abgeschwächt bleibt. Während eines Gesprächs mit dem Vater bezeichnet Philipp Adas Lubliner Familie sogar als eine „zweite Familie“ (Petersen 2009: 140), wobei, das spürt er sofort, ein solcher Vergleich dem Vater nicht gefällt. Bei allem Interesse für Adas Schicksal steht aber der nach dem Tod der Mutter depressiv gewordene Vater im Vordergrund der von Philipp

10 Vgl. zur Liebesgeschichte Zimniak 2009. Zimniak erwähnt zwar, dass die Protagonistin als Haushälterin eingestellt wurde, auf ihre spezifische Position als Putzfrau, obwohl sie im Text so genannt wird, geht er jedoch nicht ein.

11 Zimniak weist darauf hin, dass der Ich-Erzähler Philipp zugleich eine auktoriale Position einnimmt, weil er, obwohl in die Geschehnisse involviert, manchmal auch „in einer kommentierend-wertenden Rolle auftritt“. Vgl. Zimniak 2009: 148.

erzählten Geschichte. Auch wenn der Sohn eifersüchtig wird, ist der Vater die wichtigste Bezugsperson in seinem Leben und er findet sich mit der neuen Situation ab, weil er dem Vater aus der Krise helfen will.

In den Rezensionen wurden literarische Liebesgeschichten als Vorbilder von *Die Haushälterin* genannt,¹² im Falle dieses Romans bietet sich aber auch ein Exkurs in den Bereich der deutsch-polnischen Wahrnehmung an: Das Bild der „schönen Polin“ gehört seit Langem zum Repertoire der deutschen Polenklischees. Freilich werden diese „schönen Polinnen“ keineswegs nur mit positiven Eigenschaften ausgestattet – wie Peter Oliver Loew in seinem humorvollen und informativen Essay *O du meine Weichselaphrodite ... Der deutsche Mann beschaut sich die polnische Frau* zeigt, unter anderem Heinrich Heines *Über Polen*, populäre Literatur der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Beiträge aus der Frauenzeitschrift *Gartenlaube* oder Internetforen zitierend –, sie sind aber „fast immer blendend schön“ (Loew 2006: 110). Loew verweist in diesem Zusammenhang auch auf die polnischen Frauen, die in der Altenpflege tätig sind:

„Wärme, Offenheit und Natürlichkeit [u. a. diese Merkmale nennt Loew bei der Charakteristik des deutschen Polinnenbildes, M. G.] sind übrigens auch Werte, die deutsche Senioren und ihre Angehörigen schätzen. Jedenfalls sind polnische Pflegekräfte, vor allem weiblichen Geschlechts, unter deutschen Dächern immer beliebter, bereits heute arbeiten in Deutschland viele zehntausend Polinnen in Pflegeberufen, davon nicht wenige schwarz (die sich daraus ergebenden Möglichkeiten für partnersuchende deutsche Männer liegen auf der Hand). Neben den geringen finanziellen Ansprüchen haben sie, wie die Foreumeinträge einer fachspezifischen Diskussionsliste belegen, auch innere Vorzüge: ‚O, deutsche Pflege, kommen die Polinnen bald‘. Polinnen brächten ‚mehr Empathie‘ als Deutsche mit, die zudem ‚nur am meckern sind, auf ihre Rechte pochen und noch [...] viel Geld haben wollen‘.“ (Loew 2006: 116)¹³

Auch Petersen spielt mit dem Bild der „schönen Polin“, seiner Ada fehlt aber ein wichtiges Merkmal, das Loew in seinem Aufsatz hervorhebt. Sie ist zwar attraktiv, warmherzig, sinnlich, kokett und familienbewusst, doch sie trägt die ganze Zeit Jeanshosen. Den an die Jugendkleidung seiner Klassenkameradinnen gewöhnten Sohn stört das nicht, der Vater aber erkennt dieses Manko und kompensiert es, indem er für Ada ein Kleid bestellt, „zitronengelb, mit abgesetzten Bündchen und einem Schriftzug auf der Brust: Enjoy Summer“ (Petersen 2009: 103).¹⁴ Ada trägt das Kleid während des folgenschweren Gesprächs mit dem jungen Nachbarn. Die durch das Kleid in den Augen des Vaters zusätzlich gesteigerte Weiblichkeit Adas lässt ihn schneller die Nerven verlieren, er vertreibt den Konkurrenten und schlägt auf Ada ein. Sie läuft danach ans Ufer der in der Nähe des Hauses fließenden Elbe, zieht das Kleid aus und wirft es ins Wasser: „Es trieb ein Stück“, erzählt Philipp, „blieb am Ast einer schief gewachsenen Weide hängen, löste sich und trieb weiter, ein hässliches gelbes Ding, vor dem wahrscheinlich die Fische erschrecken“ (Petersen 2009: 110f.).

In den oben dargestellten Texten, die den Alltag des Putzfrauen-/Altenpflegerinnenlebens schildern, spielt sexuelle Gewalt in verschiedenen Formen eine wichtige Rolle.

12 So beispielsweise Vladimir Nabokovs *Ada oder Das Verlangen*. Aus den *Annalen einer Familie*, Harry Mulischs *Entdeckung des Himmels* oder Iwan Turgenjews *Erste Liebe*. Vgl. Rühle 2005.

13 Vgl. Łada 2009: 186. Die zwischen den polnischen Altenpflegerinnen und ihren deutschen Arbeitgebern funktionierenden Interaktionen, denen u. a. das Stereotyp der den Polinnen „angeborenen Warmherzigkeit“ zugrunde liegt, sind auch Gegenstand von aktuellen Dissertationen. Vgl. Engfer 2008.

14 Zu den Geschenken für die Haushaltshilfen vgl. Rerrich 2006: 65f; Irek: 94ff.

Sichtbar wird dabei einerseits, wie die deutschen Klischees über Polinnen gelegentlich diese Gewalt zusätzlich stimulieren. Andererseits aber scheint die sexuelle Belästigung in die Putzfrauenexistenz strukturell so stark eingeschrieben zu sein, dass auch deutliche Sympathien mancher Helden die Frauen nicht davor schützen können. Die beiden jungen Männer Waldemar und Philipp werden ungewollt oder unbewusst zum Werkzeug von Mächten, mit denen sie im Grunde genommen nichts zu tun haben wollen.

5 Putzfrauen erobern die Bühne

Putzfrauenschicksale wurden auch von alternativen und etablierten Theaterbühnen adaptiert. Der junge polnische Choreograph und Regisseur Cezary Tomaszewski führte 2009 auf der Bühne des Wiener Koproduktionshauses „brut“ „die Lebenswelt von polnischen Reinigungsdamen“ vor, wie es in einer Besprechung Wolfgang Huber-Langs heißt.¹⁵ Das Stück *Die lustige Witwe* stellt vor dem Hintergrund der Musik aus Franz Lehárs Operette authentische Probleme der polnischen Putzfrauen in Wien dar, wie beispielsweise ihre Kontakte zu den ArbeitgeberInnen oder die Beziehungsprobleme, die infolge des langen Wegbleibens von ihrer Familie entstehen. Am Theaterstück arbeitete die österreichische Autorin Rosemarie Poiarkov mit, die als Grundlage Gespräche mit Putzfrauen benutzte. Huber-Lang führt kurze Zitate aus dem Text an: „Unsere Männer gelten als Autodiebe, aber uns vertraut man“ oder „Ich bekomme immer gleich den Wohnungsschlüssel“. Seine Kurzbesprechung schließt mit einem positiven Gesamturteil ab: „Selten wurde diese Wiener Parallelwelt zwischen Arbeitsmigration, Entwurzelung und Prekariat so witzig und dennoch keineswegs oberflächlich auf die Bühne gebracht“ (Huber-Lang 2009).

Das wohl bewegendste literarische Denkmal, das polnischen Putzfrauen in deutscher Literatur gesetzt wurde, ist Peter Turrinis Theaterstück *Ich liebe dieses Land*, 2001 im Berliner Ensemble uraufgeführt. Eine der beiden Hauptfiguren, die 50-jährige Janina Wiśniewska, die im Berliner Abschiebegefängnis putzt, trifft dort Benjamin Jaja, einen 25 Jahre alten Nigerianer, der auf Deutsch nur den Satz „Ich liebe dieses Land“ (Turrini 2001: 9) sagen kann. Er spricht zwar fließend Englisch, aber Janina hat zur Zeit des Kommunismus Russisch als Fremdsprache in der Schule gelernt. Lediglich die polnische Putzfrau, von den Gefängniswärtern als „Putze“ ausgelacht und ständig zur Eile getrieben, und ein Taschendieb ungarischer Herkunft gehen auf Beni wirklich zu. Janina befreundet sich sogar mit dem von den Beamten unmenschlich behandelten Nigerianer und versucht, ihm die deutsche Sprache beizubringen und ihn in die deutsche Alltagskultur einzuführen, obwohl sie selbst nur ein Pidgindeutsch spricht.

Janinas Lebensgeschichte bildet einen wichtigen Teil des Dramas. Wiśniewska erzählt sie, wahrscheinlich zum ersten Mal in ihrem Leben, dem kein Wort verstehenden, aber mit viel Empathie zuhörenden Nigerianer. Sie stammt aus armen Verhältnissen. In den 1980er Jahren gelingt es ihr, nach Deutschland auszureisen und aufgrund der

15 Tomaszewskis Produktion wurde vom Polnischen Institut in Wien, dem Adam-Mickiewicz-Institut und der Kulturabteilung der Stadt Wien unterstützt. Vgl. „Wesoła wdówka“ 2010. Das Theaterstück wurde auch in der Schweiz und in England gezeigt. Auf der „Falter“-Bestsellerliste 2009 war es auf dem 6. Platz.

Duldung, die in der Zeit des Kriegszustandes vielen PolInnen gewährt wurde, den deutschen Pass zu bekommen. Mit Ironie und erstaunlicher Detailtreue zeigt Turrini Janinas überaus schwieriges Leben in Polen wie in Deutschland.¹⁶ Ungeachtet vieler unangenehmer Situationen, die sie in Deutschland als Asylbewerberin erlebte, liebt auch Janina dieses Land:

„Bin nach Deutschland gegangen in Neunzehnhunderteinundachtzig, was ist andere Geschichte, bin angekommen in Düsseldorf Bahnhof, hab ich gefunden Paradies? [...] Ich hab gefunden Paradies! Schauen Sie, wenn Sie haben Fixanstellung bei Polizeidirektion Berlin, wenn Sie haben Urlaubsgeld, Weihnachtsgeld, wenn Sie sind in Krankenversicherung, AOK, was ist Allgemeine Ortskrankenkasse, niemand kann Sie vertreiben aus Paradies. Niemand kann mehr sagen weg, wird's bald, Tempo, Biee-lung. Deutschland ist Paradies. Niemcy to raj.“ (Turrini 2001: 12)

Auf ihre Art bewundert sie den deutschen Wohlstand, wobei sie stets an die leeren Geschäfte im kommunistischen Polen denkt:

„Deutschland sehr gut. Meister Propper Zitrusfrische [...] Pirol Allzweckreiniger von Schlecker. General Antibakteriell bei Rossmann. Eine Liter Flasche Demark 1,59. Casa-Blanka von Drospa, Domestos, Atagel. Frosch ... [...]. Deutschland Mehrzahl, alles gut, Polen Einzahl, nix gut. Schauen Sie es hat gegeben in Polen nur ein Putzmittel, es hat geheißten Jawox, es hat gestunken wie WC in Abschiebebegewahrsam. Strasznie! Fürchterlich!“ (Turrini 2001: 9f.)

Die Bundesrepublik war für sie ein Traumland von Kindheit an; durch einen alten, in ihrem Dorf gebliebenen Deutschen, der in zerrissenen Kleidern Geige spielte, kommt sie zum ersten Mal mit Musik in Berührung, und so wird Deutschland für sie ein „Paradies mit Musik von Geige“ (Turrini 2001: 25). Nur eines gefällt ihr dort nicht, in diesem Land gehe alles „nach Präzision, nicht nach Gefühl“ (Turrini 2001: 44). Als Beni in Janinas Wohnung festgenommen wird, geht sie in den Gefängnishof und ruft laut den Satz, mit dem ihr erstes Gespräch begann und der somit eine Klammer in der Dramenhandlung bildet: „Meister Propper ist jetzt bei Aldi dreißig Prozent weniger“ (Turrini 2001: 9, 58). Beni antwortet aus seiner Zelle mit dem einzigen deutschen Satz, den er ständig wiederholt: „Ich liebe dieses Land“.

Als Peter Turrini in einem *Spiegel*-Interview vor der Uraufführung gefragt wurde, warum nicht der damalige Direktor des Berliner Ensembles Claus Peymann, mit dem er seit mehreren Jahren zusammenarbeitete, sondern Philip Tiedemann dieses Stück in Szene setzte, erklärte er: „Ich glaube schon, dass er sehr gut dafür gewesen wäre. Aber er hat es mehr als Groteske und als Burleske gesehen, und ich sehe es als vollkommen realistisches Stück“ (Broder/Höbel 2001). Die Wirklichkeitsnähe des Textes bestätigte ebenfalls, wenn auch indirekt, die Hauptdarstellerin Maria Happel, die zugab, die polnischen Sätze des Theaterstücks ihrer polnischen Putzfrau vorgesprochen zu haben, die „sehr gelacht“ haben soll. Darüber hinaus habe sie selbst „zur Vorbereitung geputzt. Viel geputzt! Bei den Proben dachte ich immer, jetzt werde ich bestraft für all die Putzarbeiten, um die ich mich mein Leben lang gedrückt habe ...“ (Happel 2001).

16 Die Handschuhe, aus Gummi oder selbst gestrickt, die Janina nicht nur am Arbeitsplatz, sondern auch zu Hause trägt, sollen dies verbergen. Als Beni ihr diese Handschuhe abnimmt – Assoziationen an die berühmte Rita-Hayworth-Szene in „Gilda“ werden geweckt –, stellt sich heraus, dass Janinas „Hände und Unterarme [...] dunkelrot mit Narben übersät“ (Turrini 2001: 46) sind.

In Polen wurden Auszüge aus *Ich liebe dieses Land* in der Monatszeitschrift *Teatr* abgedruckt, übersetzt von Slawa Lisiecka, der es aber leider nicht ganz gelang – was allerdings im Polnischen kaum machbar ist –, Janinas Putzfrauendeutsch wiederzugeben (Turrini 2002a). Peter Turrini sprach im Oktober 2001 während einer Lesung im Österreichischen Kulturinstitut in Warschau von mehreren Begegnungen mit polnischen Putzfrauen in Wien und Berlin während des Schreibens seiner Tragikomödie und betonte, wie sehr ihm daran lag, dass „das Publikum in Berlin die Geschichte der sich in seinem Land aufhaltenden Ausländer kennen lernt, dass es erfährt, wie ihre familiäre Situation aussah, und sie nicht ausschließlich als Arbeitskräfte behandelt. [...] Natürlich versteht man die Einschübe auf Polnisch nicht. Aber man hört sich zumindest die Geschichte von Janina an“ (Turrini 2002b: 39).

6 Putzfrauen und die deutsch-polnischen Zwiegespräche

Mit den „Händen in die dunklen, in die dreckigen Ecken der Republik“ (Soboczynski 2008: 41) vordringend, entdecken die Putzfrauen zugleich intime beziehungsweise mehr oder weniger verdrängte Aspekte des deutschen Alltags. Die hier besprochenen Texte geben aber keine eindeutige Antwort auf die Frage, ob die arbeitsbedingte Nähe zwischen den polnischen Hausangestellten und ihren deutschen ArbeitgeberInnen zu einem besseren gegenseitigen Kennenlernen führt.

Ausführlichere persönliche Gespräche zwischen Polinnen und den sie anstellenden Deutschen – auf Sprachprobleme weisen in unterschiedlicher Weise lediglich Turrini und Wiecha hin – finden nur selten statt, wobei nicht unbedingt nur die Deutschen zurückhaltend sind, auch wenn die Protagonistinnen einiger polnischer Reportagen oder Autorinnen von tagebuchartigen Aufzeichnungen über Desinteresse an ihrem Leben klagen.¹⁷ Jana Potulski will zunächst über ihr Enkelkind nicht reden, das ist ihr zu privat. Auch Stereotype stehen gelegentlich einer erfolgreichen Kommunikation im Weg. Manche Aussagen von alten Menschen, mit denen die Altenpflegerin Jola konfrontiert wird, sind mit so vielen Polenklischees behaftet, dass sie sich während der Gespräche gezwungen fühlt, entweder eine freundlich erläuternde Abwehrhaltung einzunehmen oder möglichst schnell das Thema zu wechseln.

Die Fragen der deutsch-polnischen Vergangenheit kommen in den stark gegenwartsorientierten Texten über die Putzfrauen kaum zur Sprache. Viele der Protagonistinnen/Autorinnen sind lange nach 1945 geboren. Eine Ausnahme stellen die Vertreibungen dar, die die älteren, aus den polnischen Westgebieten stammenden Protagonistinnen Wiśniewska – in ihren Erinnerungen erscheint auch ein in Polen nach 1945 gebliebener Deutscher – und Potulsk(a) anschneiden. Ihre Familien wurden aus dem nach dem Krieg von der Sowjetunion annektierten Ostpolen zwangsumgesiedelt. Seine Stettiner Herkunft betont auch Mildt, indem er nach Janas Eintreffen einen Pommernbildband provokant auf dem Couchtisch liegen lässt. Bezeichnenderweise wird gerade dieses Buch zum Auslöser einer handgreiflichen Auseinandersetzung zwischen den beiden,

17 Die Hinweise für eine Putzfrauenanfängerin lauten: „Lächle immer, erzähl ihnen nicht von deinen Problemen. Das mögen sie nicht. Unterhalte dich. Du musst fragen, wie es ihnen geht“ (Solakiewicz 2010); vgl. auch Slavinet 2010.

auch wenn die Ursachen für Hermanns Aggressivität viel tiefer liegen. Jolanta Wiecha trifft dagegen einmal zufällig einen ehemaligen deutschen Breslauer, der sich mit ihr, der polnischen Breslauerin, eng verbunden fühlt.

Der Krieg selbst kommt in den Gesprächen kaum vor, er ist aber hintergründig Teil vieler Kontakte, wobei wiederum beide Seiten für seine Tabuisierung verantwortlich sein können. Jana Potulski, die auf das Entgegenkommen ihres deutschen Gastgebers angewiesen ist, stellt sofort beim Eintreffen in Mildts Wohnung klar, von ihm auf einen Kupferstich mit der Stettiner Hakenterrasse aufmerksam gemacht: „Wir sprechen nicht über den Krieg“ (Mahlke 2010: 30). Als es aber zu Missverständnissen zwischen den beiden kommt, lassen die Schimpfwörter wie „gottverdammte Polackin“ (Mahlke 2010: 131), „Parasit“ oder „polnische Geschmeißfliege“ (Mahlke 2010: 113) auf der einen und der „Herrenmensch“-Vorwurf (Mahlke 2010: 113) auf der anderen Seite kaum Zweifel darüber, dass hier eine unmittelbar nicht ausgesprochene Vergangenheit herumgeistert. Auch Wiechas Erinnerungen sind von Assoziationen dieser Art nicht ganz frei. Immer wenn sie dem 82-jährigen, stets aufrecht gehenden und ordnungsbesessenen Nachbarn Herrn P. begegnet, fällt ihr ein, dass „die Uniform zu seiner Gestalt sehr gut passen würde“, und denkt darüber nach, „was er während des Krieges gemacht hat“ (Wiecha 2007: 87). In ihren Gesprächen mit den deutschen SeniorInnen wird der Krieg weitgehend ausgeblendet. Lediglich ein 86-jähriger ehemaliger Polizist, dem Jola als neue Betreuerin offensichtlich nicht gefällt und der wahrscheinlich auf diese Weise auch gegen die Rotation der Pflegekräfte protestieren will, nimmt kein Blatt vor den Mund und sagt bereits während des Vorstellungsgesprächs: „Ich war in Polen [...]. Und ich habe sogar geschossen. Und damit es keine Zweifel gibt oder für den Fall, dass ich ihn nicht verstehen sollte, fügt er hinzu: Ich habe piff, paff gemacht“ (Wiecha 2007: 67). In der Regel aber, wenn der Kriegsalltag erwähnt wird, sehen die alten GesprächspartnerInnen sich und ihre eigenen Landsleute als Opfer. Wiecha hält ihre Reaktion in einem dieser Augenblicke wie folgt fest:

„Mein Gott, was mache ich hier – dieser einzige Gedanke rumort in meinem Kopf. Ich, Tochter eines Mannes, der den halben Krieg bei einem deutschen Bauern arbeiten musste, und einer Frau, die in einem Lager drei Jahre lang in der Munitionsfabrik arbeitete. Und zu ihrem Unglück hieß sie SZLAUDER-BACH. Es verging kein Tag, ohne dass sie behelligt wurde, Volksdeutsche zu werden. Was mache ich hier? Nur ruhig bleiben. Ich verdiene Geld.“ (Wiecha 2007: 27; Hervorh. i. Orig.)

In einem kurzen Nachwort zu ihrem Buch äußert Jolanta Wiecha die Hoffnung, dass ihre Aufzeichnungen möglicherweise einen kleinen Beitrag zur deutsch-polnischen Versöhnung leisten. Die Redaktion des Breslauer Verlags Atut, der das Buch herausgab, griff diesen Gedanken im Umschlagtext auf, Wiechas Ziel allerdings als „vielleicht ein wenig abgehoben“ bezeichnend.

Literaturverzeichnis

- Broder, Henryk M. & Höbel, Wolfgang. (2001). Diese irrsinnige Weißwaschsucht. *Spiegel online*, 05.03.2001. Zugriff am 25. Juli 2010 unter <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-18649944.html>

- Engfer, Hilke. (2008). Polnische Betreuerinnen in der häuslichen Altenpflege in Deutschland – eine interdiskursive Perspektive. *Inter Finitimos. Jahrbuch zur deutsch-polnischen Beziehungsgeschichte*, 6, 291–294
- f. (1989). Bequem und schick. *Der Spiegel*, 04.09.1989. Zugriff am 16. November 2010 unter <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-13496140.html>
- Freitag, Wolfgang. (2010). *Anna, die Putzfrau: „Ich stehle ja nicht, ich arbeite“*. Zugriff am 15. Mai 2010 unter <http://www.wolfgangfreitag.com/wp/2010/03/anna-die-putzfrau-%E2%80%99Eich-stehle-ja-nicht-ich-arbeite%E2%80%99C/>
- Frelak, Justyna. (2009). Polnische Emigration nach dem 1. Mai 2004. In Justyna Frelak et al. (Hrsg.), *Polska migracja zarobkowa do Niemiec: fakty i mity. Polnische Arbeitsmigration nach Deutschland: Fakten und Mythen* (S. 107–138). Warszawa: Fundacja Instytut Spraw Publicznych
- Fromme, Claudia. (2011). Augen zu und durchwischen. *Süddeutsche Zeitung*, 09.09.2011. Zugriff am 10. Januar 2011 unter <http://www.sueddeutsche.de/leben/eine-putzfrau-in-deutschland-auge-zu-und-durchwischen-1.1043767>
- Gańko, Natalia. (2010). Kobieta pucująca. *Polityka*, 5, 02.02.2010, 90–92
- Garbers, Sandra. (2010). Liebe Putzfrau, entlass mich nicht. *Berliner Morgenpost*, 08.08.2010. Zugriff am 15. November 2010 unter <http://www.morgenpost.de/printarchiv/biz/article/1368734/Liebe-Putzfrau-entlass-mich-nicht.html>
- Happel, Maria. (2001). Schrubben Sie mal eine Bühne. *Berliner Zeitung*, 08.12.2001. Zugriff am 25. Juli 2010 unter www.bz-berlin.de/.../maria-happel-schrubben-sie-mal-eine-buehne-article198760.html
- Helbig, Brygida. (2000). Lieber Rainer. *Fraza. Poezja Proza Esej*, 3 (29), 89–97
- Helbig, Brygida. (2005). *Anioły i świny. W Berlinie! Fikcja literacka*. (Engel und Schweine. In Berlin. Eine literarische Fiktion). Szczecin: Forma autorska
- Helbig, Brygida. (2010). *Rainer i Elżbieta*. Zugriff am 5. Dezember 2010 unter <http://www.helbig-mischewski.de/prosa-rainer.html>
- Herbert, Ulrich. (2001). *Geschichte der Ausländerpolitik in Deutschland. Saisonarbeiter, Zwangsarbeiter, Gastarbeiter, Flüchtlinge*. München: C. H. Beck
- Huber-Lang, Wolfgang. (2009). Kult statt Kitsch: Polnische Putzfrauen spielen „Die lustige Witwe“. *APA*, 24.01.2009. Zugriff am 2. Mai 2012 unter <http://cezary-tomaszewski.blogspot.de/2009/01/die-lustige-witwe-review.html>
- Irek, Małgorzata. (1998). *Der Schmugglerzug Warschau-Berlin-Warschau. Materialien einer Feldforschung*. Berlin: Das Arabische Buch
- Keseling, Uta. (2005). Was macht die polnische Putzfrau am Sonntag? *Berliner Morgenpost*, 07.03.2005. Zugriff am 26. Juli 2010 unter www.morgenpost.de/.../Was_macht_die_polnische_Putzfrau_am_Sonntag.htm
- Knapp, Radek. (2006). *Herrn Kukas Empfehlungen*. Roman. München, Zürich: Piper
- Lackmann, Thomas. (2009). Klischees knacken. *Der Tagesspiegel*, 21.03.2009. Zugriff am 20. November 2010 unter www.tagesspiegel.de/kultur/klischees-knacken/1478398.html
- Lada, Agnieszka. (2009). *Das Bild der polnischen Arbeitsmigranten in der deutschen Presse*. In Justyna Frelak et al. (Hrsg.), *Polska migracja zarobkowa do Niemiec: fakty i mity. Polnische Arbeitsmigration nach Deutschland: Fakten und Mythen* (S. 159–202). Warszawa: Fundacja Instytut Spraw Publicznych
- Loew, Peter Oliver. (2006). O du meine Weichselaphrodite ... Der deutsche Mann beschaut sich die polnische Frau. *Jahrbuch Polen*, 109–117
- Mahlke, Inger-Maria. (2010). *Silberfischchen*. Berlin: Aufbau
- Mendel, Annkatrein. (1994). *Zwangsarbeit im Kinderzimmer: „Ostarbeiterinnen“ in deutschen Familien von 1939–1945. Gespräche mit Polinnen und Deutschen*. Frankfurt/M.: dipa-Verlag (poln. Ausgabe 1998)

- Oppermann, Nicole. (2009). Wie die Familien der polnischen Putzfrauen leiden. *Berliner Morgenpost*, 25.08.2009. Zugriff am 15. November 2010 unter www.morgenpost.de/familie/article1156868/Wie_die_Familien_von_polnischen_Putzfrauen_leiden.html
- Petersen, Jens. (2009). *Die Haushälterin*. Roman. München: Deutscher Taschenbuchverlag
- Polanska, Justyna. (2011). *Unter deutschen Betten: Eine polnische Putzfrau packt aus*. München: Knaur
- Rerrich, Maria S. (2006). *Die ganze Welt zu Hause. Cosmophile Putzfrauen in privaten Haushalten*. Hamburg: Hamburger Edition
- Różewicz, Tadeusz. (2007). *Erzählung von alten Frauen*. In Tadeusz Różewicz, *nauka chodzenia gehen lernen* (S. 113). Przekład/Übersetzungen Karl Dedecius, Bernhard Hartmann, Andrzej Słomianowski. Wrocław: Biuro Literackie
- RPS. (2011). Polka obnaża Niemców [Eine Polin entblößt die Deutschen]. *Gazeta Wyborcza*, 12.01.2011
- Rudnicki, Janusz. (2010). Sprzątając Niemców [Die Deutschen putzend]. *Gazeta Wyborcza*, 25.01.2011
- Rühle, Alex. (2005). Sanft wie der Staub des Lebens. *Süddeutsche Zeitung*, 07.12. 2005. Zugriff am 24. November 2010 unter <http://www.jenspetersen.eu/Rezensionen.html> http://www.jenspetersen.eu/Rezension_SZ.html
- Slavinette. (Ps.). (2010). *Z pamiętnika emigrantki*. Zugriff am 16. November 2010 unter www.ekologiasztuka.pl/pdf/e002_%20Slavinette.pdf
- Soboczynski, Adam. (2008). *Polski Tango. Eine Reise durch Deutschland und Polen*. Berlin: Aufbau
- Solakiewicz, Zuzanna. (2010). *Der Bär*. Zugriff am 25. Juli 2010 unter www.de-pl.info/_files/File/Zuzanna%20Solakiewicz_de.doc
- Turrini, Peter. (2001). *Ich liebe dieses Land. Stück und Materialien*. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Turrini, Peter. (2002a). Kocham ten kraj. Übersetzt v. Sława Lisiecka. *Teatr*, 1–2, 41–47
- Turrini, Peter. (2002b). Teatr może zmienić świat. Z Peterem Turrinim rozmawia Malwina Głowacka. *Teatr*, 1–2, 36–40
- „Wesola wdówka“ Cezarego Tomaszewskiego. (2010). Zugriff am 15. Mai 2010 unter <http://www.polnisches-institut.at/pl/archiwum/715>
- Wiecha, Jolanta. (2007). *Przebierz się za Niemkę*. [Verkleide dich als Deutsche]. Wrocław: Oficyna Wydawnicza Atut – Wrocławskie Wydawnictwo Oświatowe
- Zimniak, Paweł. (2009). Jens Petersens Adoleszenzroman „Die Haushälterin“ – Zum narrativen Muster deutsch-polnischer Liebesgeschichten. In Carsten Gansel & Hermann Korte (Hrsg.), *Kinder- und Jugendliteratur und Narratologie* (S. 145–158). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht

Zur Person

Maria Gierlak, Dr. habil., Dozentin am Lehrstuhl für Germanistik (Katedra Filologii Germańskiej) der Nikolaus-Kopernikus-Universität (Uniwersytet Mikołaja Kopernika) in Toruń. Arbeitsschwerpunkte: Deutsche Kultur und Literatur des 20. Jahrhunderts, deutsch-polnische Beziehungsgeschichte
Kontakt: E-Mail: gierlak@umk.pl

„Der Mann, der immer kann?“ Kritische Anmerkungen zum Begriff der sexualisierten Gewalt aus politisch-psychologischer Perspektive

Zusammenfassung

In den Diskursen um sexuelle Gewalt von Männern gegen Frauen findet sich die weitverbreitete Annahme, dass diese nichts mit Sexualität zu tun habe. Im Gegensatz zum Begriff der sexuellen Gewalt bevorzugen die AutorInnen den der ‚sexualisierten Gewalt‘. Dieser soll zum Ausdruck bringen, dass Sexualität nur insofern eine Rolle spiele, als sie als „Mittel“ zur Gewaltausübung instrumentell eingesetzt werde. Einziges Ziel sexueller Gewalt sei die Demonstration und Ausübung von Macht durch die sexuelle Erniedrigung des Opfers. Die „Verflüchtigung des Sexuellen“ (Parin) aus dieser Diskussion hat schwerwiegende Folgen für die Täterpsychologie. Die Reduzierung der Motive der Täter auf reine Machtausübung unter instrumenteller Zuhilfenahme von Sexualität stellt ein entscheidendes Problem dar, weil durch diese Argumentation letztlich narzisstisch-phallogozentrische Männerphantasien – wenn auch ungewollt – gestützt werden. Darüber hinaus führt die strikte Trennung von Sexualität und Gewalt zu einer harmonischen Verklärung von Sexualität, was eine gesellschaftskritische und -politische Auseinandersetzung mit Sexualität verhindert und die spezifische Grausamkeit sexueller Gewalttaten verdeckt.

Schlüsselwörter

Sexualisierte Gewalt, Sexuelle Gewalt, Kritische Männlichkeitsforschung, Politische Psychologie

Summary

‘The Omnipotent Man?’ Critical Remarks on the Concept of Sexualised Violence from a Political/Psychological Perspective

In the discourses of sexual violence by men against women one widespread assumption is that this has nothing to do with sexuality. Contrary to the concept of sexual violence, the authors prefer that of ‘sexualised violence’. This is intended to express the fact that sexuality only plays a role insofar as it is exploited as a ‘means’ of exerting violence. The only purpose of sexual violence is to demonstrate and exercise power by sexually humiliating the victim. The ‘volatilisation of sexuality’ (Parin) from this discussion has serious consequences for the psychology of the offender. Reducing the offenders’ motives to the mere exercise of power under the exploitative use of sexuality is a crucial problem, because ultimately, this argument supports – albeit unintentionally – narcissistic-phallogocentric male fantasies. The strict separation of sexuality and violence leads to a harmonious glorification of sexuality, which prevents the social criticism and political analysis of sexuality and obscures the specific cruelty of sexual violence.

Keywords

sexualised violence, sexual violence, critical men’s studies, political psychology

In der Diskussion um Vergewaltigung und andere Formen sexuellen Missbrauchs findet sich im wissenschaftlichen und außer-wissenschaftlichen Diskurs die weitverbreitete Annahme, dass es sich bei diesen Gewalttaten um sexualisierte Gewalt handle, bei der Sexualität instrumentell zur Machtdemonstration und zur Unterdrückung von Frauen eingesetzt werde. So schreibt Susan Brownmiller bereits in den 1970er Jahren:

„Ich glaube, dass Vergewaltigung seit eh und je eine überaus wichtige Funktion innehat. Sie ist nicht mehr und nicht weniger als eine Methode bewusster systematischer Einschüchterung, durch die alle Männer alle Frauen in permanenter Angst halten.“ (Brownmiller 1978: 22; Hervorh. i. Orig.)

Auch Hans-Christian Harten geht davon aus, dass es sich beim sexuellen Missbrauch nicht um die „Befriedigung sexueller Triebbedürfnisse“ handelt, „sondern um ‚pseudo-sexuelle Akte‘, in denen es darum geht, Macht und Kontrolle über andere zu erlangen“ (Harten 1995: 133).

Betrachtet man den öffentlichen Umgang mit den von Männern verübten Sexualstraftaten, dann ist diese Position nicht unbegründet. So schreibt zum Beispiel Ruth Seifert, die sich insbesondere mit den immer wieder zu verzeichnenden Massenvergewaltigungen in Kriegen befasst:

„Der beliebteste und wirkungsvollste Mythos ist wohl der, Vergewaltigung hätte etwas mit einem unbezwinglichen männlichen Trieb zu tun, der sich, sofern nicht kulturell kontrolliert, zwar bedauerlicher – aber andererseits unvermeidlicherweise austoben müsse. Dahinter steht eine ‚Dampfkesseltheorie‘ der männlichen Triebnatur.“ (Seifert 1993: 86).

Männliche Sexualität wird als eine natürliche Triebhaftigkeit verstanden, die es Männern unmöglich macht, ihre Sexualität zu kontrollieren. Diese „Dampfkesseltheorie“ macht den männlichen Sexualstraftäter letztendlich zum Opfer seiner Sexualinstinkte. Bei Ulrike Teubner et al. heißt es dazu:

„Hier setzten dann auch jene Erklärungen des männlichen Triebes ein, die seine Funktionsweise mit einem Dampfkessel vergleichen. Er drängt auf Entladung, sobald er einmal geweckt ist bzw. regelmäßige Entladung ist nötig, sollen nicht Funktionsstörungen eintreten.“ (Teubner et al. 1983: 75)

Es handelt sich hierbei um eine Entlastungsstrategie, die die männlichen Täter von ihrer Verantwortung freispricht und damit sexuelle Gewalt letztendlich sogar toleriert (Seifert 1993: 86)¹. Darüber hinaus wird mit solchen fadenscheinigen Argumentationen die Position von Frauen als bloßes Objekt innerhalb der männlichen Sexualität bekräftigt. In diesem Zusammenhang verweist Alberto Godenzi auf den wichtigen Aspekt, dass es sich bei den sexuellen Gewaltdelikten ausführenden Männern nicht um vereinzelte abnorme Männer handelt, sondern dass diese Form von Gewalt in den gesellschaftlichen Geschlechterverhältnissen verankert ist (Godenzi 1989: 123).

Diese berechnete Kritik an einer triebgesteuerten männlichen Sexualität wird in den Diskursen um sexuelle Gewalt jedoch auf den gesamten Themenkomplex von Sexualität und Gewalt ausgeweitet. Dies führt dazu, dass Sexualität mittlerweile beinahe komplett aus dem Blickfeld der wissenschaftlichen Untersuchungen und der politischen Auseinandersetzung mit sexuellem Missbrauch und Vergewaltigung geraten ist. Auch in den hier genannten Studien zur sexuellen Gewalt wird die Frage nach Sexualität nicht mehr gestellt. Einig sind sich die AutorInnen darin, dass Sexualität bei Vergewaltigungen keine Rolle spielt, was Harten sogar zu der Annahme führt, dass es sich bei Vergewaltigungen um „pseudosexuelle“ bzw. „asexuelle“ Taten handelt (Harten 1995: 133).

1 Siehe hierzu auch Heiliger und Engelfried: „Der Mythos vom triebgesteuerten Mann, der ‚Dampf ablassen‘ müsse, dient einzig und allein dazu, männliches Fehlverhalten im Bereich von Sexualität und Gewalt zu entschuldigen.“ (Heiliger/Engelfried 1995: 83)

Diese „Verflüchtigung des Sexuellen“ (Parin 1986) aus den Diskursen um sexuelle Gewalt findet sich insbesondere in der Instrumentalisierungsthese, der zufolge Sexualität bei der Ausübung von Gewalt einzig eine instrumentelle Bedeutung beigemessen wird (Pohl 2004: 486). So heißt es bei Seifert: „Die Sexualität des Täters steht bei der Tat nicht im Mittelpunkt. Sie wird *instrumentell* in den Dienst der Gewaltausübung gestellt.“ (Seifert 1993: 88; Hervorh. M. R.)

Um diese strikte Unterscheidung zwischen Sexualität und Gewalt zu begründen, wird die These der Sexualisierung über das Themenfeld der sexuellen Gewalt hinaus einer ‚wahren‘ und konfliktfreien Sexualität gegenübergestellt. So zeigen Heiliger und Engelfried in ihrer Untersuchung, dass Männer körperliche Nähe und Sexualität oftmals verwechseln, was dazu führen soll, dass sie sämtliche Beziehungen sexualisieren, obwohl diese „gar nicht sexueller Natur sind“ (Heiliger/Engelfried 1995: 79). Das Konzept der Sexualisierung scheint auf der Vorstellung zu basieren, dass unterhalb oder hinter dieser Sexualisierung eine authentische Sexualität verborgen liegt, die es freizulegen gilt. Besonders in der strikten Trennung von Sexualität und Aggression scheint eine konfliktlose und harmonische Vorstellung sexueller Beziehungen aufzuscheinen, die mit den realen Verhältnissen aber nicht in Übereinstimmung zu bringen ist (Pohl 2004: 509).

Die Annahme einer naturhaften Sexualität, der der Mann unterworfen sein soll, muss zurückgewiesen werden. Doch auch der Sexualisierungsthese, wie sie beispielsweise in den Untersuchungen von Harten (1995) sowie Heiliger und Engelfried (1995) vertreten wird, muss widersprochen werden. Denn die Leerstelle zum Thema Sexualität in den genannten Studien weckt Zweifel. Rolf Pohl schreibt in diesem Zusammenhang:

„Oft wird allerdings die auffällige Tatsache ignoriert, dass eine Vergewaltigung auf Befehl oder als bewusst eingesetztes Mittel der Rache und zur Unterwerfung oder als Folterinstrument zur Erzwingung von ‚Geständnissen‘ usw. allein aus sexualphysiologischen Gründen unmöglich ist.“ (Pohl 2003: 40)

Um die Bedeutung von Sexualität für sexuelle Gewalttaten begreifen zu können, muss Sexualität ihre pseudonaturliche Charakterisierung verlieren. Sie muss als ein Resultat sozialer Verhältnisse verstanden werden. Dies bedeutet jedoch, den Begriff ‚Sexualität‘ innerhalb des dialektischen Verhältnisses von Individuum und Gesellschaft zu analysieren. Im Folgenden geht es daher um das Verhältnis von Sexualität und Gesellschaft sowie um die Verschränkung von Sexualität und Aggression in der männlichen Geschlechtsidentität. Gezeigt werden soll, dass die These einer instrumentell eingesetzten Sexualisierung von Aggression bei sexuellen Gewaltdelikten nicht aufrechtzuerhalten ist.

1 Zum Begriff der Sexualität in einer kritischen Theorie des Subjekts

Bei der Beschäftigung mit dem Thema der sexuellen Gewalt muss zunächst dargelegt werden, was unter Sexualität zu verstehen ist. Entgegen der Sexualisierungsthese², in der Sexualität nicht berücksichtigt wird, steht in der vorliegenden Analyse die gesellschaftliche und psychische Genese von Sexualität im Mittelpunkt.

2 Vgl. u. a. Harten 1995; Heiliger/Engelfried 1995; Seifert 1993.

Wenn von Sexualität gesprochen wird, überwiegt zumeist die Annahme, dass es sich dabei um eine rein biologische und angeborene Tatsache handle. Dies zeigt sich zum Beispiel in Seiferts Argumentation, weshalb Massenvergewaltigungen in Kriegen nichts mit der Sexualität der Täter zu tun haben können:

„Man kann also schlussfolgern, dass Vergewaltigung keineswegs aus der Natur oder auf dem Hintergrund menschlicher Sexualität zu erklären ist. Sie ist vielmehr ein hochgradig dem sozialen und kulturellen Kontext zuzuordnender Akt.“ (Seifert 1993: 89)

Sexualität wird hier kurzschlussartig auf eine vorsoziale Naturwüchsigkeit des Menschen reduziert und der kulturellen Ordnung gegenübergestellt. Dass es sich bei Sexualität um eine „Pseudonatur“ (Dahmer 1973) handelt und sie nicht aus den gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsverhältnissen herausgelöst werden kann, sondern selbst Produkt eben dieser Verhältnisse ist, haben die politische Psychologie und die kritischen Sexualwissenschaften in unterschiedlichen Zusammenhängen aufgezeigt.³ Der Sexualforscher Volkmar Sigusch schreibt:

„Wenn es überhaupt sein müsste, könnte die Geburt unserer Sexualität als *gesellschaftliche Form und als Begriff* bis auf einige Jahrzehnte genau datiert werden: um 1789. [...] Gattungsgeschichtlich gesehen, ist *unsere* Sexualität blutjung, existiert erst seit wenigen Generationen, und zwar nur in Europa und Nordamerika als ein allgemein Durchgesetztes.“ (Sigusch 1988: 1; Hervorh. i. Orig.)

Sexualität ist Sigusch zufolge eine „Frucht des Kapitalismus“ (Sigusch 1988: 1). Sie bezeichnet einen Riss, der sowohl das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft als auch die Konstitution des Subjekts bestimmt. Mit der Emanzipation des Bürgertums und deren Postulaten von Freiheit und Gleichheit entstand die Idee des autonomen und freiheitlichen (männlichen) Individuums. Entfremdende und verdinglichende Verhältnisse führten jedoch zu einem Scheitern dieser Emanzipationsbewegung, in deren Mittelpunkt nun nicht mehr jene freiheitlichen Ideale standen, sondern kapitalistische Tauschverhältnisse, die die Beziehungen zwischen den Menschen dominierten. Diese fortschreitende Versachlichung der zwischenmenschlichen Verhältnisse steht in einem tiefen Widerspruch zum Prinzip der Subjektivität (Sigusch 1988: 4). Diese Entwicklung betraf ebenfalls die Herstellung und Organisierung der Sexualität. Sexualität entstand innerhalb der emanzipatorischen Entwicklung des Bürgertums als „Schnittstelle [...], welche der Zerfall der religiösen Weltsicht und das Aufkommen des Kapitalismus bildet“ (Sigusch 1988: 1). Waren die sexuellen Leidenschaften und Lüste zuvor jahrhundertlang über die Religion reglementiert und bestimmt, wurden sie nun in ein Konzept der ‚Liebesheirat‘ integriert. Im Verlauf des 19. Jahrhunderts bezogen sich auch vermehrt Frauen auf die Rechte von ‚Freiheit, Gleichheit, Selbstbestimmung‘. In der Realität konnte sich das Konzept des autonomen Individuums jedoch nicht durchsetzen, was sich besonders an den asymmetrischen Geschlechterverhältnissen zeigt: Frauen blieben unterdrückt und der Macht von Männern unterstellt, sie waren unmündig (Sigusch 1988: 3).

Sigusch verweist darauf, dass das Konzept von Sexualität, das sämtliche Leidenschaften unter einen Begriff fasst, ebenfalls ein Produkt des 19. Jahrhunderts ist. „Was

3 Siehe u. a.: Dahmer (1973); Marcuse (1987); Sigusch (1989).

in den Jahrhunderten davor mit zahllosen Ausdrücken bezeichnet werden konnte, wird seit dem 19. Jahrhundert oft nur noch mit einem Wort bedacht.“ (Sigusch 1988: 2) Mit der Konzeptualisierung von Sexualität kommt es über die neu entstandene Sexualwissenschaft gleichzeitig zu einer Sichtbarmachung der Sexualität sowie zu ihrer Verdinglichung. Emotionen als nur schwer in Worte zu Fassendes werden nun zur Kategorie verschlicht und unter Kontrolle gestellt. Alles, was vom „rechten Pfad Konvention abwich“ (Sigusch 1989: 55), galt als moralisch verwerflich, krank oder pervers.

Nach Sigusch verschwindet Sexualität aber nicht gänzlich, sondern die einsetzende Fetischisierung des Sexuellen ruft Impulse hervor, die über die „Festigkeit der objektiven Formen“ hinausweisen und diese hinterfragen. „Indem die gesellschaftliche Mystifikation des Sexuellen die Idee der individuellen Liebe allgemein erledigt, setzt sie sie erneut in die Welt.“ (Sigusch 1989: 65) Sexualität konstituiert sich damit innerhalb des dialektischen Verhältnisses von Verdinglichung und sinnlich-sexueller Begierde.

Auf der Ebene psychosozialer Prozesse unternimmt Fritz Morgenthaler den Versuch, jener fetischisierten und verdinglichten Form von Sexualität aus psychoanalytischer Perspektive auf den Grund zu gehen, indem er zwischen dem „Sexuellen“ und der „Sexualität“ unterscheidet.

„Sprechen wir vom Sexuellen, im Gegensatz zur organisierten Sexualität, handelt es sich um die Triebhaftigkeit im Es, also um ein energetisches Potential, das dem Erleben ganz allgemein etwas Dranghaftes verleiht. Die Triebregungen sind ungerichtet, ziellos, zeitlos, unconditioniert und vor allem unbewusst.“ (Morgenthaler 1984: 21)

Das „Sexuelle“, so Morgenthaler, funktioniert nach dem „Primärprinzip“, das noch keinen Triebaufschub kennt (Morgenthaler 1984: 20). „Sexualität“ bezeichnet demgegenüber das Sekundärprozesshafte, das gekennzeichnet ist durch gesellschaftliche Konditionierung und Unterordnung der Sexualtriebe unter die kulturelle Ordnung. Nun ist eine solche Gegenüberstellung von entfremdeter Sexualität und einem ursprünglichen, authentischen Sexuellen („Primärprinzip“) nicht unproblematisch, weil sie die Bedeutung des Objekts für die Genese der Sexualtriebe als zweitrangig erachtet. Dies ist bereits in der Vorstellung Morgenthalers von einem primärprozesshaften Sexualtrieb vorgezeichnet. Ihm liegt die Annahme einer konfliktfreien und harmonischen frühkindlichen Sexualität zugrunde, die mit dem Aufkommen des Sekundärprozesses ein Ende nimmt. Diesen harmonischen Zustand vollkommener Triebbefriedigung, der auf eine symbiotische Beziehung vollkommener Objektlosigkeit zwischen Mutter und Sohn verweist, hat es jedoch niemals gegeben und kann es aufgrund unauflöslicher Ambivalenzkonflikte auch gar nicht geben (Pohl 2004: 156f.). In diesem Zusammenhang spielt die Widersprüchlichkeit zwischen der „freien Beweglichkeit“ der Libido und ihrer „Haftbarkeit“ beziehungsweise „Klebrigkeit“ am Objekt eine besondere Rolle in der psychosexuellen Entwicklung (Freud 2000a: 144)⁴. Freud zufolge ist das Sexualobjekt einerseits das variabelste am Trieb. Es ist nicht angeboren und kann eine Person, ein fremder Gegenstand oder auch ein Teil des eigenen Körpers sein (Freud 2000c: 86). Andererseits ist eine Objektbesetzung unumgänglich, weil der Trieb sonst nicht repräsentiert werden kann, was der freien Beweglichkeit der Libido ein Ende setzt (Freud 2000c:

4 Siehe hierzu die kritische Auseinandersetzung bei Rolf Pohl (2004: 157ff.).

85).⁵ Diesen engen Zusammenhang von Trieb und Objekt macht Rolf Pohl in Bezug auf die geschlechterspezifische Konstitution der Sexualität deutlich, wenn er schreibt: „Ohne Objekt gibt es keine Sexualität und folglich auch keine Geschlechtsidentität.“ (Pohl 2003: 22)

Es war vor allem Alfred Lorenzer, der die Freud'sche Triebtheorie am konsequentesten in ihrer historischen und sozialvermittelten Genese zur Darstellung brachte. Im Zusammenhang seiner „materialistischen Sozialisationstheorie“ zeigt Lorenzer einerseits, wie sich Triebe in der Interaktion zwischen dem Kind und seinen primären Bezugspersonen als „Interaktionsformen“ bilden, und wie andererseits innerhalb dieses Wechselverhältnisses Leiblichkeit und ein leibliches Begehren überhaupt erst hergestellt werden (Lorenzer 2002b: 221). Aus psychoanalytischer Perspektive ist es daher falsch, von einem Trieb an sich zu sprechen, der sich unabhängig von Objektbesetzungen konstituiert. Sexualität ist nichts Angeborenes oder Naturwüchsiges, sondern muss sich in den sozialen Interaktionen, die eingebettet sind in die gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsverhältnisse, überhaupt erst konstituieren, was weder konfliktlos noch widerspruchsfrei funktioniert.

2 Männliche Sexualität, Macht und Gewalt

In den Studien zur sexualisierten Gewalt (Harten 1995; Heiliger/Engelfried 1995; Seifert 1993) gilt als das wichtigste Motiv bei Vergewaltigungen die Bemächtigung und Unterdrückung des weiblichen Opfers, Allmachts- und Omnipotenzphantasien stehen im Mittelpunkt dieser Taten. Diese dienen dazu, die Ohnmachts- und Minderwertigkeitsgefühle der männlichen Täter durch ihre Tat zu kompensieren (Harten 1995: 131f.). Hier stellt sich jedoch die Frage, ob diese Form narzisstischer Selbsterhöhung über die Erniedrigung des Opfers jenseits männlicher Sexualität überhaupt einen Sinn macht, wenn Vergewaltigungen und andere Formen des sexuellen Missbrauchs nicht mit anderen Gewaltdelikten gleichgesetzt werden sollen. Dies zeigt sich unter anderem in den Internetdarstellungen der Beratungsstellen zu „Männer gegen Männergewalt“, wo von Vergewaltigung, sexuellem Missbrauch oder sexueller Gewalt nur am Rand die Rede ist. Sowohl die Konfliktlagen männlicher Sexualität als auch deren misogyne Ausrichtungen spielen keine Rolle. Nach Aussage dieser Websites dient Gewalt Männern einzig dazu, all jene Gefühle abzuwehren, die das männliche Selbstbild bedrohen. Dass sich diese Gewalt in Form von Vergewaltigungen und sexuellem Missbrauch vor allem gegen Frauen richtet, bleibt ausgespart.⁶ Dies bezieht sich ebenso auf die Waffen, die zur Gewaltausübung eingesetzt werden, was „weder für den Täter, erst recht aber nicht für das Opfer egal“ ist (Pohl 2003: 43). Es ist nicht gleichgültig, ob es um Faustkämpfe, Gewaltdelikte mit Schusswaffengebrauch oder um Vergewaltigungen geht, bei denen das

5 In den *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie* macht Freud diesen Zusammenhang an den Perversionen deutlich: Auf der einen Seite ist an den Perversionen zu erkennen, dass der Variantenreichtum in Bezug auf das Sexualobjekt beinahe grenzenlos ist; auf der anderen Seite ist jedoch ebenfalls erkennbar, dass im Einzelfall immer nur ein Objekt zur Triebbefriedigung herangezogen werden kann und letztendlich sogar muss (Freud 2000a: 144).

6 Siehe hierzu: hierzu: <http://www.gewaltberatung-hamburg.org/aggression-und-gewalt/> (Zugriff am 04.05.2012); <http://www.gewaltberatung.org/html/start.htm> (Zugriff am 04.05.2012).

männliche Genital als Waffe eingesetzt wird. Aus diesem Grund ist es unerlässlich, die männliche Geschlechts- und Sexualitätsidentität in männlich dominierten Gesellschaften sowie deren frauenverachtende Anteile in den Blick zu nehmen (Pohl 2003: 43).

2.1 Angst und Weiblichkeitsabwehr

Der Sexualforscher Eberhard Schorsch erklärt, dass das „Nachdenken über Sexualität und Aggression [...] in ein Nachdenken über die *Beziehung der Geschlechter*“ mündet (Schorsch 1993: 154; Hervorh. i. Orig.). Seine Annahme stimmt mit der hier vertretenen These überein, dass sexuelle Gewalt in den häufigsten Fällen von Männern gegen Frauen verübt wird (Schorsch 1993: 153). Ein wesentliches Motiv bei sexuellen Gewalttaten sieht Schorsch in einer grundlegenden Angst vor Weiblichkeit. Doch wie lässt sich diese Angst erklären? In der Entwicklung männlicher Geschlechtsidentität, in der alles „Weibliche“ mit Angst besetzt ist, stellt die Anpassung an die „hegemoniale Männlichkeit“ einen notwendigen Gewaltakt dar, der das Verhältnis zwischen den Geschlechtern auf brutale Weise strukturiert. Das Konzept der „hegemonialen Männlichkeit“ geht auf die Soziologin Raewyn Connell zurück, mit dem sie den Versuch unternimmt, Männlichkeit als eine soziale Konstruktion in den Blick zu nehmen. Bei dieser Konstruktion handelt es sich um eine Idealfiktion ‚wahrer‘ Männlichkeit, nach der sich Männer zu orientieren haben. Sie beschreibt eine gesellschaftliche Dynamik, durch die eine bestimmte Gruppe die Führungsposition im gesellschaftlichen Leben einnimmt und aufrecht erhält. Hegemoniale Männlichkeit ist damit „jene Form von Männlichkeit, die in einer gegebenen Struktur des Geschlechterverhältnisses die bestimmende Position einnimmt“ (Connell 2006: 97). Connell zufolge ist es nicht möglich, von ‚Männlichkeit‘ in der Einzahl zu sprechen, sondern nur von unterschiedlichen Formen beziehungsweise Typen von „Männlichkeiten“, denn es handelt sich nicht um ein kohärentes System (Connell 2006: 105). Sie beschreibt mit ihrem Konzept eine doppelte Relationalität, in der sich Männlichkeit herstellt. Einerseits konstituiert sie sich in Abgrenzung zu Weiblichkeit und deren Unterordnung, andererseits entsteht sie aufgrund unterschiedlicher Männlichkeitsentwürfe, die ebenfalls in einem hierarchischen Verhältnis zueinander stehen. An der Spitze befindet sich das Ideal der hegemonialen Männlichkeit. Die Relation zwischen den Männlichkeitsentwürfen beruht letztlich auf dem Verhältnis, wie es zwischen Männlichkeit und Weiblichkeit anzutreffen ist. Das heißt: Männer, die nicht dem Ideal hegemonialer Männlichkeit entsprechen, gelten als verweiblicht, ihnen werden jene Attribuierungen zugeordnet, die auch das dichotome Verhältnis zwischen Männlichkeit und Weiblichkeit kennzeichnen (Connell 2006: 100). Normative Definitionen von Männlichkeit stehen daher laut Connell vor dem Problem, dass nur sehr wenige Männer diesen Ansprüchen gerecht werden können, sodass Ohnmachts- und Abhängigkeitserlebnisse auch zu den alltäglichen Erfahrungen von Männern gehören. Trotzdem profitiert die Mehrzahl von der Vorherrschaft dieser Männlichkeitsform, im Rückkehrschluss also aus der Unterdrückung von Frauen, was Connell als „patriarchale Dividende“ bezeichnet (Connell 2006: 100). Die soziale Konstruktion ‚Männlichkeit‘ kennzeichnet in erster Linie eine Phantasmagorie, mit deren Hilfe versucht wird, Abhängigkeits- und Ohnmachtserlebnisse zu kompensieren. Durch die Installation des „Leistungsprinzips“ (Marcuse 1987), das auf Konkurrenz und Rivalität basiert, blei-

ben Männer aber dem ständigen Bedrohungsszenario ausgesetzt, ihre relative Macht in den „ernsten Spielen des Wettbewerbs“ (Meuser 2006) und damit ihre Männlichkeit einzubüßen. Da das Weibliche assoziativ mit Abhängigkeit und Machtlosigkeit besetzt wird, dient es als angstbesetzte Folie in diesem Konstrukt. Das Verhältnis von Männlichkeit und Weiblichkeit ist somit von zwei wesentlichen Aspekten geprägt: Auf der einen Seite konstituiert sich Männlichkeit (in männlich dominierten Gesellschaften) in Abgrenzung zum Weiblichen, das mit Attributen wie Emotionalität, Nähe, Lust, Zärtlichkeit und anderen zwischenmenschlichen Beziehungsformen assoziiert ist, die in der männlichen Entwicklung keine Rolle spielen dürfen; auf der anderen Seite ist innerhalb der hegemonialen Männlichkeitsentwürfe Heterosexualität die einzig zugelassene Form des männlichen sexuellen Begehrens. Das Verhältnis von Männlichkeit zu Weiblichkeit ist somit gekennzeichnet durch die Gleichzeitigkeit und Widersprüchlichkeit zwischen dem Wunsch (und der gesellschaftlichen Forderung) nach Autonomie einerseits und der libidinösen Abhängigkeit vom heterosexuellen (weiblichen) Sexualobjekt andererseits (Pohl 2003: 33f.). Doch gerade das heterosexuelle Begehren als Garant ‚echter‘ Männlichkeit macht den Mann libidinös von der Frau abhängig. In dieser libidinösen Abhängigkeit treffen sich zwei Konfliktlagen, die mit dem Ideal hegemonialer Männlichkeit unvereinbar sind, weil sie mit dem Weiblichen assoziiert werden: Abhängigkeit und libidinöse Bindung. Dieser Konflikt kann zu einem Rückgriff auf archaische Spaltungs- und Projektionsmechanismen führen, was eine der Paranoia ähnelnde Wahrnehmungsverzerrung zur Folge haben kann (Pohl 2003: 42). Die Erregung, die ein Mann beim Anblick eines weiblichen Körpers verspürt, wird als Bedrohung der eigenen Männlichkeit durch das weibliche Sexualobjekt erlebt, die es zu bekämpfen gilt. Es kommt zur Abspaltung jener nicht integrierbaren Lüste und Begierden, die in die Frau projiziert und nun, in der männlichen Phantasie, von der Frau als Waffe gegen den Mann eingesetzt werde.⁷ Diese psychischen Abwehrmechanismen der Spaltung und Projektion finden sich bereits in der Konzeption ‚normaler‘ Männlichkeit, in der Frauen, indem sie als männlicher Besitz erscheinen, ihrer bedrohenden Mächte beraubt werden (Pohl 2003: 41). Aber erst bei Vergewaltigungen und Formen sexuellen Missbrauchs entfalten diese Mechanismen ihre destruktiven Wirkungen. Es handelt sich hierbei um einen Realitätsbruch, bei dem das eigene Begehren, das sich in körperlichen Erregungen manifestiert, nicht mehr als der eigenen Person zugehörig erlebt wird und damit die ohnehin fragile Konstruktion von Männlichkeit zu zerstören droht. „Sexualität“ und das „Sexuelle“ sind keine voneinander geschiedenen Affektlagen, wie Morgenthau es darstellt, sie verweisen aber auf einen wichtigen Aspekt männlicher Sexualentwicklung. Das „Sexuelle“ als libidinöse Besetzung des Objekts und „Sexualität“ als gesellschaftliche Normierung des Begehrens sind dialektisch aufeinander bezogen. An dieser Stelle sei an eine Formulierung Lorenzers erinnert: „Im inneren Koordinatensystem der Person bezeichnet Sexualität jenen Punkt, an dem Gesellschaftlichkeit und Individualität sich unmittelbar austauschen, an dem soziale Erfahrungen den einzelnen in seiner Leiblichkeit, leibhaft treffen.“ (Lorenzer 1984: 195) Dieser intrapsychische Umschlagplatz der Sexualität ist gekennzeichnet durch Spannungen und Konflikte, da zwei Begehrensstrukturen aufein-

7 Diese Überlegungen gehen auf die Formulierung Freuds zurück: „Die Entstellung besteht beim Verfolgungswahn in einer Affektumwandlung; was als Liebe innen hätte verspürt werden sollen, wird als Hass von außen wahrgenommen.“ (Freud 2000b: 189)

ander treffen, die in einem tiefen Widerspruch zueinander stehen. Es handelt sich um das gleichzeitige Auftreten von libidinös-unmittelbarer Leiblichkeit und verdinglicht zugerichteter Begehrensnormierung, die gerade in ihrer antagonistischen und konflikt-haften Verwobenheit Sexualität hervorbringen. Freud beschreibt diesen Konflikt zwischen Trieb und Realität anhand der frühkindlichen Entwicklung der Psychosexualität so:

„Das Ich des Kindes befinde sich also im Dienst eines mächtigen Triebanspruchs, den zu befriedigen es gewohnt ist, und wird plötzlich durch ein Erlebnis geschreckt, das ihn lehrt, die Fortsetzung dieser Befriedigung werde eine schwer erträgliche reale Gefahr zur Folge haben. Es soll sich nun entscheiden: entweder die Gefahr anerkennen, sich vor ihr beugen und auf die Triebbefriedigung verzichten, oder die Realität verleugnen, sich glauben machen, dass kein Grund zum Fürchten besteht, damit es an der Befriedigung festhalten kann.“ (Freud 1953: 337)

Diese Entscheidung ist jedoch nur eine scheinbare, vielmehr führt das Kind gleichzeitig beides aus, was zu einem „Einriss[es] im Ich“ (Freud 1953: 338) führt, der nicht mehr verheilen wird. In der männlichen heterosexuellen Sexualentwicklung nimmt dieser Antagonismus eine brisante Bedeutung an, die Pohl als „Männlichkeitsdilemma“ bezeichnet (Pohl 2004: 339). Der Wunsch nach Autonomie und Onnipotenz ist relevant für die Konstruktion hegemonialer Männlichkeit, aber das männliche Subjekt ist gleichzeitig libidinös auf das weibliche Sexualobjekt fixiert. Dieses widersprüchliche Verhältnis kann eine Mobilisierung destruktiver Hassregungen gegen das weibliche Sexualobjekt hervorrufen, mit dem Wunsch, dieses zu vernichten (Pohl 2003: 23). Im Zentrum dieser konflikthaften männlichen Sexualität steht die Angst vor der libidinösen Abhängigkeit von der Frau und eine grundlegende Lustfeindlichkeit, die die männliche Integrität bedroht.

2.2 Männliche Sexualorganisation und Herrschaft

Das Verhältnis von Sexualität und Gewalt kann nicht allein aus den intrapsychischen Dynamiken und Strukturierungen erklärt werden. Die Entwicklung der Psychosexualität ist eingebunden in gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsverhältnisse, die auch die Geschlechterverhältnisse grundlegend strukturieren. Herbert Marcuse verweist in seinen Versuchen, die psychoanalytischen Denkansätze Freuds in eine kritische Gesellschaftstheorie aufzunehmen, auf den engen Zusammenhang zwischen Sexualorganisation und Herrschaft, der für eine psychoanalytisch orientierte kritische Männlichkeitsforschung von großer Bedeutung ist. Er zeigt auf, dass die Organisation der Sexualität unter der Herrschaft des Genitalprimats in einem direkten Zusammenhang mit den gesellschaftlichen Verhältnissen steht. Es handelt sich dabei um eine unlösbare Verquickung zwischen einer grundlegenden und einer „zusätzlichen Unterdrückung“ (Marcuse 1987: 43). Was ist damit gemeint? Marcuse geht davon aus, dass ein großer Teil des kindlichen Begehrens unterdrückt werden muss, damit das Individuum am kulturellen Leben teilhaben kann. Darüber hinaus werden ihm jedoch weitere Grenzen auferlegt, die nur innerhalb einer bestimmten Gesellschaftsformation eine Bedeutung und eine Funktion haben, bei Marcuse „zusätzliche Unterdrückung“ genannt. Ihr stellt er ein durch die Anforderungen der kapitalistischen Produktionsverhältnisse modifiziertes Rationalitätsprinzip zur Seite,

das „Leistungsprinzip“. Dabei handelt es sich um das „herrschende Prinzip einer auf Erwerb und Wettstreit ausgerichteten Gesellschaft im Prozess ständiger Ausdehnung“ (Marcuse 1987: 49). In diesem Zusammenhang konstituiert sich das Primat der Genitalität, in dem alle anderen erogenen Körperzonen, die sich während der infantilen Sexualität hergestellt haben, desexualisiert werden. Marcuse hält somit an Freuds Auffassung fest: „Das Sexualleben umfasst die Funktion der Lustgewinnung aus Körperzonen, die nachträglich in den Dienst der Fortpflanzung gestellt werden.“ (Freud 1953: 15) Mit seinem Begriff des Leistungsprinzips als eine spezifische Form des Realitätsprinzips macht Marcuse auf zwei wichtige Aspekte aufmerksam, die auch in den Studien zur sexualisierten Gewalt bestätigt werden: Männliche Sexualität ist genitalzentriert und sehr eng mit Leistung und Wettbewerb verknüpft, sowohl in Bezug auf die männliche Leistungsfähigkeit beim Geschlechtsverkehr als auch in Bezug auf partnerschaftliche Beziehungen, in denen Frauen als Trophäe und Besitz vorgeführt und herumgezeigt werden. Unter der Herrschaft des Leistungsprinzips kommt es, so seine Hauptthese, zu einer Transformation des Leibes in ein sozial nutzbares „Arbeitsinstrument“ (Marcuse 1987: 44). Hierbei handelt es sich um ein „männliches Prinzip“, das sich aus der männlichen Vorherrschaft herausgebildet hat (Marcuse 1973: 90). Die Zentrierung der Sexualität auf das Primat der Genitalität bei gleichzeitiger Unterdrückung (Verdrängung) der sexuellen Lüste führt über die Herstellung der heterosexuellen Begehrensstruktur zu einer sexuellen Objektivierung der Frau. „Außerhalb dieses Rahmens [der monogamen patriarchalischen Familie; M. R.] ist die Frau noch immer ein Spielzeug oder ein Objekt für sexuelle, in der Ehe nicht befriedigte Energien.“ (Marcuse 1973: 92) Es kommt somit zu einer Entsinnlichung des sexuellen Körpers, wodurch Sexualität in eine „spezialisierte, zeitlich beschränkte Funktion verwandelt [wird], in ein Mittel zum Zweck“ (Marcuse 1987: 45). Die gesteigerte Kontrolle und die zusätzliche Unterdrückung können zu einer Freisetzung aggressiver bis destruktiver Zerstörungspotenziale führen.

Wenn Marcuse jedoch von der Sexualität als einem „autonomen ‚Prinzip‘, das den gesamten Organismus beherrscht“ (Marcuse 1987: 45), spricht, das sich dem Leistungsprinzip unterwerfen muss und somit in einen verdinglichten und entfremdeten Funktionszusammenhang gezwängt wird, so übergeht auch er alle jene Ambivalenzkonflikte, durch die sich Sexualität und mit ihr das Subjekt überhaupt erst konstituiert. Infantile, polymorph-perverse Sexualität erscheint dann als eine ‚heile Vergangenheit‘, die es wiederzuerlangen gilt, wie es auch im Begriff des „Sexuellen“ bei Morgenthau angedeutet wird. Der entscheidende Aspekt, auf den Marcuse nicht eingeht, ist die phantasmatische Transformation des männlichen Genitals in einen omnipotenten Phallus.

„Dabei stellt der als Phallus idealisierte Penis sowohl ein Lustorgan (Sexualität), als auch ein Insignium von Macht, Größe und Verletzbarkeit (Narzissmus) dar und kann schließlich, im Falle tatsächlicher oder vermeintlicher Bedrohungen der männlichen Integrität, zu einer Art sexualisierten Waffe (Aggression) werden.“ (Pohl 1996: 26)

Nun handelt es sich hierbei nicht bloß um eine Aufnahme des biologischen Genitals in ein symbolisches System. Auch lassen sich die Begriffe Penis und Phallus nicht ohne Weiteres in der Unterscheidung zwischen „Sexuell“ und „Sexualität“ unterbringen. Der Penis als Sexualorgan ist bedeutungslos. Erst mit der (symbolischen) Aufrichtung des Phallus wird dieser mit Bedeutungen, mit Sinn versehen, sodass die Bedeutungen, die

dem Penis zugewiesen werden, weit über seine physische Funktion hinausreichen. Es kommt dabei zu einer Fetischisierung des männlichen Sexualorgans. Dem Phallus kommen hierbei zweierlei Aufgaben zu: Erstens verdichtet sich in ihm der Widerspruch von Autonomiewunsch und Abhängigkeit einerseits und Individualität und Sozialität andererseits; zweitens soll er diese Widersprüchlichkeit projektiv beseitigen (Pohl 2004: 249). Der Phallus als psychosoziale Konstruktion bezieht sich immer auf eine Phantasmagorie der Unverletzlichkeit, Ganzheit und Reinheit. Aufgrund der Unüberwindbarkeit des Penis, der als Garant wahrer Männlichkeit in der heterosexuellen Begehrensstruktur leiblich an das weibliche Sexualobjekt gebunden bleibt, ist der Phallus aggressiv auf das Objekt gerichtet, was zu einer Mobilisierung jener psychischen Abwehrmechanismen der Spaltung und Projektion führen kann.

In diesem Zusammenhang ist die im Diskurs um sexualisierte Gewalt verbreitete Sexualisierungsthese, auf die eingangs bereits hingewiesen wurde, der zufolge Sexualität und mit ihr das männliche Genital instrumentell zur Gewalt- und Machtausübung eingesetzt werden, höchst problematisch. Die Annahme eines Penis, der jederzeit als Waffe einsatzbereit und jenseits des sexuellen Begehrens eingesetzt werden könne, ist sowohl täterpsychologisch als auch gesellschaftspolitisch äußerst problematisch, weil diese Annahme – wenn auch ungewollt – den phallozentrisch-narzisstischen Mythos vom „Mann, der immer kann“ letztlich stützt, durch den das widersprüchliche Verhältnis von Autonomiewunsch und Abhängigkeit, das die männliche Geschlechts- und Sexualentwicklung grundlegend kennzeichnet, zu verschleiern versucht wird. Vergewaltigungen und sexueller Missbrauch sind somit nicht das Resultat sexualisierter Aggressionen, die instrumentell in den Dienst der Gewalt genommen werden. Es handelt sich hierbei um eine Verschränkung sexueller und aggressiver Regungen sowie deren Unterbringung unter ein und dasselbe Objekt (Frau), was in bestimmten, krisenhaften Situationen zu Hassgefühlen und Zerstörungsbereitschaften gegen das Objekt der Begierde führen kann.

Fazit

Wie in diesem Aufsatz versucht wurde aufzuzeigen, ist die Annahme einer instrumentell einsetzbaren Sexualität zur Gewaltausübung problematisch, weil mit der strikten Trennung von Sexualität und Aggression einerseits die konflikt- und krisenhafte Konstitution der männlichen Sexualitätsentwicklung aus dem Blickfeld gerät. Aus täterpsychologischer, aber auch aus gesellschaftspolitischer Perspektive birgt die Annahme der Sexualisierungsthese andererseits die Gefahr, phallozentrisch-narzisstische Männerphantasien letztlich aufrechtzuerhalten und wissenschaftlich zu legitimieren. Auch wenn die VertreterInnen der Sexualisierungsthese Recht damit haben, dass sexuelle Gewalt nicht auf eine biologisch-triebgesteuerte männliche Sexualität zurückzuführen sei und es sich dabei um eine schuldentlastende Rechtfertigungsstrategie handle, darf die Auseinandersetzung mit der männlichen Sexualität nicht aus der Diskussion um sexuelle Gewalt verdrängt werden. Dafür ist es jedoch notwendig, die Konstitution männlicher Sexualität sowie den Zusammenhang von Sexualität und Aggression aus ihrer gesellschaftlichen und psychosozialen Genese heraus zu begreifen, um damit ihren pseudonaturalistischen Charakter gesellschaftskritisch bloßzulegen.

Literaturverzeichnis

- Brownmiller, Susan. (1978). *Gegen unseren Willen. Vergewaltigung und Männerherrschaft*. Frankfurt/M.: Fischer
- Connell, Robert W. (Raewyn). (2006). *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*. Wiesbaden: VS Verlag
- Dahmer, Helmut. (1973). *Libido und Gesellschaft. Studien über Freud und die Freudsche Linke*. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Freud, Sigmund. (1953). *Abriß der Psychoanalyse*. Frankfurt/M.: Fischer
- Freud, Sigmund. (2000a). Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. In *Studienausgabe*. Bd. V (S. 43–145). Frankfurt/M.: Fischer
- Freud, Sigmund. (2000b). Psychoanalytische Bemerkungen über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia (Dementia Paranoides). In *Studienausgabe*. Bd. VII (S. 133–203). Frankfurt/M.: Fischer
- Freud, Sigmund. (2000c). Triebe und Triebchicksale. In *Studienausgabe*. Bd. III (S. 81–102). Frankfurt/M.: Fischer
- Godenzi, Alberto. (1989). *Bieder, brutal. Frauen und Männer sprechen über sexuelle Gewalt*. Zürich: Unionsverlag
- Harten, Hans-Christian. (1995). *Sexualität, Missbrauch, Gewalt. Das Geschlechterverhältnis und die Sexualisierung von Aggressionen*. Opladen: Westdeutscher Verlag
- Heiliger, Anita & Engelfried, Constance. (1995). *Sexuelle Gewalt. Männliche Sozialisation und potenzielle Täterschaft*. Frankfurt/M., New York: Campus
- Lorenzer, Alfred. (1984). *Intimität und soziales Leid. Archäologie der Psychoanalyse*. Frankfurt/M.: Fischer
- Lorenzer, Alfred. (2002a). *Die Sprache, der Sinn, das Unbewußte. Psychoanalytisches Grundverständnis und Neurowissenschaften*. Hrsg. v. Ulrike Prokop. Stuttgart: Klett-Cotta
- Lorenzer, Alfred. (2002b). Hermeneutik des Leibes. Über die Naturwissenschaftlichkeit der Psychoanalyse. In Alfred Lorenzer, *Die Sprache, der Sinn, das Unbewußte. Psychoanalytisches Grundverständnis und Neurowissenschaften* (S. 201–229). Hrsg. v. Ulrike Prokop. Stuttgart: Klett-Cotta
- Marcuse, Herbert. (1973). *Konterrevolution und Revolte*. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Marcuse, Herbert. (1975). Marxismus und Feminismus. In Herbert Marcuse, *Zeit-Messungen* (S. 9–20). Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Marcuse, Herbert. (1987). *Triebstruktur und Gesellschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Meuser, Michael. (2006). Hegemoniale Männlichkeit – Überlegungen zur Leitkategorie der men's studies. In: Brigitte Aulenbacher et al. (Hrsg.), *FrauenMännerGeschlechterforschung. State of the Art* (S. 160–174). Münster: Westfälisches Dampfboot
- Morgenthaler, Fritz. (1984). Sexualität und Psychoanalyse. In Martin Dannecker & Volkmar Sigusch (Hrsg.), *Sexualtheorie und Sexualpolitik. Ergebnisse einer Tagung* (S. 20–38). Stuttgart: Enke
- Parin, Paul. (1986). Die Verflüchtigung des Sexuellen aus der Psychoanalyse. In Psychoanalytisches Seminar Zürich (Hrsg.), *Sexualität* (S. 11–22). Frankfurt/M.: Syndikat/EVA
- Pohl, Rolf. (1996). Angst, Lust, Zerstörung. Männlichkeit als sozialer und sexueller Alphabetismus. In Andreas Haase, Nils Jösting, Kay Mücke & Detlev Vetter (Hrsg.), *Auf und Nieder: Aspekte männlicher Sexualität und Gesundheit* (S. 23–44). Tübingen: dgvt
- Pohl, Rolf. (2003). „(...) vom Liebhaber zum Lustmörder.“ Die Legierung von Sexualität und Aggression in der männlichen Geschlechtsidentität. In Sylvia von Arx et al. (Hrsg.), *Koordinaten der Männlichkeit. Orientierungsversuche* (S. 15–47). Tübingen: edition diskord
- Pohl, Rolf. (2004). *Feindbild Frau. Männliche Sexualität, Gewalt und die Abwehr des Weiblichen*. Hannover: Offizin

- Schorsch, Eberhard. (1993). Versuch über Sexualität und Aggression. In Eberhard Schorsch (Hrsg.), *Perversion, Liebe, Gewalt. Aufsätze zur Psychopathologie und Sozialpsychologie der Sexualität 1967–1991* (S. 153–165). Stuttgart: Enke
- Seifert, Ruth. (1993). Krieg und Vergewaltigung. Ansätze zu einer Analyse. In Alexandra Stigl-mayer (Hrsg.), *Massenvergewaltigung. Krieg gegen die Frauen* (S. 85–108). Freiburg i. Br.: Kore
- Sigusch, Volkmar. (1988). Was heißt kritische Sexualwissenschaft?. *Zeitschrift für Sexualfor-schung*, 1, 1–29
- Sigusch, Volkmar. (1989). Über den Fetischcharakter der Sexualität. In Volkmar Sigusch (Hrsg.), *Kritik der disziplinierten Sexualität. Aufsätze 1986–1989* (S. 50–69). Frankfurt/M.: Campus
- Teubner, Ulrike; Becker, Ingrid & Steinhage, Rosemarie. (1983). *Untersuchung „Vergewaltigung als soziales Problem – Notruf und Beratung für vergewaltigte Frauen“*. Stuttgart u. a.: Kohl-hammer

Zur Person

Marco Roock, Dipl. Sozialwiss., wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für interdisziplinäre Arbeitswissenschaft an der Leibniz Universität Hannover. Arbeitsschwerpunkte: Geschlechterforschung, Arbeit und Subjektivität, Politische Psychologie und kritische Gesellschaftstheorie
 Kontakt: Nelkenstraße 19, 30167 Hannover
 E-Mail: marcoroock@gmx.de

Doing Gender im häuslichen Internethandeln

Zusammenfassung

Dieser Beitrag analysiert die alltägliche häusliche Internetnutzung und diskutiert in diesem Kontext Doing-Gender-Muster von heterosexuellen Paaren. Es wird der Frage nachgegangen, ob sich im Zuge der Domestizierung des Internets eine Entwicklung von Gender-Demokratisierungsprozessen abzeichnet, die über eine verstärkte Partizipation von Frauen an der Internetnutzung hinausgehen. Untersucht wurde dies anhand einer ethnographischen Studie mit 48 ProbandInnen in Australien und Deutschland.

In der zugrunde liegenden Studie, aus der hier Ergebnisse präsentiert werden, wurde Deutschland mit einer weiteren westlichen Industrienation verglichen, die sich in einer bereits fortgeschrittenen Diffusionsphase des Internets befand. Zum Zeitpunkt der Untersuchung nutzten mehr Prozent der Bevölkerung in Australien seit längerer Zeit das Internet, zudem gab es mehr Haushalte mit Internetzugang und die Zugangszahlen zwischen Männern und Frauen glichen sich in Australien früher an als in Deutschland.

Werden über die Internetnutzung im Haushalt traditionelle Geschlechterverhältnisse fortgeführt oder zeigt sich ein Rückgang? Sind geschlechtsgebundene Kodierungen des Internets erkennbar?

Schlüsselwörter

Internetnutzung, Domestizierung, Doing Gender, Ländervergleich, Ethnographie

Summary

Doing Gender and Domestic Internet Use

This article analyses the everyday domestic internet use of couples and shows in this context how heterosexual couples use doing gender to shape their relationship. In particular, the question of whether the domestication of the internet has an influence on gender democratisation processes is examined.

This is investigated using an ethnographic study of 48 participants in Australia and Germany. By including another Western industrialised nation in the research design, it was possible to compare Germany with a country that already showed an advanced diffusion stage of the internet. Previously, as a percentage of the population, more people used the internet in Australia than in Germany. In addition, more households have internet access and differences between men and women levelled out earlier in Australia than in Germany.

Will traditional household gender relations continue via internet usage or are there signs of a decline? Can a gender-linked coding of the internet be identified?

Keywords

internet use, domestication, doing gender, intercultural comparison, ethnography

1 Einleitung

Die Zugangsunterschiede zwischen den Geschlechtern zum Internet haben sich in den letzten Jahren immer mehr angeglichen. Quantitativ gesehen zählen mittlerweile Männer und Frauen annähernd gleich zu den InternetnutzerInnen (ABS 2009; Statistisches Bundesamt 2011; van Eimeren/Frees 2010).¹ Eine Benachteiligung bei der „Teilhabe“

¹ Es zählen zwar insgesamt immer noch mehr Männer als Frauen zu den InternetnutzerInnen, die Differenzen haben sich jedoch verringert.

(Röser 2007b: 16) von Frauen an der Informationsgesellschaft bezüglich des Internets wurde demnach weitgehend abgebaut. Entscheidende Impulse zur Angleichung der NutzerInnenzahlen kamen durch eine Domestizierung des Internets (Röser/Peil 2010). Der Begriff Domestizierung beschreibt den Prozess, „(...) in dem Medien in die Haushalte einziehen, von den NutzerInnen in das Alltagshandeln und in die Medienmenüs integriert werden und sich auf diesem Weg massenhaft und über soziale Grenzen hinweg verbreiten“ (Röser 2007a: 8). Morley (2000: 95) spricht in diesem Zusammenhang von einer „Demokratisierung“, da sich soziale Differenzen der NutzerInnengruppen, wie z. B. Geschlecht, vermindern. In Anlehnung an Morley (2000) wird im Folgenden von Gender-Demokratisierungsprozessen gesprochen, wobei darunter mehr als eine Angleichung der NutzerInnenzahlen der Geschlechter verstanden wird: Die Überprüfung eines möglichen Bedeutungsverlusts geschlechtskultureller Kodierungen des Internets soll im Mittelpunkt dieses Aufsatzes stehen.

Bewusst wurde sich in der vorliegenden Studie für eine Zwei-Länder-Untersuchung entschieden und Deutschland mit einer weiteren westlichen Industrienation, Australien, verglichen. Zum Zeitpunkt der Studie zeigte sich in Australien bereits eine fortgeschrittene Diffusion des Internets: In Australien nutzten mehr Prozent der Bevölkerung seit längerer Zeit das Internet, zudem gab es mehr Haushalte mit Internetzugang und die Zugangszahlen zwischen Männern und Frauen glichen sich in Australien früher an als in Deutschland (ABS 2007; Ahrens 2009; Statistisches Bundesamt 2006b). Dabei sind in beiden Ländern ähnliche gesellschaftliche Geschlechterrollen sowie eine gleichartige Verteilung bei der Berufs- und Reproduktionstätigkeit zu verzeichnen (ABS 2008; Hofstede/Hofstede 2006; Statistisches Bundesamt 2006a).

Es wurden insgesamt 48 Personen (24 heterosexuelle Paare) in Form einer ethnographischen Studie und mithilfe von Problemzentrierten Interviews zu ihrer häuslichen Internetnutzung befragt. Eine Hälfte der Interviews wurde mit ProbandInnen in Australien geführt, die andere Hälfte in Deutschland. Die Paare wurden über informelle Kontakte gefunden, die Interviewerin selbst kannte die ProbandInnen nicht (Lamnek 2005).

Der Schwerpunkt der Untersuchung von Gender und Internet wird in diesem Beitrag auf die Analyse der Aspekte Technikkompetenz und Haushaltsaufgaben gelegt. Zusätzlich wurden in der Studie Faktoren der Alltagsintegration des Internets untersucht, auf die jedoch hier nicht weiter eingegangen wird (z. B. räumliche und zeitliche Integration). Unter Technikkompetenz wird die Selbst- und Fremdeinschätzung von technischen Fähigkeiten im Hinblick auf die Installation, Nutzung und Reparatur des Internets verstanden. Haushaltsaufgaben beziehen sich auf die Erledigung von Haushaltsaufgaben via Internet. Es wurde sich für diese Schwerpunktsetzung entschieden, da Studien zeigen, dass auf der einen Seite die Dominanz von Männern in den ersten Diffusionsphasen des Internets im Zusammenhang mit der anfänglichen Zuschreibung des Internets zur Technik steht, einem traditionell männlich kodierten Kompetenzbereich (Dorer 2001: 244; Klaus 2005: 69; Saparniene/Merkys 2005: 40). Das Internet ist mittlerweile eine gebräuchliche Alltagstechnologie, es könnte sich also ein Rückgang geschlechtskultureller Zuschreibungen zeigen (Röser 2007c). Auf der anderen Seite sind Frauen in heterosexuellen Beziehungen immer noch mehr für Haushaltsaufgaben zuständig als Männer – auch bei einer Berufstätigkeit beider Partner (OECD 2011). Die Möglichkeit, Haushaltsaufgaben zunehmend online auszuführen, wie z. B. Online-Banking, Online-

Shopping, Kontaktpflege mit Verwandten und Bekannten, könnte jedoch Veränderungen der Rollenverteilung mit sich bringen (Röser 2007c). Studien verdeutlichen zudem, dass Männern eine höhere Kompetenz im Umgang mit dem Internet zugesprochen wird (Hargittai/Shafer 2006; Saparniene/Merkys 2005: 40). Es stellen sich folgende Fragen, denen in diesem Beitrag nachgegangen werden soll: Wie wirkt sich die Domestizierung des Internets auf eine traditionelle Rollenverteilung bei den Haushaltsaufgaben und dem Technikexpertentum aus? Zeigen sich Gender-Demokratisierungsprozesse?

Es wurden heterosexuelle Paare ausgewählt, um geschlechtskulturelle Diskurse und Interaktionen zwischen Frauen und Männern rund um die Domestizierung des Internets zu eruieren. Der vorliegende Beitrag gibt einen Einblick in die häusliche Internetnutzung ausgewählter Paare. Zudem eröffnet der Ländervergleich der vorliegenden Studie eine erweiterte Perspektive.

Im Folgenden wird zunächst ein Überblick über den theoretischen Rahmen, den Domestizierungsansatz sowie die Geschlechterforschung gegeben. Daran anschließend wird die Methode mit dem ethnographischen Ansatz sowie dem Problemzentrierten Interview vorgestellt. Die Präsentation der Ergebnisse ist zweigeteilt. Zum einen wird das Spannungsfeld zwischen technischer und alltagskultureller Rahmung (Schönberger 1999: 259) sowie eine diesbezügliche geschlechtsspezifische Kodierung der Internetnutzung dargestellt, zum anderen werden auffällige Doing-Gender-Muster rund um das Internethandeln der Paare diskutiert.

2 Theoretischer Zugriff

Als theoretischer Zugriff für die vorliegende ethnographische Studie wurden das Domestizierungskonzept und die Geschlechterforschung gewählt.

Mit dem Domestizierungskonzept (Silverstone et al. 1991, 1992) kann die Integration von Medien in den häuslichen Alltag analysiert werden, es können aber auch übergeordnete Fragen nach gesellschaftlichen Macht- und Dominanzverhältnissen beantwortet werden (Röser 2007b). Deshalb eignet sich das Domestizierungskonzept als theoretischer Ausgangspunkt für die vorliegende Untersuchung: Es wird vor allem nach der Bedeutung von Medien für die NutzerInnen gefragt und die Beziehung der Haushaltsmitglieder untereinander wird mitberücksichtigt; ebenfalls wird Medienkonsum als zweigleisig betrachtet, das heißt, die Mikroebene des Haushaltes und die gesellschaftliche Makroebene stehen im wechselseitigen Verhältnis (Haddon 2003). Das Domestizierungskonzept distanziert sich damit vom technologischen Determinismus. Bezogen auf den Kontext der vorliegenden Studie bedeutet dies, dass das Internet nicht monokausal Veränderungen verursacht, sondern die Paare sich den Umgang aneignen, dem Internet ihre Bedeutungen zumessen, es in ihren Alltag einbinden oder es außen vor lassen (Haddon 2003; Morley 2001; Röser 2007b), das Internet ist aber gleichzeitig mit Bedeutungen behaftet, wenn es in den häuslichen Alltag einzieht (Haddon 2003).

Der zweite theoretische Zugriff auf das Forschungsfeld der Integration von Medientechnologien ist die Geschlechterforschung, da Geschlecht eine wichtige Rolle in der Mediennutzung zukommen kann (Klaus 2005): Individuen positionieren sich auch über Aneignung und Umgang mit Technologien im Geschlechterverhältnis (Klaus 2005;

West/Zimmermann 1987). Dies kann sich anhand verschiedener Aneignungs- und Nutzungsweisen sowie alltäglicher Interaktionen innerhalb von Partnerschaften rund um das Internet offenbaren (Ahrens 2007; Röser/Großmann 2008; Röser/Peil 2010; Singh 2001; Zoonen 2002). So zeigt sich beispielsweise ein Zusammenhang zwischen dem Zugang zu neuen Medientechnologien und Geschlecht. Schaut man sich den Diffusionsverlauf des Internets an, so wird eine ähnliche Entwicklung wie bei anderen Technologien deutlich: Frauen finden eher später einen Zugang, mehr Männer zählen früher zu den InternetnutzerInnen als Frauen (ABS 2009; Statistisches Bundesamt 2011; van Eimeren/Frees 2010). Diese zeitlich frühere Technologie-Nutzung von Männern kann im Kontext einer geschlechtskulturellen Kodierung von Technik, einem traditionell männlich assoziierten Bereich, gesehen werden (Dorer 2001; Klaus 2005).

In Bezug auf PC und Internet äußerten Frauen in Studien eher Zurückhaltung und technische Hilflosigkeit, Männer demonstrierten verstärkt Selbstbewusstsein und Dominanz, wenn es um Technikkompetenz geht – unabhängig von tatsächlichen Fähigkeiten beider Geschlechter (Ahrens 2007; Bakardjieva 2005; Hargittai/Shafer 2006; Klaus 2005; Schönberger 1999; Zoonen 2002). Werden Technologien zum Erledigen von Haushaltsaufgaben eingesetzt oder für alltägliche Unterhaltungs- und Kommunikationszwecke benutzt, dann weicht eine technische zugunsten einer alltagskulturellen Rahmung (Röser 2007b; Singh 2001). Dementsprechend wird die Bedienung als weniger technisch erachtet. Ab dem Zeitpunkt eines solchen Wechsels zeigt sich in Studien, dass sich Frauen im Umgang mit Technologien sicher fühlen (Gray 1987; Singh 2001). Demnach wird eine technische Rahmung und männliche Konnotation im Sinne des (de-)konstruktivistischen Ansatzes der Geschlechterforschung in gesellschaftlichen Diskursen und Handlungspraxen von Individuen performativ hergestellt (Dorer 2001: 245; Klaus 2005). In diesem Zusammenhang können Doing-Gender-Prozesse rund um die Nutzung von Technologien sichtbar werden.

Die Mikroebene des Haushaltes und gesellschaftliche Diskurse hängen zusammen (Morley 1999: 450), gesellschaftliche Rollenbilder können als Vorbild genommen und zugleich durch das Verhalten des Individuums reproduziert werden (Dorer 2001; Klaus 2005). Dem Domestizierungsprozess könnte hier eine gewichtige Rolle zukommen, da gerade im häuslichen Kontext Geschlechterverhältnisse neu gestaltet werden können (Klaus 2005: 68; Schmidt/Pater 1997: 22; Moores 2000: 47). Geschlechtskulturelle Kodierungen von Technologien sind nicht statisch zu sehen, sondern können Wandlungsprozessen unterliegen.

Für die Studie stellen sich somit folgende Fragen: Ist das Internet für die ProbandInnen alltagskulturell oder technisch gerahmt? Gibt es geschlechtsspezifische Kodierungen des Internets? Zeigen sich Doing-Gender-Muster?

3 Methode

Die vorliegende Studie perspektiviert die Internetnutzung im häuslichen Alltag in Bezug auf Geschlecht. Sie wurde im jeweiligen Haushalt der ProbandInnen durchgeführt und beinhaltete auch eine Wohnungsbegehung. Die Studie kann damit als ethnographisch verstanden werden, da es um die situationsbezogene Einbettung kultureller Prak-

tiken geht (Lüders 2004). Es wurden jedoch nur ca. drei bis vier Stunden im Haushalt der interviewten Paare verbracht, was für ethnographische Untersuchungen ein relativ kurzer Zeitrahmen ist.

Bei der Erforschung von Doing-Gender-Prozessen stellt sich eine grundsätzliche Herausforderung: Zunächst wird über das Forschungsdesign und die Forschungsfragen Zweigeschlechtlichkeit hergestellt, mit dem Ziel, geschlechtskulturelle Muster aufdecken zu können (Klaus 2005). Damit wird jedoch gleichzeitig an der Bipolarität von Geschlecht mitgewirkt und auch zu ihrem Fortbestand beigetragen (Klaus 2005). Wichtig ist deswegen eine kontinuierliche Reflexion von Forschungsprozess und -position (Gildemeister 2004). Zu betonen ist deshalb auch, dass die vorliegende Studie nur Momentaufnahmen geschlechtskultureller Prozesse abbilden kann, denn die Ausgestaltung der Geschlechtszugehörigkeit wird durch die Subjekte immer wieder neu hergestellt und spielt nicht in allen Situationen eine Rolle (Ang/Hermes 1994).

Als Hauptinstrument wurde das Problemzentrierte Interview gewählt, weil sich diese Methode zur Exploration von wenig bekannten Aspekten eignet und somit die persönlichen Einstellungen der ausgewählten Paare zur Internetnutzung im häuslichen Kontext ermittelt werden können (Atteslander 2006: 131; Friedrichs 1990: 226). Ergänzt wurden die Interviews zum einen durch einen Fragebogen zu Anfang des ProbandInnenbesuchs, um demographische Daten und die Medienausstattung vorab zu klären, und zum anderen durch eine Wohnungsbegehung am Ende des ProbandInnenbesuchs, die das Ziel verfolgte, zusätzliche Informationen über die Platzierung von Medien und Interaktionsmöglichkeiten rund um die Mediennutzung der Paare zu ermitteln. Ausgewertet wurden die Interviews mithilfe der qualitativen Inhaltsanalyse (Mayring 2007), dabei wurde unterstützend das Computerprogramm Nvivo eingesetzt (Richards 2005).

Im Rahmen der ethnographischen Studie wurden Interviews in Australien und Deutschland geführt. Insgesamt nahmen 48 Personen an der Studie teil – aus den Städten Berlin, Frankfurt und Köln sowie Canberra, Sydney und Melbourne. Es wurden heterosexuelle Paare ausgewählt, da der Forschungsschwerpunkt dieses Beitrags sich auf geschlechtskulturelle Muster zwischen Männern und Frauen konzentriert. Die unten aufgeführte Tabelle zeigt einen Überblick über die Befragungsgruppen in Australien und Deutschland. Als Kategorien angeführt sind erstens die benutzten Namen der ProbandInnen, die geändert wurden, um die Anonymität der Befragten zu wahren, zweitens das Alter, wobei in eine jüngere, mittlere und ältere Altersgruppe² unterschieden wurde, und drittens der Beruf. Die jüngste Teilnehmerin der Studie war 19 Jahre, der älteste 80 Jahre alt. Zudem wurden in der Studie Familienverhältnisse (Anzahl und Alter der Kinder) sowie Ausbildung berücksichtigt, wobei darauf geachtet wurde, dass die gesamte Bandbreite von „kein Schulabschluss“ bis hin zu „Promotion“ vertreten war. Letztere Angaben sind der besseren Übersicht halber nicht in der Tabelle angeführt.

2 Jüngere Altersgruppe 18 bis 29 Jahre; Mittlere Altersgruppe 30 bis 45 Jahre; Ältere Altersgruppe ab 46 Jahre. Bei einem Paar wurde der 46-jährige Mann noch der mittleren Altersgruppe zugeordnet, da die Frau vier Jahre jünger war und somit zur mittleren Altersgruppe gezählt werden musste.

Tabelle 1: Überblick Befragungsgruppe Australien und Deutschland

Paar Australien	Alter	Beruf	Paar Deutschland	Alter	Beruf
Jüngere Altersgruppe					
Amy	24	Studentin und in Teilzeit Lektorin an der Universität	Kerstin	19	Studentin
Marc	27	Verkäufer	Marcel	22	Student
Laura	24	Studentin, Verkäuferin	Jasmin	20	FH-Studentin
Richard	23	Student, Kellner	David	27	Technischer Zeichner
Margret	26	Marketing-Koordinatorin	Carmen	23	Team-Assistentin
Shane	28	Kundenservice	Johannes	26	Krankenpfleger
Mittlere Altersgruppe					
Kathy	36	Studentin, Sozialarbeiterin	Manuela	30	Grundschullehrerin
Jason	42	Busfahrer	Paul	32	Feuerwehrmann
Tina	42	Hausfrau, früher Bankangestellte	Anna	30	Hausfrau, früher Personalerin
Samuel	46	Techniker	Pascal	33	Lehrer
Kassandra	43	Bankkauffrau	Natascha	30	Selbstständig, Partyservice und Hausfrau
Gary	43	Elektriker	Torben	41	Laborassistent
Tanja	44	Sozialarbeiterin	Carla	34	Lehrerin
Ted	45	Student	Claus	34	Elektriker
Danielle	45	Berufsschullehrerin für Hotelgewerbe	Simone	36	Kosmetikerin, selbstständig
Justin	45	Selbstständig, Reinigungsfirma	Alexander	33	Arbeitslos, probeweise selbstständig
Ältere Altersgruppe					
Vicky	59	Beschäftigte im öffentlichen Dienst	Frau Frei	46	Psychologin
Tim	59	Hochschullehrer	Herr Frei	58	Autor
Tracy	61	Rentnerin, vorher Sekretärin	Frau Gabler	57	Medizinisch-Technische Assistentin
Ben	63	Rentner, vorher Schulleiter einer Grundschule	Herr Gabler	65	Rentner, vorher Bauingenieur
Sandra	75	Rentnerin, vorher Architektin	Frau Maler	58	Masseurin
Bob	74	Rentner, vorher wissenschaftlicher Mitarbeiter, Lecturer an Universität	Herr Maler	50	Arbeitslos, früher Software-Ingenieur
Rachel	79	Rentnerin, vorher Hausfrau	Frau Zabel	78	Hausfrau
Eddy	79	Rentner, vorher Bauarbeiter	Herr Zabel	80	Rentner, vorher Richter

4 Zwischen technischer und alltagskultureller Rahmung: geschlechtsspezifische Kodierung der Internetnutzung

Nach der Vorstellung des methodischen Ansatzes werden im Folgenden die Ergebnisse der Studie präsentiert. Dabei wird erst die Rahmung und Kodierung des Internets diskutiert und im nächsten Abschnitt auf Doing-Gender-Muster eingegangen.

Ein mögliches Wechselspiel zwischen technischer beziehungsweise alltagskultureller Rahmung und geschlechtsspezifischen Kodierungen von Technologien soll für die häusliche Internetnutzung der ausgewählten deutschen und australischen Paare eruiert werden. Dabei wird ein Schwerpunkt auf die zwei Aspekte Technikkompetenz und Haushaltsaufgaben gelegt, da diese, wie bereits in der Einleitung herausgestellt, eine Rolle im Spannungsfeld von technischer beziehungsweise alltagskultureller Rahmung und geschlechtskultureller Konnotation spielen.

Internet-Technikkompetenz

Zunächst wurde die Konnotation der Technologie betrachtet. Ist das Internet aus Sicht der ProbandInnen alltagskulturell oder technisch gerahmt? Es zeigt sich ein gemischtes Bild. In einem ersten Schritt konnte die (Technik-)Kompetenz der Interviewten in Bezug auf das Internet grob in zwei Bereiche unterschieden werden: Einerseits geht es um den Umgang mit Problemen des Internets, andererseits um die alltägliche Internetnutzung. Die Reparatur bleibt weiterhin technisch konnotiert und im männlichen Zuständigkeitsbereich (Ahrens 2009). Zwar sind bei schwerwiegenden Problemen beide Partner gleichermaßen überfordert und externe Fachleute müssen gerufen werden, jedoch übernehmen auch diese Aufgabe häufig die männlichen Partner.

Margret: Yeah. What I mean he's trying to fix it, he's calling the internet service provider and screaming at them down the phone.

Die alltägliche Internetnutzung wird dagegen von den meisten interviewten Paaren nicht (mehr) mit Technikkompetenz assoziiert, sondern ist mittlerweile alltagskulturell gerahmt (Ahrens 2009). Im Zuge dieses Wechsels von technischer zu alltagskultureller Rahmung zeigen sich verschiedene Diskurse. Hervorgehoben werden soll an dieser Stelle eine festgestellte „Abwertung“ der Internetnutzungskompetenz, die von Männern und Frauen gleichermaßen betrieben wird (Ahrens 2009), wie das Beispiel von Torben und Natascha zeigt. Als Beweis für die vereinfachte Bedienung von Internet und PC führt Torben Frauen als Nutzerinnen an. Natascha wiederum beschreibt ihre eigenen Internet- und PC-Fähigkeiten als nicht technisch.

Torben: „Das kann ja eigentlich auch mittlerweile jede Frau bedienen oder installieren“.

Natascha: „Nur um den Computer zu bedienen [braucht man keine Technikkompetenz, J. A.], glaube ich nicht. Nein. [...] ich habe es auch gelernt.“

Offensichtlich scheint ein Zusammenhang zwischen dem Grad der technischen Konnotation eines Gerätes und der Einschätzung der Bedienungskompetenz der interviewten Frauen zu bestehen. Je mehr sich einige Frauen mit der Nutzung auskennen, desto niedriger stufen sie die technische Konnotation ein. Die alltägliche Bedienung des Internets wird deswegen nicht als technische Fähigkeit gesehen (Ahrens 2009). Diese Ergebnisse decken sich mit Befunden anderer Studien (z. B. Dorer 2001; Singh 2001).

Nach gesellschaftlichen Rollenerwartungen gehört der Technikbereich (unabhängig vom Internet) in den Augen der interviewten Paare zu den Kompetenzen, die vor allem

Männern zugeschrieben werden. Im Zuge des Wechsels von technischer zu alltagskultureller Rahmung geht die geschlechtsspezifische Konnotation zurück. Da die alltägliche Internetnutzung nicht mehr technisch konnotiert ist, können Frauen sich gut mit der Bedienung des Internets auskennen, ohne ihre geschlechtliche Identität nach einem traditionellen Rollenbild zu negieren (Ahrens 2009). Allerdings wird von einigen Interviewten eine klare Unterscheidung zwischen einer Anwendung und dem Umgang mit Problemen des Internets getroffen. Geht es um letzteres, so liegt in beiden untersuchten Ländern immer noch eine technische Rahmung und männliche Konnotation vor.

David: Sicher, Frauen nutzen das genauso wie wir, also wie die Männer. Erfindung und Reparatur liegen in den Händen der Männer. Es wird von Frauen auch gar nicht erwartet, dass sie technische Geräte reparieren können müssen.

Es zeigen sich leichte Unterschiede zwischen den australischen und deutschen Paaren. Während die australischen Paare die Internetnutzung nicht technisch konnotieren, ist bei den deutschen Paaren eine Spannweite von benötigter technischer Begabung über erlernbares technisches Verständnis bis zur Negierung von technischer Konnotation der alltäglichen Internetnutzung erkennbar. In beiden Ländern ist jedoch ein Bedeutungsverlust der technischen Konnotation von Internetnutzung zu sehen (Ahrens 2009).

Deutlich wird auch die Verzahnung zwischen der Mikroebene des Haushaltes und der gesellschaftlichen Makroebene (Haddon 2003; Morley 1999). Die Interviewten sind sich der vorherrschenden traditionellen Rollenbilder bewusst und einige richten sich in ihrer Beziehung danach. Dieses Verhalten wiederum trägt zur Fortführung von gesellschaftlichen Geschlechterrollen bei.

Carla: Und wenn man dem [Rollenklischee, J. A.] widerspricht, dann ist es in unserer Gesellschaft ein Problem. Sonst hätten einige ja nicht den Anlass, es so darzustellen, als ob sie genau diesen Rollen entsprechen.

David: Also so tun, wenn beide in der Kneipe bei den Kumpels sind und er tut so, als ob er alles mit dem Internet könnte?

I: Ja, genau.

David: Das ist ganz normal, glaube ich. (...) Wahrscheinlich tut sie es nicht, denn wenn sie heimkommt, kriegt sie Stress mit ihrem Kerl.

I: Und glaubst du, der Kerl kriegt dann irgendwie Stress mit den Freunden oder so, wenn er zugibt, dass er eigentlich überhaupt gar nichts weiß?

David: Er wird natürlich als Weichei betitelt.

Insgesamt kann an dieser Stelle festgehalten werden, dass der Technikbereich zwar weiterhin technisch konnotiert bleibt, die alltägliche Internetnutzung jedoch ihre technische Konnotation verliert: Das Internet hat eine Entwicklung durchlaufen vom Status einer Hightech-Technologie hin zu einer geschlechtsneutralen Alltagstechnologie (Ahrens 2009). Frauen wird im Zuge des Internetdiffusionsprozesses keine höhere Technikkompetenz zugesprochen, sondern für die Bedienung des Internets werden nach Aussagen eines Großteils der Interviewten keine Technikfähigkeiten (mehr) gebraucht (Ahrens 2009). Veränderungen in Bezug auf traditionelle Geschlechterrollenmuster zeichnen sich somit nicht ab, vielmehr fällt die alltägliche Nutzung des Internets in den Kompetenzbereich von Männern *und* Frauen.

Online-Haushaltsaufgaben

Eine aktuelle Studie der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung zeigt, dass sich auch bei einer Berufstätigkeit beider Partner an der traditionellen Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern nicht viel verändert (OECD 2011). Bei den meisten befragten Paaren kann zunächst ebenfalls eine eher traditionelle Haushaltsaufgaben-Verteilung (z. B. Kochen, Putzen, Wäschewaschen versus Reparaturen) konstatiert werden (Ahrens 2009). Zum Zeitpunkt der Studie gab es bereits die Option, verschiedene Haushaltstätigkeiten online zu erledigen, z. B. Online-Banking, Online-Shopping, Kontakthalten mit Verwandten. Es stellt sich somit die Frage, ob das Internet Impulse für eine Veränderung der traditionellen Arbeitsteilung bringt.

An dieser Stelle zeigen sich Unterschiede zwischen den deutschen und australischen Paaren. Das Internet wurde aufgrund oftmals wenig attraktiver Angebote für Haushaltsaufgaben in Deutschland (z. B. Einkauf von Lebensmitteln online) von den deutschen Paaren zum Zeitpunkt der Interviews (noch) wenig genutzt. Einige australische Frauen erinnern sich, dass anfangs ihre Partner Tätigkeiten wie Bankgeschäfte, das Einkaufen von Lebensmitteln und anderen Gebrauchsgütern online erledigten (Ahrens 2009).

Amy: So in my household, in the flat where there was the online shopping I never did it because it just didn't hold the slightest bit of interest to me, it was just shopping, whereas the guys, like, it's online-shopping, we can go and select what we want.

I: Why was that the case?

Amy: I know that some tasks they're attractiveness in the eyes of males for example or females changes depending on the technology that you use.

I: So what do you mean by that?

Amy: If he's got something fun to play with, he'll do it [laugh].

Mittlerweile sieht die Zuständigkeit für die Erledigung von Haushaltsaufgaben im Internet bei vielen australischen Paaren jedoch anders aus. Die Online-Haushaltsaufgaben sind zu Routinetätigkeiten geworden und in den Verantwortungsbereich der australischen Frauen übergegangen (Ahrens 2009).

Shane: ... In some households, in my experience, I know that the female has complete control over the practical day to day running of the internet but as far as just getting on there and just being blasé and just going crazy, it's definitely a ... it's a male thing.

Tanja: I suppose it is a household good now but I was thinking more ... you know, directly related to the running ... keeping the household going like shopping, washing, cleaning, drying, ironing, cooking, those things. [...] the internet is also entertainment for males, whereas females in my age group, I think, tend to use it more for practical stuff.

Mit dem Wandel des Internets sowohl zum Haushaltsgerät als auch zu einem alltäglichen Freizeitmedium werden gerade für Väter und Mütter unterschiedliche Nutzungsmotive erkennbar (Ahrens 2009). Wie beispielsweise die beiden InterviewpartnerInnen Tanja und Shane herausstellen, nutzen einige australische Männer das Internet oft eher für individuelle Zwecke und verstärkt freizeitorientiert. Das ebenfalls erwähnte Muster des Zuständigkeitswechsels zeigt sich auch bei anderen Technologien, sowohl für die deutschen als auch die australischen Paare. Geht die technische Rahmung zugunsten

einer alltagskulturellen Rahmung zurück und werden Haushaltsaufgaben regelmäßig ausgeführt, so fallen diese oft in den Ressortbereich der interviewten Frauen. Gleichzeitig scheinen einige Männer bei einem Rückgang der technischen Konnotation weniger an den Aufgaben interessiert zu sein (Ahrens 2009).

Jasmin: Ich meine, jetzt bei ihm zum Beispiel, wenn wir einen neuen Staubsauger hätten, nicht den alten, sondern einen neuen hätten, dann hätte er Spaß daran, daran herumzuspielen, den auszuprobieren. Aber wenn es dann in den Hintergrund geht, du putzt jetzt damit die Wohnung, dann hätte er schon gar keine Lust mehr drauf.

5 Doing Gender im häuslichen Internethandeln

Im Zuge des beschriebenen Wechsels von technischer zu alltagskultureller Rahmung sind verschiedene Doing-Gender-Muster der interviewten Paare zu beobachten, von denen im nächsten Abschnitt einige diskutiert werden. Viele der Interviewten wissen um die gesellschaftlichen Rollen der Geschlechter und einige reproduzieren diese in ihrer eigenen Beziehung rund um das Internet. Es lassen sich jedoch nicht Verallgemeinerungen für alle Paare in allen Situationen treffen, nicht alle ProbandInnen richten sich jederzeit nach Geschlechterrollen.

Technikkompetenz-Differentiale

Ein Doing-Gender-Muster im Internethandeln von Paaren zeigt sich an einer Technikkompetenz-Differentiale: Die Betonung und Aufrechterhaltung männlicher Technikkompetenz versus weiblicher Zurückhaltung gegenüber Technik sowie in minimierter Weise dargestellte Technikkompetenz (Collmer 1997; Schönberger 1999) werden von einigen Interviewten herausgestellt (Ahrens 2009).

Claus: Und dann kommt halt immer noch das Gefühl, dass man eben was falsch macht. Dass man sich damit nicht auskennt und schiebt dann in einer Beziehung zum Beispiel, je nachdem, wie die Beziehung halt strukturiert ist, den Mann vor, mach du erst mal.

I: Und woher kommt es, dass die Frauen ...?

Claus: (unterbricht) Weil die Frauen, denke ich mal, eher diejenigen sind, die beschützt werden wollen.

Beispielsweise beschreibt Richard aus der jüngeren Altersgruppe, wie seine Freundin Laura ihre technische Kompetenz in minimierter Form darstellt und eine technische Hilflosigkeit demonstriert.

Richard: I don't know. I guess I think Laura would say that she knows less, but I think she knows as much as I do. You know what I mean, like she doesn't understand it but I'd never understand anything.

I: Why is she acting like that? What do you think?

Richard: In my view it might sound weird but most girls pretend like they don't understand it, I think ... But that's my opinion.

I: But what are the reasons for ... what do you think are the reasons they pretend?

Richard: I don't know. Laura always said 'oh, help me, help me type thing and ... work it out!' ... I know that must sound horrible but ... she pretends I think she often thinks she can't do it but she can, I am sure ... that's the way it comes across.

Laura wiederum erklärt, wie sie gesellschaftliche Geschlechterrollen-Erwartungen in Bezug auf Technologien wahrnimmt.

Laura: I guess, it's expected that men should at least know something about technology or the internet, that they're interested in it. [...] I think that women are just less likely to just go out there and say, I am an expert.

So zeigt sich ein mögliches Erklärungsmuster für Lauras Verhalten. Durch eine Zurückhaltung bei technischen Fragen können Frauen ihre weibliche Geschlechtsidentität bestätigen und über das Internethandeln ihre Geschlechtszugehörigkeit ausdrücken (Ahrens 2009). Einige Männer wiederum nehmen die Beschützerrolle gerne an. Eine Technikkompetenz-Differentiale wird dabei von den ProbandInnen nicht nur innerhalb der Beziehung gelebt, sondern häufig auch nach außen dargestellt. Insgesamt war dieses Muster vor allem bei jüngeren Paaren sowie Männern aus der mittleren Altersgruppe zu finden.

Einige interviewte Männer helfen ihren Partnerinnen bei Problemen mit dem Internet. Die männliche Unterstützung mündet dabei jedoch häufig nicht in eine Anleitung zum selbstständigen Lösen von Problemen. Ein Abhängigkeitsverhältnis wird somit aufrechterhalten (Ahrens 2009). Als Beispiel können Amy und Mark aus der jüngeren Altersgruppe angeführt werden. Beide können zur Gruppe der early adopter gezählt werden, sie haben sich frühzeitig mit dem Internet auseinandergesetzt. Eine Hilfestellung bei technischen Problemen erfolgt jedoch nur einseitig: Er hilft ihr. Dabei wertet Mark ihre Hilfeanfrage non-verbal ab und auch Amy stuft ihre eigenen Fragen in Bezug auf Anwendungsprobleme als „dumm“ ein.

I: So you said that you almost never explain something to him but he explains sometimes things to you, right?

Amy: Yes, but he doesn't just ask me dumb questions [laugh].

I: What is he saying then?

Amy: He'll just do that. [Amy verdreht die Augen zur Decke und stöhnt].

Während Amy durchaus an Anleitungen für eine selbstständige Problemlösung interessiert ist, löst Mark zwar die Schwierigkeiten für sie, erklärt ihr aber dabei nichts. Amy bleibt so weiterhin von seiner Hilfestellung abhängig.

Amy: Yes, there's a difference between explaining how to do and learning how to do it. I would like to learn how to do it but [laugh].

I: So you would prefer that he explains it?

Amy: [...] he's a let me do it, you know.

Die meisten Männer finden es durchaus gut, wenn ihre Frauen technisch versiert sind, jedoch nur bis zu einer gewissen Grenze: Einige Männer wollen die Oberhand behalten und sich besser auskennen als die eigene Partnerin. Die Assoziation von Technik und Macht scheint eine Rolle zu spielen (Ahrens 2009).

David: Von mir aus kann sie so viel wissen, wie sie mag. Ich weiß, dass es mich nerven würde, wenn sie mehr wissen würde.

Amy: [...] so we had something awhile ago where I was using some software and I had been the first person to use it and I was sort of learning how to use it but. (...) He was annoyed that I'd jumped on the first place to learn about it [laugh] but it was something that I needed to do.

Instrumentalisierung von Geschlechterrollen

Einige Frauen stellen eine Technikkompetenz-Differentiale her, indem sie die technischen Fähigkeiten ihrer Männer besonders herausheben (Ahrens 2009), wie das folgende Beispiel des Paares Cassandra und Gary zeigt.

I: And how do you like it that your partner knows more than you about the internet?

Kassandra: I think it's great. Really great. I'm really impressed actually.

Obwohl beide, sowohl Gary als auch Cassandra, berufstätig sind, ist sie diejenige, die sich um den Großteil der Hausarbeit kümmert. Zeit ist somit für Cassandra ein knappes Gut. Auf Nachfragen, warum sie so beeindruckt von den Internetfähigkeiten ihres Mannes ist, zeigt sich ein logisches Erklärungsmuster, das sich auch bei anderen Frauen findet: Sie ist erleichtert, einen Arbeitsbereich abgeben zu können.

I: Why are you impressed, what do you mean?

Kassandra: Because, I don't know, I just think I don't have to worry about it. It's one of the things that men worry about. If he knows more about that than me, then that's great ... If something goes wrong, I can just say hey, this happened, can you fix it? Yeah sure. It's like a load off my shoulders to know that I don't have to worry about it.

Frau Frei: Das nervt überhaupt nicht, weil ich so viele andere Sachen machen muss. Ich finde das wunderbar, wenn mein Mann das macht.

Eine Instrumentalisierung von Geschlechterrollen findet sich vor allem bei aus der mittleren Altersgruppe stammenden Müttern, aber auch bei einigen älteren Frauen. Die Interviewten sind sich gesellschaftlicher Geschlechterrollen bewusst und lehnen ein Handeln nach diesen Erwartungen ab. Trotzdem stellen sie eine Technikkompetenz-Differentiale innerhalb der eigenen Beziehung mit dem Partner her und lassen die Technikkompetenz ihrer Partner höher erscheinen als die eigene (Ahrens 2009). Dabei betonen einige der Frauen, dass sie technische Probleme entweder selbst lösen oder sich entsprechende Fähigkeiten leicht aneignen könnten. Der Technikbereich wird aber den Männern zugeschoben oder überlassen.

Sandra: Well, he just likes to do it, you know. I mean if I had to fix it myself I would but I don't have to. If he wants to muck around with it, let him do it. I could do it but I don't want to.

Diesen Frauen geht es nicht darum, einem gesellschaftlichen Rollenbild zu entsprechen, sondern um reine Zweckmäßigkeit, um ein pragmatisches Motiv: Sie können so wertvolle Zeit sparen (Ahrens 2009).

Undoing Gender

Wie bereits erwähnt, verhalten sich nicht alle Paare in allen Situationen nach gesellschaftlichen Rollenbildern. Herauszuheben sind vor allem kinderlose Frauen aus der mittleren Altersgruppe und einige ältere Männer. Diese ProbandInnen sind sich zwar gesellschaftlicher Geschlechterrollen bewusst, richten sich aber nicht nach ihnen (Ahrens 2009). Kinderlose Frauen aus der mittleren Altersgruppe haben zum einen mehr Zeit als Mütter, zum anderen haben sie im Vergleich zu einigen jüngeren Frauen nicht das Bedürfnis, einem bestimmten Geschlechterbild zu entsprechen. Kennen sich diese Interviewten gut mit Technik aus, so demonstrieren sie ihre Fähigkeiten auch. Es gibt zudem einzelne Männer, die offen zu einer Internet-Technikinkompetenz stehen.

6 Häusliche Internetnutzung und Geschlecht

Aufgrund der Angleichung der NutzerInnenzahlen zeigt sich eine Verminderung des „gender digital divide“ in den untersuchten Ländern Deutschland und Australien. Es stellt sich jedoch die Frage, ob sich Gender-Demokratisierungsprozesse zeigen, die über einen ausgewogenen Zugang von Frauen und Männern zum Internet hinausgehen.

Nach den Ergebnissen der vorliegenden qualitativen Studie zur häuslichen Internetnutzung mit australischen und deutschen Paaren bringt das Internet im Zuge einer Domestizierung kaum Impulse für Gender-Demokratisierungsprozesse, sondern wird zum neuen Vehikel für herkömmliche Doing-Gender-Muster (Ahrens 2009). Auffällige Diskurse rund um die Aspekte Haushaltsaufgaben und Technikkompetenz weisen immer noch eher auf eine Artikulation traditioneller Rollenkonzepte hin. Allerdings gibt es unter den Paaren auch Interviewte, die kein Doing Gender praktizieren, diese Ausnahmen bewahren vor einer vorschnellen Pauschalisierung. Der Vergleich zwischen Australien und Deutschland macht jedoch deutlich, dass sich insgesamt ähnliche geschlechtskulturelle Muster und Diskurse in beiden Ländern zeigen. Bezogen auf das Internet sind die meisten Männer in der vorliegenden Studie für den Umgang mit technisch assoziierten Problemen in der Beziehung verantwortlich. Bei den Online-Haushaltstätigkeiten zeigte sich in Australien ein Zuständigkeitswechsel der Geschlechter. Erledigten anfangs Männer diese Aufgaben, so wurde zum Zeitpunkt der Studie das Internet in Australien vor allem von Müttern zur Erledigung von Haushaltsaufgaben genutzt. Die meisten australischen Männer gebrauchen das Internet eher freizeitorientiert. Dieser Aufgabenwechsel bei einem Rückgang der technischen Konnotation ist ein sich wiederholendes Muster und zeigte sich bei den interviewten Paaren beider Länder auch bei anderen Technologien. In Deutschland wiederum wurden insgesamt eher weniger Haushaltsaufgaben online ausgeführt. Dieser Unterschied zwischen den australischen und deutschen Paaren könnte neben anderen Faktoren (wie z. B. Angebotsvielfalt an Online-Haushaltstätigkeiten wie dem Einkauf von Lebensmitteln) auch im Zusammenhang mit einem seit etwas längerer Zeit anhaltenden Domestizierungsprozess des Internets in Australien gesehen werden. Es zeigt sich ein Zusammenspiel von technischer beziehungsweise alltagskultureller Rahmung und geschlechtskulturellen Kodierungen. Bei einem Wandel von technischer hin zu alltagskultureller Rahmung ändert sich die Zuordnung des Internets: Die

ehemals neue Technologie wird mittlerweile von vielen als Alltagsmedium angesehen. Der Umgang mit Problemen des Internets bleibt dabei technisch gerahmt und männlich kodiert. Die Internetnutzung allerdings ist dagegen stärker alltagskulturell gerahmt und geschlechtsneutral kodiert.

Gesellschaftliche Rollenerwartungen und das Handeln der Paare rund um das Internet stehen in einem Wechselverhältnis. Gesellschaftliche Macht- und Dominanzverhältnisse spiegeln sich im Verhalten innerhalb der Paarbeziehung. Die Interviewten wiederum positionieren sich auch über den Umgang mit dem Internet im Geschlechterverhältnis und produzieren Geschlechterrollen mit. Die Domestizierung des Internets führt nach den Befunden in dieser Studie nicht zu einer Auflösung der Geschlechterungleichheit und es zeigen sich in diesem Zusammenhang keine auffälligen Impulse für gesellschaftliche Veränderungen. Die Bi-Polarität von Geschlecht wird auch über die Internetnutzung im Haushalt performativ hergestellt, über die Internet-Reparatur bleibt der Technikbereich überwiegend eine Männerdomäne, Haushaltsaufgaben werden auch über das Internet langfristig eher von Frauen übernommen und es zeigen sich in diesem Zusammenhang Doing-Gender-Muster, wie beispielsweise die Herstellung einer Technikkompetenz-Differentiale.

Eine Einschränkung der vorliegenden Untersuchung ist die Repräsentativität der Ergebnisse. Mit einer qualitativen Studie können zwar keine Aussagen für alle in Australien und Deutschland lebenden Paare getroffen werden, nichtsdestotrotz konnten gerade aufgrund der ethnographischen Anlage der Studie vertiefende Einsichten in den häuslichen Alltag mit dem Internet gewonnen werden. Zukünftige quantitative Studien könnten die in diesem Beitrag vorgestellten Strukturen und Zusammenhänge weiter überprüfen.

Literaturverzeichnis

- ABS, Australian Bureau of Statistics. (2007). *Household Use of Information Technology, Australia 2006–2007*. Catalogue no. 8146.0. Canberra: Australian Government Publishing Service
- ABS, Australian Bureau of Statistics. (2008). *How Australians Use Their Time, Australia, 2006*. Catalogue No. 4153.0. Canberra: Australian Government Publishing Service
- ABS, Australian Bureau of Statistics. (2009). *Household Use of Information Technology, Australia 2008–2009*. Catalogue no. 8146.0. Canberra: Australian Government Publishing Service
- Ahrens, Julia. (2009). *Going online, doing gender. Alltagspraktiken rund um das Internet in Deutschland und Australien*. Bielefeld: Transkript
- Ahrens, Julia. (2007). 50plus und abgehängt? Internet im häuslichen Alltag von älteren Paaren. In Jutta Röser (Hrsg.), *MedienAlltag. Domestizierungsprozesse alter und neuer Medien* (S. 187–198). Wiesbaden: VS Verlag
- Ang, Ian & Hermes, Joke. (1994). Gender and/in Media Consumption. In Marie-Luise Angerer & Johanna Dorer (Hrsg.), *Gender und Medien. Theoretische Ansätze, empirische Befunde und Praxis der Massenkommunikation: Ein Textbuch zur Einführung* (S. 114–132). Wien: Braumüller
- Atteslander, Peter. (2006). *Methoden der empirischen Sozialforschung*. 11. Aufl. Berlin: Erich Schmidt
- Bakardjieva, Maria. (2005). *Internet Society. The Internet in Everyday Life*. London: Sage
- Collmer, Sabine. (1997). *Frauen und Männer am Computer. Aspekte geschlechtsspezifischer Technikaneignung*. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag

- Dorer, Johanna. (2001). Internet und Geschlecht. Berufliche und private Anwendungspraxen der neuen Technologie. In Elisabeth Klaus, Jutta Röser & Ulla Wischermann (Hrsg.), *Kommunikationswissenschaft und Gender Studies* (S. 241–266). Wiesbaden: Westdeutscher Verlag
- Friedrichs, Jürgen. (1990). *Methoden empirischer Sozialforschung*. 14. Aufl. Opladen: Westdeutscher Verlag
- Gildemeister, Regine. (2004). Geschlechterforschung (gender studies). In Uwe Flick; Ernst von Kardoff & Ines Steinke (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (S. 213–223). Reinbek/Hamburg: Rowohlt
- Gray, Ann. (1987). Behind Closed Doors. Video Recorders in the Home. In Helen Baehr & Gillian Dyer (Hrsg.), *Boxed in: Women and Television* (S. 38–54). London: Pandora
- Haddon, Leslie. (2003). Research Questions for the Evolving Communications Landscape. Paper for the conference Front Stage/Back Stage: *Mobile Communication and the Renegotiation of the Social Sphere*, Grimstad, Norway, 22–24 June
- Hargittai, Eszter & Shafer, Steven. (2006). Differences in Actual and Perceived Online Skills: The Role of Gender. *Social Science Quarterly*, 87 (2), 432–448
- Hofstede, Geert & Hofstede, Gert Jan. (2006). *Lokales Denken, globales Handeln. Interkulturelle Zusammenarbeit und globales Management*. 3. Aufl. München: Beck
- Klaus, Elisabeth. (2005). *Kommunikationswissenschaftliche Geschlechterforschung. Zur Bedeutung der Frauen in den Massenmedien und im Journalismus*. 2. Aufl. Wien: LIT
- Lamnek, Siegfried. (2005). *Qualitative Sozialforschung*. 4. Aufl. Weinheim/Basel: Beltz
- Lüders, Christian. (2004). Beobachten im Feld und Ethnographie. In Uwe Flick, Ernst von Kardoff & Ines Steinke (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (S. 384–401). 3. Aufl. Reinbek/Hamburg: Rowohlt
- Mayring, Philipp. (2007). *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken*. 9. Aufl. Weinheim, Basel: Beltz
- Morley, David. (1999). Wo das Globale auf das Lokale trifft. Zur Politik des Alltags: In Karl H. Hörning & Rainer Winter (Hrsg.), *Widerspenstige Kulturen. Cultural Studies als Herausforderung* (S. 442–475). Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Morley, David. (2000). *Home Territories. Media, Mobility and Identity*. London: Routledge
- Morley, David. (2001). Familienfernsehen und Medienkonsum zu Hause. *Television*, 14 (1), 20–25
- Moores, Shaun. (2000). *Media and Everyday Life in Modern Society*. Edinburgh: Edinburgh University Press
- OECD. (2011). *Society at a Glance 2011. OECD Social Indicators*. Zugriff am 30. April 2012 unter www.oecd.org/els/social/indicators/SAG
- Richards, Lyn. (2005). *Handling Qualitative Data. A Practical Guide*. London: Sage
- Röser, Jutta. (2007a). Einleitung: Zu diesem Buch. In Jutta Röser (Hrsg.), *MedienAlltag. Domestizierungsprozesse alter und neuer Medien* (S. 7–14). Wiesbaden: VS Verlag
- Röser, Jutta. (2007b). Der Domestizierungsansatz und seine Potenziale zur Analyse alltäglichen Medienhandelns. In Jutta Röser (Hrsg.), *MedienAlltag. Domestizierungsprozesse alter und neuer Medien* (S. 15–30). Wiesbaden: VS Verlag
- Röser, Jutta. (2007c). Wenn das Internet das Zuhause erobert: Dimensionen der Veränderung aus ethnographischer Perspektive. In Jutta Röser (Hrsg.), *MedienAlltag. Domestizierungsprozesse alter und neuer Medien* (S. 157–171). Wiesbaden: VS Verlag
- Röser, Jutta & Großmann, Nina. (2008). Häuslicher Alltag mit Internet und Fernsehen. Fallstudien zum Medienhandeln junger Paare. In Tanja Thomas (Hrsg.), *Medienkultur und soziales Handeln* (S. 91–104). Wiesbaden: VS Verlag
- Röser, Jutta & Peil, Corinna. (2010). Diffusion und Teilhabe durch Domestizierung. Zugänge zum Internet im Wandel 1997–2007. *M&K Medien und Kommunikationswissenschaft*, 58 (4), 481–502

- Saparniene, Diana & Merkys, Gediminas. (2005). Mediennutzung und Geschlechtsspezifität: Von der Diskriminierung zur Emanzipation. *Merz Wissenschaft*, 49 (5), 29–41
- Schmidt, Ulla C. & Pater, Monika. (1997). „Adriennes Hochantenne“. Geschlechtsspezifische Aspekte medialer Durchsetzungsprozesse am Beispiel des Rundfunks. *Feministische Studien*, 15, 21–33
- Schönberger, Klaus. (1999). Internet zwischen Spielwiese und Familienpost. Doing gender in der Netznutzung. In Eike Hebecker, Frank Kleemann, Harald Neymanns & Markus Stauff (Hrsg.), *Neue Medienwelten. Zwischen Regulierungsprozessen und alltäglicher Aneignung* (S. 249–270). Frankfurt/M.: Campus
- Silverstone, Roger; Hirsch, Eric & Morley, David. (1991). Listening to a Long Conversation: An Ethnographic Approach to the Study of Information and Communication Technologies in the Home. *Cultural Studies*, 5, 204–227
- Silverstone, Roger; Hirsch, Eric & Morley, David. (1992). Information and Communication Technologies and the Moral Economy of the Household. In Roger Silverstone & Eric Hirsch (Hrsg.), *Consuming Technologies. Media and Information in Domestic Spaces*. London, New York: Routledge
- Singh, Supriya. (2001). Gender and the Use of the Internet at Home. *New Media & Society*, 3 (4), 395–416
- Statistisches Bundesamt. (2006a). *Im Blickpunkt – Frauen in Deutschland 2006*. Wiesbaden. Zugriff am 30. April 2012 unter https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/Bevoelkerung/Bevoelkerungsstand/BlickpunktFraueninDeutschland1021211059004.pdf?__blob=publicationFile
- Statistisches Bundesamt. (2006b). *Informations-Technologie in Unternehmen und Haushalten 2005*. Wiesbaden. Zugriff am 30. April 2012 unter https://www.destatis.de/DE/PresseService/Presse/Pressekonferenzen/2006/IKT/Pressebrochuere_IKT2005.pdf?__blob=publicationFile
- Statistisches Bundesamt. (2011). *Wirtschaftsrechnungen. Private Haushalte in der Informationsgesellschaft – Nutzung von Informations- und Kommunikationstechnologien 2010*. Wiesbaden. Zugriff am 30. April 2012 unter https://www.destatis.de/DE/Publikationen/Thematisch/EinkommenKonsumLebensbedingungen/PrivateHaushalte/PrivateHaushalteIKT2150400117004.pdf?__blob=publicationFile
- Van Eimeren, Birgit & Frees, Beate. (2010). Ergebnisse der ARD/ZDF-Onlinestudie 2010. Fast 50 Millionen Deutsche online – Multimedia für alle? *Media Perspektiven*, 7–8, 334–349
- West, Cadance & Zimmermann, Don H. (1987). Doing Gender. *Gender and Society*, 1 (2), 125–151
- Zoonen, Liesbet van. (2002). Gendering the Internet. Claims, Controversies and Cultures. *European Journal of Communication*, 17 (3), 5–23

Zur Person

Julia Ahrens, Dr., Lecturer (School of Psychology) an der Deakin University, Australien. Arbeitsschwerpunkte: im Bereich Kommunikationswissenschaften Medienrezeptionsforschung, Internetnutzung, Ländervergleichende Medienforschung
 Kontakt: 221 Burwood Highway, Burwood, Victoria 3125, Australien
 E-Mail: julia.ahrens@deakin.edu.au

Matthias Holthaus, Peter Brüstle, Dominik Haubner, Bernd Remmele, Dominique Schirmer

Veralltäglichung und Degendering von E-Learning – Ergebnisse des Forschungsprojekts „Das aufwändige Geschlecht“

Zusammenfassung

Der Bericht beschreibt die wichtigsten Ergebnisse des von der DFG geförderten Forschungsprojekts „Das aufwändige Geschlecht“. Ausgehend von der Theorie über die Ko-Konstruktion von Technik & Geschlecht wurden im Rahmen des Projekts die Möglichkeiten untersucht, durch die Nutzung von E-Learning an Hochschulen das Geschlecht zum Ausdruck zu bringen. Einige Ergebnisse deuten darauf hin, dass E-Learning in seiner täglichen Nutzung von den Studierenden nicht mehr als Technologie angesehen wird und diese Technologie folglich in ihrer Alltätlichkeit nicht mehr dazu genutzt wird, das Geschlecht zu performieren. Darüber hinaus zeigt sich, dass durch E-Learning die Möglichkeit unterstützt wird, das ‚Studium zu konsumieren‘. Lernunterlagen werden immer mehr und sollen beispielsweise immer mehr über die unterschiedlichsten Lehrplattformen digital zur Verfügung gestellt werden. Dies laut den Studierenden einerseits so umfassend wie nötig, aber auch so konzentriert wie möglich, sodass für die Studierenden selber keine weitere Recherche- und Lesarbeiten mehr notwendig werden.

Schlüsselwörter

Gender Studies, E-Governing, E-Learning, Ko-Konstruktion von Technik und Geschlecht

Summary

Routinisation and Degendering of E-Learning – Results of the Research Project ‘Das aufwändige Geschlecht’

The report describes key results of the research project ‘Das aufwändige Geschlecht’ (‘The Arduous Gender’), which was funded by the DFG (German Research Foundation). Based on the theory of the co-construction of gender and technology the project analysed whether it is possible to perform one’s gender by using e-learning in higher education. The results of the project show that students no longer regard e-learning in everyday use as technology. Thus, students do not use this technology in their daily routine to perform their gender. Furthermore, the results show that e-learning supports the attitude that we call ‘studying as consumption’. More and more learning materials are being digitised and students prefer to get all these materials via e-learning services, without having to put any effort into finding other scientific materials themselves and reading other (not digitised) materials.

Keywords

gender studies, e-governing, e-learning, co-construction of technology and gender

1 Die Ausgangsthese

Der folgende Forschungsbericht beschreibt die wichtigsten Ergebnisse und das methodische Vorgehen des von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Projekts „Das aufwändige Geschlecht“. Es wurde zwischen 2007 und Anfang 2010 schwerpunktmäßig an der Wissenschaftlichen Hochschule Lahr und an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i. Br. (Institut für Informatik und Gesellschaft – Abteilung Modellbildung

und soziale Folgen) durchgeführt. Ausgehend von der Theorie der Ko-Konstruktion von Technik und Geschlecht lautete die Ausgangsthese des Projekts, dass die Veralltäglichsung von E-Learning eine wichtige Rolle bei der geschlechtsspezifischen Identifikation und Selbsteinschätzung in Bezug auf E-Learning als Technik spielt. Entsprechend der Theorie gehen wir davon aus, dass Technik und Geschlecht in einer wechselseitigen Beziehung zueinander stehen und sich in ihrer spezifischen Art erst gemeinsam hervorbringen – also durch Interaktion „gemacht“ werden – und sich demzufolge auch weiter dynamisch gegenseitig beeinflussen (Gildemeister 1992; Lie 2003; Schinzel 1999). Folglich ist die zentrale Grundannahme dieses Ansatzes, dass sowohl Technik als auch Geschlecht keine feststehenden, einheitlichen Kategorien, sondern fluide und veränderbar sind (Faulkner 2001; Wolffram 2006). Innerhalb dieser sich wechselseitig beeinflussenden Diskurse und Praktiken entstehen neue Formen der Ko-Konstruktion von Technik und Geschlecht, oder – so unsere These für das E-Learning – alte Formen lösen sich zumindest partiell auf.

So gingen wir davon aus, dass die zunehmende und zunehmend notwendige Nutzung von E-Learning zu einer geschlechtsneutraleren Habitualisierung von E-Learning – zumindest im Hochschulbereich – führt und dadurch das Thema E-Learning in seiner Eignung zur geschlechtlichen Differenzierung in der sozialen Interaktion und im Selbstbild abnimmt. Es ist durch einen immer verbreiterten Nutzungszwang daher nicht mehr möglich, sich zwischen Nutzung beziehungsweise Nichtnutzung von E-Learning/Informationstechnologien zu entscheiden und somit sich „ganz klassisch“ als technikfern beziehungsweise technikaffin und folglich als Frau beziehungsweise als Mann zu performieren (Carstensen 2006; Kammerl et al. 2007). Das heißt, entgegen der üblichen Forschungsrichtung, die die Manifestierung von Geschlechterverhältnissen untersucht, ging es uns darum, einen möglichen Auflösungsprozess zu beobachten. Eine Bestätigung dieser These würde folglich entsprechend implizieren, dass Maßnahmen, die versuchen, diesbezügliche Geschlechterdifferenzen von institutioneller Seite planvoll auszugleichen („E-Governing“), nur bedingt erforderlich sind.

Methodisch lag der Schwerpunkt der Untersuchung auf dem Aspekt der Selbsteinschätzung (der Nutzenden) bezüglich der Nutzungsintensität der E-Learning-Settings und der Nutzungskompetenz der informationstechnologischen Komponenten – im Zusammenhang mit dem Geschlecht und weiteren Faktoren, die das Verhältnis zwischen E-Learning und Informationstechnik auf der einen Seite und dem Geschlecht auf der anderen Seite moderieren. Denn Kontrollüberzeugungen wie beispielsweise die selbst-eingeschätzte Nutzungskompetenz stellen einen wesentlichen Faktor für die alltägliche Manifestierung von praktischen und subjektiven Geschlechterdifferenzierungen dar.

Um eine bessere Vergleichsbasis zu haben und so gegebenenfalls Unterschiede in den Geschlechterdifferenzen zu erhalten, haben wir die Untersuchung an vier Hochschulen mit divergenten E-Learning-Settings durchgeführt: an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, an den AKAD-Hochschulen in Deutschland, an der Hochschule für Technik und Wirtschaft Berlin sowie an der Universität Zürich in der Schweiz. Hierbei haben wir jeweils Studierende des Fachbereichs Wirtschaftswissenschaften befragt, da dieser ein einigermaßen ausgeglichenes Geschlechterverhältnis aufweist und keinen direkten Technikbias mitbringt.

2 Das methodische Vorgehen

Im Rahmen des Untersuchungsprozesses unterteilen wir das Projekt in vier Phasen. In der ersten Phase haben wir an den oben aufgelisteten vier Projektstandorten eine Analyse der E-Learning-Settings vorgenommen. Das E-Learning-Setting umfasst hierbei sowohl Aufgaben der Studienverwaltung und -organisation wie auch das eigentliche E-Learning, also insbesondere die Distribution von Studieninhalten und diesbezügliche kommunikative Elemente zur Wissensvermittlung. Auch die Entscheidung für die Beschränkung auf Studierende der Wirtschaftswissenschaften fiel in diese Phase. In diesem Fachbereich zeigt sich die geschlechtliche Beteiligung zurzeit relativ ausgeglichen. Zwar gibt es für die Nutzung von Internet und neuen Medien eine Reihe von soziodemographischen Einflussfaktoren wie Alter oder Einkommen. Bei E-Learning an Hochschulen spielt aber vor allem die fachliche Differenzierung eine prägende Rolle, da die Wahl der Studienfächer bereits von der (nicht-)technikbezogenen Einstellung der Studierenden abhängig ist.

In der zweiten Projektphase haben wir verschiedene Fragebögen und einen Interviewleitfaden als Erhebungsinstrumente entwickelt und erprobt, darunter einen Fragebogen zur „Nutzungsnotigung“ der jeweiligen Settings an den vier Standorten, sowie einen „quantitativen“ Fragebogen für die Studierenden sowie einen Leitfaden für qualitative Einzelinterviews mit Studierenden.

Der Fragebogen zur „Nutzungsnotigung“ richtete sich an Personen, die für die inhaltliche und technische Betreuung der E-Learning-Settings an den beteiligten Hochschulen mitverantwortlich waren. Er bestand aus quantitativen und qualitativen Teilen und beinhaltete beispielsweise Fragen zum Online-Auftritt der Hochschulen und zu „Offline“-Alternativen, zu Angeboten im Studiengang Wirtschaftswissenschaften und zur generellen E-Learning-Strategie der Hochschule, zur Einbindung von E-Learning in die Lehre und zur Akzeptanz des Online-Angebots unter den Studierenden. Die wesentliche Zielrichtung dieses Fragebogens war es, das Ausmaß des „technisch-administrativen Zwangs“ zu ermitteln, der von Seiten der Hochschule auf die Studierenden ausgeübt wird, die jeweiligen E-Learning-Settings für das Studium zu benutzen.

Der „quantitative“ Fragebogen setzte sich aus 37 offenen und geschlossenen Fragen zusammen, die in sechs Teilbereiche untergliedert waren. Neben den allgemeinen, für unser Projekt relevanten soziodemographischen Daten wurden Fragen zu Computer- und Internetgewohnheiten behandelt, zu den selbsteingeschätzten allgemeinen und speziellen Computer- und Internetkenntnissen sowie zur E-Learning-Nutzung. Ziel des Fragebogens war es, die Bedeutung der selbsteingeschätzten Medienkompetenz für die Nutzung von E-Learning zu untersuchen, sowie die Nutzung der Tools in Abhängigkeit von der Hochschule beziehungsweise der Nutzungsnotigung und dem Geschlecht zu erfassen. Außerdem wurden weitere mögliche Einflussfaktoren erhoben wie beispielsweise die Lehrenden-Lernenden-Beziehungen, die Organisation der Lehrsituation und soziodemographische Merkmale.

Der Leitfaden für die Einzelinterviews wurde so entwickelt, dass er mit einer offenen Erzählaufforderung begann, aber im Laufe des Gesprächs immer wieder an feststehende Themenpunkte heranzuführen sollte. Diese Themenpunkte waren insbesondere die Organisation des „alltäglichen Lebens“, das Studium insgesamt und die Organisation

des Studiums, die Studienwahl und die Motivation für das Studium sowie der Studienverlauf, darüber hinaus die eigenen E-Learning-Erfahrungen und die Nutzung der E-Learning-Settings, die Nutzung konkreter Features des E-Learning-Settings und Kritik am benutzten Setting. Abschließend abgefragt wurden Surfgewohnheiten, Mediennutzung, Computererfahrungen und die allgemeine Lehr-Lernsituation. Bis dahin wurde es vermieden, Geschlecht explizit zu thematisieren (auch in der Intervieweinladung wurde dieser Bezug nicht erwähnt). Erst für die letzte Phase des Interviews hatten wir Fragestellungen zum Thema Geschlecht entwickelt: Die Befragten wurden um eine Stellungnahme gebeten, inwieweit Frauen und Männer unterschiedlich mit neuen Medien oder E-Learning umgehen.

Während der dritten Projektphase wurden die einzelnen Erhebungen an den vier Standorten durchgeführt sowie die Struktur der E-Learning-Settings durch Beobachtungs- und Analyseverfahren dokumentiert. In der abschließenden vierten Projektphase wurden die erhobenen Daten aufbereitet, ausgewertet und für die Buchpublikation (Schirmer et al. 2011) zusammengefasst.

3 Die vier E-Learning-Settings

Die vier Hochschulen zeigen sich differenziert in der Vielfältigkeit und Durchdringung der Studienpraxis mit E-Learning-Elementen sowie der Erfordernis für die Studierenden, diese Elemente auch zu nutzen. Die jeweiligen E-Learning-Settings können somit eine Vergleichsgrundlage für die Einschätzungen der Studierenden darstellen. So ist E-Learning an der Universität Zürich ein fester und akzeptierter Bestandteil der Lehre in allen Fachbereichen. Sowohl die Studienverwaltung als auch die inhaltliche Digitalisierung des Studiums sind weit fortgeschritten und meist ohne analoge Alternative. An der HTW Berlin gibt es zwar eine langfristige E-Learning-Strategie, es fehlt jedoch eine einheitliche technische Plattform. An der Universität Freiburg gibt es eine übergreifende Strategie nur in Ansätzen. Die Initiative bleibt weitgehend Handelnden auf verschiedenen Ebenen (Fakultät, Lehrstuhl, DozentInnen, Veranstaltung) überlassen. Als Fernhochschule beziehungsweise Fernhochschulverbund stellt E-Learning bei der AKAD einen festen Bestandteil aller Studiengänge dar. Insbesondere die Studienorganisation wird zu großen Teilen über die Lernplattform abgewickelt.

4 Quantitative Ergebnisse

Die quantitative Analyse beruhte auf einem Sample von rund 530 Fragebögen, die über die vier beteiligten Hochschulen verteilt und von Studierenden aus verschiedenen wirtschaftswissenschaftlich orientierten Veranstaltungen ausgefüllt wurden. Mit Blick auf unsere Ausgangsthese fragten wir hier (unter anderem) nach der selbsteingeschätzten Zeit, die die Studierenden wöchentlich für E-Learning aufbringen. Für alle Studierenden liegt der Mittelwert hier bei 2 Stunden und 46 Minuten. Getrennt nach Geschlecht liegt der Mittelwert bei den Studentinnen bei 2 h 57 min und bei den männlichen Kommilitonen bei 2 h 35 min. Getrennt nach Hochschule ergeben sich die folgenden Mittel-

werte: AKAD-Hochschulen 3 h 8 min, HTW Berlin 2 h 46 min, Universität Zürich 2 h 38 min und Universität Freiburg 2 h 32 min. Mit Blick auf die Mittelwerte getrennt nach Hochschule zeigen die AKAD-Hochschulen den größten Mittelwert. Mit der Begründung, dass die AKAD-Hochschulen ein Fernstudium anbieten, wäre dieser Wert auch mit einem guten Argument begründbar. Allerdings sind die Differenzen zwischen den Hochschulen zu klein und erweisen sich nach einer Überprüfung mit einem T-Test als nicht signifikant. Auch die Differenz im Mittelwert nach Geschlecht ist nicht signifikant. Darüber hinaus wäre diese Differenz mit Blick auf unsere Ausgangsthese auch nicht eindeutig interpretierbar.

Eindeutiger zu interpretieren sind die Ergebnisse bei der Nutzung der unterschiedlichen Dienste der Hochschulen im Rahmen von E-Learning. Die 15 abgefragten Dienste waren beispielsweise: Literaturrecherche, Download von Veranstaltungsmaterialien, Anmeldung zu Veranstaltungen, E-Mail-Kommunikation mit Kommilitonen, Tutoren und Dozenten, Online-Vorlesungen und Online-Lehrangebote zum Selbststudium. Die Studierenden konnten hier mit „1“, steht für „nutze ich regelmäßig und oft“, über „2“ und „3“ bis „4“, steht für „habe ich noch nie gemacht“, antworten. Die gebildeten Mittelwerte¹ liefern folgende zusammengefasste Ergebnisse:

Die Differenzen zwischen dem jeweils kleinsten und größten Mittelwert der abgefragten Items getrennt nach Hochschule sind größer als diese Differenzen getrennt nach Geschlecht, so beispielsweise bei der Literaturrecherche, dem Download von Veranstaltungsmaterialien oder den Online-Vorlesungen und Online-Lehrangeboten zum Selbststudium. Bei der Literaturrecherche reicht die Spannweite getrennt nach Hochschule in der Nutzung von 1.99 (Uni Zürich) bis 2.82 (HTW Berlin).² Mit Blick auf das Geschlecht zeigt sich hier lediglich eine Spannweite von 2.27 (weiblich) bis 2.57 (männlich). Beim Download von Veranstaltungsmaterialien liegt die Spannweite getrennt nach Hochschule zwischen 1.14 (Uni Zürich) und 1.92 (AKAD).³ Getrennt nach Geschlecht liegt die Spannweite hier zwischen 1.35 (weiblich) und 1.61 (männlich). Bei Online-Vorlesungen liegt die Spannweite getrennt nach Hochschule zwischen 1.96 (Uni Zürich) und 3.61 (Universität Freiburg)⁴ und getrennt nach Geschlecht zwischen 2.77 (weiblich) und 3.07 (männlich). Als Beispiel abschließend aufgeführt liegt bei den Online-Lehrangeboten zum Selbststudium die Spannweite nach Hochschule getrennt zwischen 2.11 (Uni Zürich) und 3.22 (Uni Freiburg)⁵, getrennt nach Geschlecht zwischen 2.56 (weiblich) und 2.71 (männlich). Bei der Mehrheit der abgefragten Items ist die Verteilung ähnlich. Folglich kann aus diesen Ergebnissen gefolgert werden, dass die E-Learning-Settings der Hochschulen wesentlich prägender sind als das Geschlecht für die Intensität der Nutzung der angebotenen Informationstechnologien. Darüber hinaus zeigt die Universität Zürich fast durchgehend die niedrigsten Mittelwerte und somit insgesamt die höchste Nutzung aufgrund der fortgeschrittenen digitalen Angebotsstruktur

1 Streng genommen ist es nicht zulässig, hier einen Mittelwert zu bilden. Dennoch haben wir es gemacht, weil er hier gut die Tendenzen und somit Unterscheidungen in der Selbsteinschätzung wiedergibt.

2 An der Universität Freiburg zeigt sich hier ein Mittelwert von 2.18 und an den AKAD-Hochschulen von 2.80.

3 Hier ist der Mittelwert an der Universität Freiburg 1.20 und an der HTW Berlin 1.72.

4 Der Mittelwert der HTW Berlin liegt hier bei 2.90 und bei den AKAD-Hochschulen bei 3.59.

5 Hier liegt der Mittelwert an der HTW Berlin bei 2.69 und an den AKAD-Hochschulen bei 2.74.

und der fehlenden „Offline-Alternativen“. Im Mittelwert zeigen die weiblichen Studierenden sich in der Selbsteinschätzung bei der Nutzung der E-Learning-Angebote sogar aktiver als ihre männlichen Kommilitonen (Schirmer et al. 2011).

Ferner erfragten wir die selbsteingeschätzte Nutzungskompetenz im Umgang mit dem Computer. Dafür bildeten wir 21 Items, die später mittels Cronbachs Alpha zu den 3 Variablen „Kompetenz Standardsoftware“, „Kompetenz Mediengestaltung“ und „Kompetenz Computerbeherrschung“ zusammengefasst wurden. Die hier erfragten Items waren beispielsweise: „Über die Daten auf meinem Computer habe ich eine gute Übersicht“, „Ich bin in der Lage, Hausarbeiten, Aufsätze mit Hilfe einer Textverarbeitung ansprechend und komfortabel zu gestalten (...)“ und „Es fällt mir leicht, Computerprobleme zu lösen“. Die Studierenden konnten hier erneut mit „1“ bis „4“ antworten, wobei „1“ für „trifft nicht zu“ steht, die Person sich in der Selbsteinschätzung also für nicht kompetent hält, und „4“ für „trifft zu“ steht, sich in der Selbsteinschätzung eine Kompetenz also zugesprochen wird bei der Anwendung der genannten Programme beziehungsweise bei den abgefragten Sachverhalten. „2“ und „3“ stehen wieder für die Abstufungen dazwischen. Die aus den Items gebildeten Variablen lieferten folgende zusammengefasste Ergebnisse:

Bei der „Kompetenz Standardsoftware“ gibt es zwischen den Geschlechtern keine nennenswerten Differenzen mehr. Rund 98 % der männlichen Studierenden und rund 96 % der weiblichen Kommilitonen halten sich für (eher) kompetent. Bei der Variable „Kompetenz Mediengestaltung“ halten sich rund 50 % der männlichen Studierenden und nur noch 27 % der weiblichen Kommilitonen für (eher) kompetent. Und bei der „Kompetenz Computerbeherrschung“ halten sich rund 87 % der männlichen Studierenden für (eher) kompetent, aber nur noch rund 66 % der weiblichen Studierenden (Schirmer et al. 2011).

Wie lassen sich diese Daten/Differenzen nun interpretieren? Solange bei E-Learning beziehungsweise am Computer keine Probleme auftauchen, sind E-Learning-Komponenten und der Computer lediglich Alltagswerkzeuge ohne technischen Habitus, die sich nicht mehr zur Geschlechtsexpression eignen. Sobald die Anwendungen aber nicht mehr zur Gruppe der Standardanwendungen gehören und seltener genutzt werden oder Probleme auftauchen (und dadurch die Ebene der alltäglichen Handhabung verlassen wird) und es um die Beherrschung dieser Probleme geht, ist das Medium E-Learning beziehungsweise Informationstechnologie wieder geeignet, als Technik zu fungieren und zur geschlechtsspezifischen Konstruktion – via technikaffin = Technikkompetenz und technikfern = Technikinkompetenz – beizutragen.

Die zwei ausgeführten Ergebnisse bestätigen also die Ausgangsthese, dass es durch einen immer verbreiterten alltäglichen Nutzungszwang nicht mehr möglich ist, sich zwischen Nutzung beziehungsweise Nichtnutzung von E-Learning oder Informationstechnik zu entscheiden und somit sich als technikfern beziehungsweise technikaffin und folglich als Frau beziehungsweise Mann zu performieren.

5 Qualitative Ergebnisse

Die qualitative Analyse der Interviewdaten zeigt ein komplexes Bild, was die Position der Studierenden gegenüber E-Learning betrifft. Diese nehmen häufig eine dem gesamten Studium gegenüber konsumentenartige Kosten-Nutzen-Orientierung ein und betrachten E-Learning dabei weitgehend als ein Alltagswerkzeug, das zur Zeitersparnis möglichst zweckdienlich zum Einsatz kommen soll und kann.

Ein wesentlicher Aspekt, der sich im Laufe der Untersuchung aus den Daten ergeben hat, lässt sich daher mit dem Schlagwort „Studieren als Konsum“ umreißen. So war bei unseren Interviewpersonen eine Haltung auffällig und verbreitet, Studieren als pragmatische und zielorientierte Unternehmung aufzufassen. Konkret heißt das, „un-nötigen“ Zeitaufwand zu vermeiden und Studiengänge und -situationen zu wünschen, anzustreben und auch das gesamte Studium möglichst so zu gestalten, dass die notwendigen Materialien von den Hochschulen beziehungsweise den DozentInnen für die Studierenden ausgewählt, sortiert und möglichst kondensiert zur Verfügung gestellt werden. E-Learning spielt damit für das „Studieren als Konsum“ eine wichtige Rolle. Denn an Hochschulen wird E-Learning als Möglichkeit gesehen, die Verwaltung von Studium und Lernen zu erleichtern und durch die individuellen Anpassungsmöglichkeiten die Qualität von Lehren und Lernen zu erhöhen. Aus Sicht der Studierenden sieht die ideale Studiensituation so aus: Die Studierenden erhalten das Material für die Studieninhalte von der Hochschule beziehungsweise den DozentInnen elektronisch oder in Papierform aufbereitet und müssen keine weiteren Beiträge zu den Themen suchen, besorgen oder gar lesen. Für unseren Zusammenhang ist dieser Aspekt deshalb relevant, weil für diese pragmatische Haltung E-Learning als nützliches Werkzeug gesehen wird, das zur (alltäglichen) Anwendung geeignet ist. In den analysierten Interviews konnte in dieser ‚Kosten-Nutzen-Orientierung‘ unter Verwendung von E-Learning-Settings kein Unterschied zwischen männlichen und weiblichen Studierenden ausgemacht werden. Das Thema E-Learning in der alltäglichen Anwendung war für die Befragten also nicht mehr geeignet, um darüber ihr Geschlecht zu performieren. Die Veralltäglichung zeigt sich aber auch in der verbreiteten, aber nicht ausschließlichen Einschätzung der Befragten selbst, dass E-Learning (bereits) ein Alltagswerkzeug darstelle und weitestgehend seinen Technikhabitus verloren habe. Dort, wo eine Technik für die Ko-Konstruktion von Geschlecht relevant wird, erhält diese einen besonderen sozialen Bedeutungsgehalt, der sie aus dem Alltag hervorhebt. Nicht weiter diskussionswürdige technische Alltagswerkzeuge sind dagegen ein Gegenstück zu einer solchen, der Lebenswelt zumindest teilweise entrückten Technik. Derartige Techniken, die immer noch über ihren Habitus verfügen, können als kompliziert und aufwändig gelten, setzen Fachwissen voraus oder gelten allgemein als widerständig und nur schwer handhabbar. Dagegen zeigt die zunehmende Identifizierung von Computer und Internet als informationstechnische Einheit, dass hier der Alltag über mögliche problematische Differenzierungen, technische Differenzen – über die Technik selbst – in der Nutzung hinweggeht.

Allerdings werden interessanterweise, wie bereits in den quantitativen Daten erwähnt, E-Learning beziehungsweise Internet und Computer nicht durchgängig als Alltagswerkzeug gesehen. Ein Aspekt, in dem sich die Ambivalenz gegenüber dem Alltagswerkzeug E-Learning ausdrückt, ist die Frage der möglichen Abhängigkeit von

bestimmten Techniken. Hier geht es dann nicht mehr um deren mögliche Effizienz und Flexibilität, sondern um eine Unumgänglichkeit. So ließ sich ein weiterer zentraler Aspekt der Ambivalenz gegenüber E-Learning in der uneindeutigen Haltung gegenüber der im E-Learning verwirklichten Sozialität ausmachen. E-Learning wird, am Maßstab des Präsenzunterrichts gemessen, sowohl als kommunikationsfördernd wie auch als kommunikationshemmend wahrgenommen. Allgemein bevorzugt wird von den Studierenden daher überwiegend Blended Learning, eine Kombination aus Präsenzunterricht und E-Learning. E-Learning soll dazu dienen, Nachteile wie den Zeitaufwand für begleitende Aktivitäten (Sprechstunden, Recherchen etc.) auszugleichen. Gleichzeitig verzichten die Studierenden ungern auf die Vorzüge des Präsenzunterrichts, die persönliche Begegnung und Betreuung. Insgesamt beurteilen Studierende, die Erfahrungen mit kollaborativen und partizipativen E-Learning-Anwendungen gemacht haben, diese überwiegend positiv. So zeigen sich insgesamt bei den Studierenden die Bereitschaft und der Wunsch, E-Learning noch mehr in die (Präsenz-)Lehre zu integrieren.

Auf abstrakterem Niveau, das traditionelle Konfliktlinien der Technikauseinandersetzung in eigener Form aufnimmt, zeigt sich die Ambivalenz als Technikoptimismus oder Technikpessimismus. So finden sich teilweise auffallend positive und euphorische Haltungen zur (Informations-)Technologie. Zwar ist insgesamt von kritischen Einstellungen vergangener Jahrzehnte zur Computertechnologie wenig übrig geblieben, aber es zeigen sich nach wie vor Aspekte des Technikskeptizismus, etwa bei der Frage, ob man nicht zumindest in der Freizeit etwas Besseres, das heißt ohne Computer, tun könne.

6 Resümee

Abschließend lassen sich die quantitativen und qualitativen Ergebnisse des Projekts wie folgt zusammenfassen: E-Learning hat durch seine alltägliche Anwendung an Hochschulen seine geschlechtlich aufladbare Technizität weitgehend verloren. Daher ist im Rahmen der Theorie der Ko-Konstruktion von Technik und Geschlecht diese Technologie – die in ihrer alltäglichen Gegenwart und Anwendung als eine solche nicht mehr wahrgenommen wird – nicht mehr geeignet, zur Geschlechtskonstruktion via einer Technikpositionierung des Individuums als technikfern beziehungsweise technikaffin beizutragen. Mit Blick auf unsere Ausgangsthese sind daher Reglementierungen im Bereich von „E-Governing“ gegebenenfalls nurmehr an spezifischen Stellen erforderlich.

Weiter lässt sich feststellen, dass E-Learning mit Blick auf die Einstellung zum Studium zu einer konsumartigen Haltung führen kann. Wir haben diese Einstellung mit „Studieren als Konsum“ beschrieben. E-Learning kann zur Qualitätssteigerung des Studiums beitragen. Hochschulen nutzen diese Möglichkeit umfassend. Es besteht aber gleichzeitig die Gefahr, dass der Einsatz von E-Learning dieser Qualitätssteigerung zuwiderläuft.

Literaturverzeichnis

- Carstensen, Tanja. (2006). *Ko-Konstruktionen von Technik und Geschlecht in feministischen Diskursen über das Internet*. Zugriff am 28. November 2007 unter <http://www.agt-kolleg.mwn.de/pdfs/Carstensen.pdf>
- Faulkner, Wendy. (2001). The technology question in feminism: A view from feminist technology studies. *Woman's Studies International Forum*, 24 (1), 79–95
- Gildemeister, Regina & Wetterer, Angelika. (1992). Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In Gudrun-Axeli Knapp & Angelika Wetterer (Hrsg.), *Traditionen Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie* (S. 201–254). Freiburg i. Br.: Kore Verlag
- Kammerl, Rudolph; Oswald, Silke & Schwiderski, Cordula. (2007). Gender Mainstreaming und eLearning: Was Checklisten und Leitfäden (nicht) leisten können. In Daniela Wawra (Hrsg.), *Genderforschung multidisziplinär* (S. 243–268). Frankfurt/M.: Peter Lang Verlag
- Lie, Merete. (2003). Gender and ICT – New Connections. In Merete Lie (Hrsg.), *He, she and IT revisited: new perspectives on gender in the information society* (S. 9–33). Oslo: Gyldendal
- Schinz, Britta. (1999). Informatik, vergeschlechtlicht durch Kultur und Strukturen, ihrerseits vergeschlechtlichend durch die Gestaltung ihrer Artefakte. In Doris Janssen (Hrsg.), *Frauen über Wissenschaft* (S. 61–81). Weinheim: Beltz Juventa Verlag
- Schirmer, Dominique; Brüstle, Peter; Haubner, Dominik; Holthaus, Matthias & Remmele, Bernd. (2011). *Studieren als Konsum – Veralltäglicung und Degendering von E-Learning*. Boizenburg: Verlag Werner Hülsbusch
- Wolffram, Andrea. (2006). Prozesse sozialer (Un-)Gleichheit durch Ko-Konstruktionen von Technik und Geschlecht. In Karl-Siegbert Rehberg (Hrsg.), *Soziale Ungleichheit, Kulturelle Unterschiede*. Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München. Frankfurt/M.: Campus, CD

Zu den Personen

Matthias Holthaus, M.A. Arbeitsschwerpunkte: Gender-Governance, E-Learning, Soziale Netzwerke, Empirische Sozialstudien

Kontakt: Research Service Center (RSC), WHL Wissenschaftliche Hochschule Lahr, Hohbergweg 15–17, 77933 Lahr

E-Mail: matthias.holthaus@whl-lahr.de

Peter Brüstle, M.A. Arbeitsschwerpunkte: E-Learning, Empirische Sozialforschung, Lehrevaluation, Qualitätssicherung von Prüfungen

Kontakt: Studiendekanat Medizin, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Elsässer Str. 2 m, 79110 Freiburg

E-Mail: peter.bruestle@uniklinik-freiburg.de

Dominik Haubner, Dr. Arbeitsschwerpunkte: Arbeitsmarkt- und Wirtschaftssoziologie, Dienstleistungsforschung, Industrielle Beziehungen

Kontakt: Institut für Sozialforschung und Sozialwirtschaft e.V. (iso) – Saarbrücken, Trillerweg 68, 66117 Saarbrücken

E-Mail: haubner@iso-institut.de

Bernd Remmele, Dr., Professor für Ökonomische Bildung. Arbeitsschwerpunkte: Wissensstrukturen, insbesondere Ökonomische Kompetenzen, Wirtschaftsethik, E-Learning, Gender-Governance

Kontakt: WHL Wissenschaftliche Hochschule Lahr, Hohbergweg 15–17, 77933 Lahr

E-Mail: bernd.remmele@whl-lahr.de

Dominique Schirmer, Dr. Arbeitsschwerpunkte: Integrierte empirische Sozialforschung (Integration qualitativer und quantitativer Methoden), Gesellschaftliche Entwicklungen und soziale Integration in China, Empirische Analyse Sozialer Medien, E-Learning, Sicherheit

Kontakt: Institut für Soziologie, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Rempartstraße 15, 79085 Freiburg im Breisgau

E-Mail: dominique.schirmer@soziologie.uni-freiburg.de

Yvonne Niekrenz

„Körper – Geschlecht – Wahrnehmung“.

3. Interdisziplinäres Gender-Kolloquium der Arbeitsgruppe
Gender-Forschung der Universität Rostock vom
24.–26.11.2011¹

Zusammenfassung

Die zum Teil widersprüchlichen Zusammenhänge von Geschlecht, Körper und Wahrnehmung standen im Fokus des 3. Interdisziplinären Gender-Kolloquiums vom 24.–26.11.2011 in Rostock. Organisiert wurde die Tagung von der 2007 gegründeten Arbeitsgruppe Gender-Forschung der Universität Rostock. Ziel war, mit den insgesamt 17 Vorträgen aktuelle Forschungsergebnisse aus verschiedenen Disziplinen zu weiblichen wie männlichen Körpern, Körperbildern und Körpervorstellungen zu bündeln. Durch die Beteiligung von Forscherinnen aus Großbritannien, Schweden und Finnland konnten auch internationale Perspektiven zur Genderforschung diskutiert werden.

Schlüsselwörter

Geschlecht, Geschlechterforschung, Körper, Körpersoziologie, Weiblichkeit, Männlichkeit

Summary

‘Body – Gender – Perception.’ 3rd Interdisciplinary Gender Colloquium of the Gender Research Working Group at the University of Rostock, 24–26 Nov. 2011

The sometimes conflicting relationships between gender, body and perception were the focus of the 3rd Interdisciplinary Colloquium held in Rostock from 24 to 26 November 2011. The conference was organised by the interdisciplinary ‘Gender Research’ working group, which was established at the University of Rostock in 2007. The 17 papers presented at the colloquium dealt with the latest research findings from different disciplines with regard to female and male bodies, body images and perceptions of the body. The speakers included several researchers from the UK, Sweden and Finland, which added an international dimension to the debates on gender research.

Keywords

gender, gender research, body, sociology of the body, femininity, masculinity

Vom 24. bis 26. November 2011 fand im Max-Planck-Institut für demografische Forschung in Rostock das 3. Interdisziplinäre Gender-Kolloquium der Arbeitsgruppe Gender-Forschung (Universität Rostock) statt. Im Fokus der seit 2007 im Abstand von zwei Jahren stattfindenden Tagung stand diesmal das Thema „Körper – Geschlecht – Wahrnehmung“. Beiträge aus den Sozial-, Kultur-, Erziehungs- und Sportwissenschaften, der Medizin und Geographie wurden von Vortragenden aus dem Bundesgebiet wie auch aus Großbritannien, Schweden und Finnland einem Publikum aus Fachleuten, Studierenden sowie interessierter Öffentlichkeit zur Diskussion angeboten.

1 Der Bericht ist durch die Diskussion mit den SeminarteilnehmerInnen der Lehrveranstaltung „Soziologie des Körpers“ (WS 2011/12, Universität Rostock) angeregt und greift auf die kritischen Reflexionen in der Zusammenarbeit mit den Studierenden zurück, die die Tagung besuchten.

Zu Recht ist der Körper in den vergangenen Jahren ein wichtiges Thema der Genderforschung geworden, trägt er doch als Akteur und Handlungsressource zur Konstruktion von Geschlecht bei. Dass auf die Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit verstärkt im lebensweltlichen Kontext von Schwangerschaft und Geburt verwiesen wird, legte der Eröffnungsvortrag von *Anke Kerschgens* (Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main) dar. Den Schwerpunkt des empirisch fundierten Beitrags bildete die männliche Perspektive auf Schwangerschaft und Geburt, insbesondere ein Interview mit einem werdenden Vater. Dieser konstruiert sich im Gespräch als Coach und Organisator der Schwangerschaft und Geburt, um Kontrolle zu erlangen und gleichzeitig die fehlende eigenleibliche Erfahrung zu kompensieren. Der Beitrag zeigte die Ambivalenz von Geschlechtsrollen in der Schwangerschaft auf.

Um Konstruktionen von Männlichkeit und deren Varianzen ging es auch *Michael Meuser* (TU Dortmund), der im Hauptvortrag des Kolloquiums die Frage „Defizitäre Männlichkeit? Der Männerkörper als umkämpftes Terrain“ diskutierte. Er sieht den Männerkörper verstärkt im Fokus der Forschung. Die Thematisierung männlicher Körperlichkeit war in der bürgerlichen Gesellschaft tabuisiert und der Mann galt (im Gegensatz zur Frau) als losgelöst von körperlichen Zwängen und als „entkörperteres“, vernunftbestimmtes Wesen. Auf dieser gesellschaftshistorischen Grundlage skizzierte Meuser aktuelle Perspektiven auf den männlichen Körper, die diesen häufig als defizitär charakterisierten. Ein möglicher Grund für diese Defizitzuschreibungen sei ein wesentliches Merkmal männlicher Habituskonstruktion: die durch Wettbewerb und Konkurrenz geformte Risikobereitschaft. Der Männerkörper ist aber auch Projektions- und Gestaltungsfläche, die durch Medien mit neuen Körperanforderungen konfrontiert wird. Lifestylemagazine entlehnen Produkte und Strategien aus der weiblichen Domäne und versprechen Erfolg durch ästhetische Vermarktung des männlichen Körpers. Körperlichkeit rückt also zunehmend auch als Attribut des Mannes ins gesellschaftliche Blickfeld.

Mit Lifestylemagazinen und ihren Appellen beschäftigte sich *Holly Porteous* (Universität Glasgow, Großbritannien), die ihren Vortrag mit dem Helena-Rubinstein-Zitat „There are no ugly women, only lazy ones“ eröffnete. Sie untersuchte den Einfluss russischer Schönheitsmagazine auf das Frauenbild in Russland und zeigte, wie auch Frauenkörper und Weiblichkeit als defizitär entworfen werden. Schönheit müsse erarbeitet werden, wer sich dagegen verwehre, sei faul, so die Botschaft der Illustrierten. Bis 1991 war die Vorstellung von der sowjetischen „Superwoman“ geprägt durch die Bereiche Arbeit, Kinder und Haushalt. Nach dem Zerfall der Sowjetunion fanden zunehmend internationale Frauenmagazine ihren Weg in den russischen Printmedienmarkt. Der Fokus verlagerte sich auf die Themenbereiche Schönheit, Körper und Konsum. Das suggerierte Ziel sei die Erlangung der männlichen Aufmerksamkeit, welche durch Investitionen in Schönheitsprodukte und deren Anwendung erreicht werden könne.

Den Themenstrang ‚Wahrnehmung‘ rückten *Bettina Wuttig* (Philipps-Universität Marburg) und *Linda Sandberg* (Universität Umeå, Schweden) in den Fokus ihrer Vorträge. Beiden ging es um den Zusammenhang von Macht und Körper. Wuttig fragte, inwieweit die Alexandertechnik – eine Körperwahrnehmungsschulung – Wahrnehmung zu verändern vermag und bezeichnete sie als „quer liegende Rationalität zur hegemonial weiblichen Körpernorm“. Weibliche Körperbilder und Körperinszenierungen pro-

blematisierte die Referentin als sexistische Unterwerfungspraktiken. Alexandertechnik könne hier habituelles Überdenken von Geschlechtercodes unterstützen und in Körper eingeschriebene Machtverhältnisse bewusst machen. Sandbergs Thema war die Wahrnehmung körperlicher Macht und Ohnmacht im Zusammenhang mit geschlechtsspezifischer Angst vor Gewalt im öffentlichen Raum am Beispiel einer schwedischen Kleinstadt. Umeå galt als sicher und tolerant, bis zwischen 1998 und 2006 acht Vergewaltigungen das Sicherheitsgefühl der EinwohnerInnen beeinträchtigten. Die alltägliche Angst vor Gewalt wirkte sich auf das Leben der Menschen und die Konstruktion von Körpern aus, wie Interviewstudien, Beobachtungen und Diskursanalysen zeigten. Frauen veränderten ihre Gewohnheiten im öffentlichen Raum, Männer suchten nach äußerlichen oder personalen Merkmalen, die sie als nicht bedrohlich erscheinen ließen.

Als ein wichtiges Themenfeld der Tagung erwies sich ‚Gesundheit‘, die im Kontext von Körper, Geschlecht und Wahrnehmung in mehreren Beiträgen diskutiert wurde. *Kristin Witte* (Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg) nahm eine Analyse autobiografischer Texte von Frauen mit Borderline-Persönlichkeitsstörung mit dem Fokus auf selbstverletzendem Verhalten vor. Die Selbstverletzung der Haut und das Schreiben eines Buches hängen zusammen: Die Haut habe die Funktion eines Buches als Mittel zur Selbstdarstellung, da sie über die Selbstverletzung den Schmerz und die Wut sichtbar mache und die Erinnerung daran dauerhaft speichere. Das Buch sei wiederum als „inszenierter Text von Körpern“ zu verstehen. Die heimlichen Selbstverletzungen interpretiert die Autorin als Bruch eines Sprechtabus und als Selbstermächtigung, da sie einen Handlungsraum bieten, der allein der Kontrolle der Betroffenen unterliege. *Tina Schenkel* (Universität Rostock) nahm Essstörungen als genderspezifisches Thema unter die Lupe. Mit dem Fokus auf Magersucht und Bulimie zeigte sie, dass Frauen ein höheres Risiko haben, an einer Essstörung zu erkranken. Den soziokulturellen Gründen für eine Erkrankung wurde eher einseitig am Beispiel massenmedial kolportierter Schönheitsideale genauer nachgegangen, ohne auf empirische oder theoretische Fundierung zurückzugreifen. *Steffi Kreuzfeld* (Universität Rostock) thematisierte Genderaspekte bei Angeboten zur Gesundheitsförderung von Erwerbslosen. Gesundheitschancen sind geschlechtsspezifisch, weshalb auch gesundheitliche Förder- und Präventionsangebote einer Gender-Mainstreaming-Strategie folgen sollten. Dies sei gerade bei Erwerbslosen bedeutsam, die im Vergleich zu Erwerbstätigen einen schlechteren Gesundheitszustand aufweisen. Ein begonnenes Forschungsprojekt zur Gesundheitsförderung älterer Langzeiterwerbsloser soll geschlechtsspezifische Bedürfnisse im Hinblick auf Gesundheitsförderung ermitteln, um spezifische Konzepte und Angebote für Männer und Frauen entwickeln zu können. Die im Vortrag beschriebene Vorstudie konnte dazu noch keine aufschlussreichen Daten ermitteln.

Die Themen Gesundheit und Sexualität griff *Ingrid Young* (Universität Newcastle, Großbritannien) auf, die homo- und bisexuelle Männer aus dem Nordosten Englands in Interviews zu Risiken sexueller Gesundheit (insbesondere HIV und Syphilis) befragte. Ein Gefahrenbewusstsein haben die Männer in ihre sexuelle Praxis integriert, somit schreibe sich das Risikobewusstsein auch in die Körper ein. Die bewusste Aufnahme des Wissens um HIV und sexuelle Infektionskrankheiten und dessen Umsetzung in Körperpraktiken ist lebensweltlicher Bestandteil einer bestimmten Gemeinschaft schwuler und bisexueller Männer. Trotz breiter Aufgeklärtheit fänden sich teilweise aber noch

Stigmatisierungen Infizierter und eine Tabuisierung des Themas in der homo- und bisexuellen Community. Ein für Interviewstudien ähnlich schwer zugängliches Forschungsfeld stellte *Claudia Sontowski* (Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main) vor, die medizinische Eingriffsmöglichkeiten in den männlichen Körper am Beispiel von sogenannten PDE-5-Hemmern (z. B. Viagra) thematisierte. In ihrem Projekt zur Aneignung von Viagra in Deutschland ging sie den „ambivalenten Verschränkungen von Körper, Geschlecht und Sexualität“ nach. Die Analyse des Interviewmaterials zeigte, dass Viagra einerseits auf die verunsicherte Potenz verweist, gleichzeitig aber Sicherheit wiederherstellt. Die Gesprächspartner thematisierten Verunsicherung und Verletzlichkeit aufgrund der in Frage stehenden Virilität, andererseits erscheint Kontrolle über den eigenen Körper durch das Medikament (wieder) möglich.

Ein Beitrag, der sich aus kulturwissenschaftlicher Perspektive in ein biopolitisches Diskussionsfeld der Tagung fügt, ist der von *Donna McCormack* (Universität Helsinki, Finnland). Sie analysierte die Romane „The Unit“ (Ninni Holmqvist) und „Never Let Me Go“ (Kazuo Ishiguro). Beide Bücher, so ihre Deutung, bieten Möglichkeiten an, die heteronormativ geprägte Gesellschaft und die gegenwärtige Bioethik zu hinterfragen. Denn sie entwerfen futuristische Gesellschaften, in denen Menschen anhand ihrer Möglichkeiten der Reproduktion bewertet und diskriminiert werden. Es gibt jene, die das Recht auf Leben besitzen, und jene, die dazu dienen, das Leben anderer durch Organtransplantationen zu retten. Die beschriebenen Systeme westlicher Gesellschaften zeichnen sich durch autoritäre Ordnungsprinzipien und Überwachungsinstitutionen aus – eine mit einer Foucault-Folie überzeugend gedeutete Science-Fiction.

Jugendkulturelle Körperpräsentationen und Musik bildeten einen mit Ton und Bild reich illustrierten Tagungsteil. *Yvonne Niekrenz* (Universität Rostock) beschäftigte sich unter Bezug auf eine empirische Erhebung im Rahmen eines Lehrforschungsprojekts mit Frauen im Hardcore Punk und Männern in der Gothic-Szene, weil sich hier zum Teil ironische, überspitzte Inszenierungen von Geschlecht finden. Ein Teil der Gothic-Männer bedient sich verstärkt weiblich attribuerter Ausdrucksformen und erreicht mit dem Überschreiten konventioneller geschlechterstereotyper Vorstellungen Anerkennung in der Szene. Frauen im Hardcore grenzen sich von überspitzter Weiblichkeitsinszenierung ab und demonstrieren Stärke, Härte und Szenekenntnis, blieben aber in der von Männern dominierten Szene marginalisiert. In ihrer Auseinandersetzung mit der eigenen Geschlechtsrolle irritieren die Szenegänger heteronorme Körperbilder und führen nicht zuletzt die geschlechtliche Dichotomie als soziale Konstruktion vor Augen. Diese Diskussion führte *Sebastian Rachau* (Hochschule für Musik und Theater Rostock) am Beispiel der Bedeutungsebenen von Körper und Geschlecht im Heavy Metal fort. Er stellte die Geschlechterstereotypen des kommerziellen Sektors im Heavy Metal den Gendervorstellungen abseits des Mainstreams gegenüber. Der kommerzielle Sektor inszeniere den männlichen Musiker als starken, einsamen Krieger, die Frau hingegen als sexuelles Lustobjekt oder als fürsorgliche Hausfrau. Der Inszenierung traditioneller Rollenmuster stehen aber auch Brüche mit stereotyper männlicher Selbstinszenierung (hohe Stimme, lange Haare, Make-up), Auftritte von kämpferischen „Frontfrauen“ und die Gleichstellung der Geschlechter im Underground-Bereich gegenüber. Die Substile Industrial und Extreme Metal fokussierte *Dunja Brill* (Humboldt-Universität zu Berlin) als stark männlich und ethnisch „weiß“ dominierte Musikkulturen. Industrial als eine

Form experimenteller Geräuschkultur wird körperlich eher militaristisch in Armyboots, Muskelshirts und mit kurzen Haaren repräsentiert. Extreme Metal dagegen wird als „härter, lauter, schneller“ charakterisiert, während die Akteure gern auf historische Motive zurückgriffen und sich als archaische Krieger germanischer oder keltischer Stämme inszenierten. Nicht die Geschlechterdichotomie stehe im Vordergrund jener Subkulturen, sondern der Genuss von Musik. Der Körper werde zum erfahrenden Leib, bereit für ekstatische Selbstentgrenzung. Dies gelinge den SzenegängerInnen durch die historisch überhöhten Motive, durch die laute Musik mit extremen Frequenzen und dazugehörigem Tanz.

Der abschließende Fokus der Tagung lag auf dem Thema ‚Arbeit‘. *Claudia Kallisch* (Universität Rostock) und *Katharina Kunze* (Zentrum für Mikrosystemtechnik Berlin/Ferdinand-Braun-Institut) beschäftigten sich mit Arbeitsbedingungen und -belastungen, deren Bewertung und den Folgen dieser Bewertung für die Vergütung von Frauen- und Männerarbeit. Die Bewertung von Arbeit erfolge geschlechtsspezifisch und schätze tendenziell Männerarbeit als schwerer ein. Es wurde ein differenziertes Arbeitsbewertungssystem vorgestellt, das Tätigkeiten geschlechtsneutral beurteilt und die Entwicklung eines diskriminierungsfreien Lohnsystems ermöglicht. Die Referentinnen forderten branchen- und berufsübergreifende Studien zur Erfassung von Anforderungen und Belastungen verschiedener Tätigkeiten und eine Angleichung der Vergütung in frauen- und männerdominierten Berufen. Einem frauendominierten Beruf widmete sich *Anna Buschmeyer* (Ludwig-Maximilians-Universität München) genauer und nahm die Auswirkungen von Männlichkeitsvorstellungen auf die körpernahe Arbeit von Erziehern unter die Lupe. Zehn männliche Erzieher wurden interviewt und in ihrer Arbeit beobachtet. Zwei Männlichkeitstypen ließen sich unterscheiden: Der ‚komplizenhafte männliche Erzieher‘ scheue das Zulassen von körperlicher Nähe mit Kindern. Er habe Angst, als unmännlich zu gelten, und es stehe in seiner Deutung immer der Generalverdacht der Pädophilie im Raum. Der ‚alternative männliche Erzieher‘ wolle gezielt vom stereotypen Männerbild abweichen. Er habe keine Angst vor körperlicher Nähe, übernehme gern hauswirtschaftliche Aufgaben. Der Verdacht der Pädophilie spiele in seinem Selbstverständnis keine Rolle. In der Beobachtung jedoch zeigt sich, dass der Komplizenhafte in der Praxis ähnlich nah mit den Kindern arbeite wie der Alternative. In den Arm nehmen und trösten, im Schlafraum vorlesen – „doing masculinity“ ist anders als das Sprechen darüber.

Eine relevante Frage für die empirische Sozialforschung, die Geschlecht fast immer als abfragbare Kategorie benutzt, brachte *Jeannette Windheuser* (Bergische Universität Wuppertal) auf: Inwieweit kann die Wahrnehmung von Körper und Geschlecht im Forschungsprozess dekonstruiert werden? Über Interviews mit Jugendlichen zu deren selbst gefertigten fotografischen Porträts näherte sie sich der jugendlichen Wahrnehmung von Geschlecht und Körper, ohne die GesprächspartnerInnen als Mädchen oder Jungen zu konstruieren. Geschlecht wird also als etwas behandelt, das im Zusammenhang mit dem Körper in Interaktion erzeugt wird. Diese dekonstruktivistische Haltung in qualitativen Forschungsprozessen nimmt Geschlecht als Kategorie nicht vorweg, sondern bleibt offen für die Darstellungsweisen von Geschlecht und Körper im Forschungsfeld.

Die Tagung zeigte, dass „Körper – Geschlecht – Wahrnehmung“ Themen von hoher Aktualität sind, machte aber zugleich deutlich, wie schwierig eine Zusammenführung

der verschiedenen Perspektiven ist. Die Beiträge präsentierten eine Vielfalt an Forschungsergebnissen. Vor dem Hintergrund sich verändernder Umgangsweisen mit dem Körper und einer zunehmenden Hinwendung zum männlichen Körper griff das Kolloquium ein wichtiges Thema auf, das weiterer empirischer und vor allem theoretischer Betrachtung bedarf. Die Diskussion mit ForscherInnen aus Schweden, Finnland und Großbritannien machte die Notwendigkeit der internationalen Anbindung der Genderforschung in Deutschland deutlich. Es ist geplant, Beiträge der Tagung in einem Band der Reihe „Gender-Diskussion“ (LIT Verlag) weiterzuentwickeln.

Zur Person

Yvonne Niekrenz, Dr., Universität Rostock, Institut für Soziologie und Demographie. Arbeitsschwerpunkte: Kulturosoziologie, Soziologie des Körpers und des Jugendalters

Kontakt: Ulmenstraße 69, 18057 Rostock

E-Mail: yvonne.niekrenz@uni-rostock.de

Melanie Wigger

„Matronage – Handlungsstrategien und soziale Netzwerke von Herrscherfrauen im Altertum in diachroner Perspektive“.

Internationale Tagung vom 22.–24. März 2012 in Osnabrück

Zusammenfassung

Die Rolle eines Herrschers als Anführer und Schutzherr seiner Untertanen und oberste Instanz eines Systems aus Geben und Nehmen wird sehr häufig unter dem Begriff der Patronage zusammengefasst. Doch gerät dabei leicht außer Acht, dass Könige und Kaiser nicht selten auch eine oder mehrere Frauen an ihrer Seite hatten. Ob diese dem modernen Klischee der starken Frau, die hinter einem erfolgreichen Mann steht, entspricht, kann mit dem Begriff der Matronage als Pendant zur Patronage diskutiert werden. Dieser noch recht junge Ansatz bietet die Möglichkeit, Handlungsoptionen und Machträume von Herrscherfrauen, die in der Geschichtsforschung häufig vernachlässigt wurden, genauer zu erfassen. Diesem Forschungsanliegen haben sich die Referentinnen und Referenten der Tagung „Matronage – Handlungsstrategien und soziale Netzwerke von Herrscherfrauen im Altertum in diachroner Perspektive“ mit einer historischen Bandbreite gestellt.

Schlüsselwörter

Geschichte, Altertum, Herrscherinnen, Matronage, Netzwerke

Summary

‘Strategies and Social Networks of Rulers’ Women in Antiquity’. International Conference in Osnabrück, 22–24 March 2012

The functions of a ruler, such as being the leader and the protector of his subjects and governing a system of give-and-take, are very often summarised by the term ‘patronage’. However, this term does not take account of the fact that kings and emperors quite often had one or more women at their sides. Whether or not these women match the contemporary stereotype of a strong woman supporting a successful man can be discussed using the term ‘matronage’ as a counterpart to ‘patronage’. This fairly new approach provides an opportunity in particular to cover the courses of action and spheres of influence of these women, who were often disregarded in historical research. This research topic was addressed and integrated into a historical framework at the conference ‘Strategies and Social Networks of Rulers’ Women in Antiquity’.

Keywords

history, antiquity, rulers’ women, matronage, social networks

Während der Begriff Patronage vor allem in der Geschichtswissenschaft weit verbreitet ist, hat die Matronage noch nicht einmal den Eintrag in gängige Fremdwörterbücher geschafft. Was dieser Begriff beinhaltet und wie sich Matronage sozial- und politikgeschichtlich reflektieren lässt, wurde auf der internationalen Tagung „Matronage – Handlungsstrategien und soziale Netzwerke von Herrscherfrauen im Altertum in diachroner Perspektive“ an der Universität Osnabrück erörtert. Über 30 TeilnehmerInnen konnten so einen Überblick zum gegenwärtigen Forschungsstand gewinnen. Die Vorträge der Tagung werden in einem Band veröffentlicht.

Die Tagung war in sechs Themenblöcke unterteilt. Einleitend wurden Aspekte des Begriffs ‚Matronage‘ vorgestellt und danach zentrale Fragen am Beispiel mehrerer Epochen diskutiert. Untersuchungsgruppen aus dem antiken Orient, der hellenistischen und der römischen Herrschaftszeit, der Spätantike und dem Frühmittelalter wurden dafür herangezogen. Geschichtsprägende Dynastien aus diesem historischen Spektrum und deren interdisziplinäre Aufarbeitung boten eine vielfältige Herangehensweise. Im Gegensatz zu anderen zeitgenössischen Frauen dieser Epochen sind Herrscherfrauen quellenreicher dokumentiert und wurden öffentlich bewertet. Daher lassen sich an ihrem Beispiel weibliche Handlungsoptionen und -strategien ermitteln und belegen. Gleichzeitig stellte sich die Frage nach einer inhaltlichen Trennung zwischen Patronage und Matronage und deren Bedeutung für die historische Forschung.

Beate Wagner-Hasel (Universität Hannover, derzeit Universität Paris) skizzierte in ihrem Vortrag „Matriarchat, Gynäkokratie, Matronage – eine Begriffsgeschichte“ Definitionsansätze und Abgrenzungen verwandter Begriffe. Wieso die Wertung weiblichen Handelns nicht immer eindeutigen Interpretationen unterliegt und sogar je nach Zeit mit neuen Deutungen aufgeladen werden kann, zeigte sie an einer Abbildung, die Frauen des minoischen Kretas darstellt. Dieses Motiv wurde seit 1900 als Ausdruck einer emanzipierten Gesellschaft oder als Beleg für eine Gleichstellung der Frau interpretiert, andererseits die gleiche Abbildung als Darstellung von in den Harem verbannten Frauen aufgefasst. Daneben stellte die Wissenschaftlerin heraus, dass der noch relativ junge Begriff „Matronage“ sich erst in den 1980er Jahren etablierte und damit parallel zum Diskurs über die Präsenz von Frauen in der Politik in Gebrauch kam. Die Verwendung dieses Begriffs zur Beschreibung historischer Phänomene bietet nach Wagner-Hasel eine Chance, spezifische Strukturen der Frauenherrschaft in das Bewusstsein der Wissenschaft zurückzuholen.

Ein weiterer zentraler Punkt war die Frage nach sozialen Vernetzungen unter Herrscherfrauen als Handlungsform. *Darja Šterbenc Erker* (Humboldt-Universität zu Berlin) setzte sich mit der Frage auseinander, welche Handlungsoptionen und Wirkmächtigkeit mit dieser Ausübung von Matronage verbunden werden können. Unter dem Titel „Matronage in der augusteischen Aitiologie: Legitimierung der herausragenden Rolle von Herrscherfrauen?“ untersuchte sie Handlungsweisen der mythischen Herrscherfrauen Roms in den aitiologischen Erzählungen. Sie skizzierte außerdem literarische Konzepte über fiktive Gründungen weiblicher Netzwerke, die ihrer Meinung nach ebenfalls Grundlage für viele öffentliche Feste zur Ehrung römischer Göttinnen wurden, bei denen Herrscherfrauen aktiv mitwirkten. Die aitiologischen Erklärungen zu den weiblichen Festen bieten laut Erker einen guten Einblick in die Vorstellungen von antiken AutorInnen, wie Herrscherfrauen innerhalb ihres sozialen Frauen-Netzwerks handeln sollten. Am Beispiel der Aitiologie des Matronaliafestes und der Figur *Hersilia*, der Gattin des *Romulus*, machte Erker im Kontext des Streits um den Raub der *Sabinerinnen* deutlich, wie sich Frauen am Vorbild *Hersilias* orientierten und durch ein weibliches Netzwerk der Angriff eines verfeindeten Heeres abgewehrt werden konnte. Somit zeigt sich bereits in der Mythologie Roms, dass es für AutorInnen der Antike durchaus vorstellbar war, Ehefrauen von Herrschern als Anführerinnen von weiblichen Gemeinschaften agieren zu lassen. *Hersilia* wird darüber hinaus auch die Rolle der Beraterin von *Romulus* zugesprochen, wenn sie ihn um Nachsicht mit den Feinden bittet. Auch andere literarische Beispiele zeigen diese Motive und Deutungen.

Erker schlussfolgerte, dass Mythen und Legenden, die gesellschaftliche Probleme thematisierten, Erkenntnisse liefern können, wie sich die antiken LiteratInnen Handlungen und Handlungsoptionen von Herrscherfrauen vorstellten. Die konstruierten und stilisierten Frauenbilder erscheinen demnach als Ansatzpunkte für gesellschaftsstrukturelle Interpretationen, insbesondere bezogen auf die Stellung der Frau.

Dass Vernetzungen zu den realen Aktivitäten gehörten, zeigten die Vorträge von *Amalie Föbel* (Universität Duisburg-Essen, Titel: „Netzwerke und politische Einflussnahme frühmittelalterlicher Königinnen“) und *Babett Edelmann-Singer* (Universität Regensburg, Titel: „Matronage und Religion. Kaiserfrauen und ihre Unterstützung religiöser und weltanschaulicher Gruppen“). Edelmann-Singer befasste sich mit Handlungen der religiösen Matronage durch Kaiserfrauen und stellte heraus, dass sich dahinter im Einzelfall politische Motive verbergen können. Da die Matronage gesellschaftlich in bestimmten Bereichen (z. B. im Rahmen von materieller Zuwendung und Schutzgewährung) akzeptiert und auch gewünscht, aber in der Politik durchaus negativ bewertet wurde, mussten Herrscherfrauen strategisch geschickt handeln, wenn sie politische Entscheidungen beeinflussen wollten. Eine Möglichkeit stellten strategische Handlungen dar, wobei Herrscherfrauen ihre Handlungsoptionen, die ihnen zum Schutz der Religiosität gewährt wurden, für weitere Zwecke nutzten. Sie konnten Bevölkerungsgruppen unterstützen, indem sie ihre Rolle und ihre Netzwerke dafür instrumentalisierten. Allerdings musste dieser indirekte politische Einfluss aufgrund der Tabuzone ‚Politik‘ für Frauen verschleiert werden und ist deshalb heute nur begrenzt nachweisbar. Dennoch gibt es einzelne Beispiele, die zeigen, dass Frauen in gewisser Weise wirkungsmächtig waren und Entwicklungen steuern und beeinflussen konnten, auch wenn sie in der Herrschaftshierarchie unter ihrem Mann standen. Vor allem Parallelen in Fällen von „religiöser Matronage“ lassen darauf schließen, dass die angewandten Strategien zielgerichtet waren und unter Umständen auch reichsweit bekannt wurden. Dies ermöglichte eine Adaption erfolgreicher indirekter Einflussnahme seitens anderer Frauen.

Unter dem Titel „Frauen für Frauen in den epigraphischen Quellen“ erläuterte *Irene Somà* (Università di Bologna) die Rolle von Kaiserfrauen in der römischen Republik im Hinblick auf Ehrenausszeichnungen. Die weiblichen Verwandten hatten nicht nur Anteil bei der Befestigung sozialer und politischer Bünde für ihr nahes Umfeld, sondern auch in der Öffentlichkeit eine herausragende Position. Epigraphische Quellen von Augustus bis in die Severerzeit bestätigen, dass diese Frauen mithilfe ihres Kapitals und der Nähe zum Herrscher in der Lage waren, andere Frauen zu unterstützen.

Ähnliche Strukturen belegen auch die Forschungsergebnisse von *Maria Brosius* (Newcastle University, Titel: „Links between Matronage and the Economic Status of Persian Women“), die darstellte, dass Herrscherfrauen in der Lage waren, eigene Audienzen abzuhalten, die von Bittstellerinnen aufgesucht wurden.

Eine weitere Möglichkeit für weibliche Netzwerkaktivitäten, an denen sich Handlungsoptionen von Herrscherfrauen ablesen lassen, sind Ehrungen, wie sie von *Frauke Weiershäuser* (Universität Heidelberg) in „Bierausschenken und andere Aufmerksamkeiten. Networking am Hof von Ur“ ausgeführt wurden. Weiershäuser zeigte mithilfe von Wirtschaftstexten, die finanzielle Ausgaben und Einnahmen von Herrschern und deren Frauen auflisten, Einblicke in das Wirken der Herrscherfrauen am Hof der dritten Dynastie von Ur (2100–2000 v. Chr.). Anhand dieser Daten lassen sich Schenkungen,

Opfergaben und bestimmte Ehrzuweisungen festmachen, wie zum Beispiel das traditionelle Bierausschenken, das die Königin veranlassen ließ, um Angehörige oder Untergebene besonders zu ehren. Anhand der Angaben über Ehrgeschenke durch die Königin an Frauen des Hofes und des Königshauses sowie von Zahlungen, die an die Königin geleistet wurden, lassen sich gesellschaftliche Strukturen nachweisen, die zeigen, dass Frauen eigene Netzwerke besaßen. Außerdem wird deutlich, dass die Königin einen Handlungsspielraum innehatte, der Ehrungen unter Verwendung der Reichskapazitäten zuließ und nicht in einem ständigen Abhängigkeitsverhältnis zum Herrscher stand.

Dass die Matronage vor allem durch Handlungen der Wohltätigkeit, Unterstützung und des Schenkens geprägt wurde, verdeutlichte ebenfalls der Vortrag „Von dickflorigen Teppichen und mancherlei Geschenken – Strategien spätantiker Matronage“ von *Anja Wieber* (Universität Dortmund). Auch *Gunnar R. Dumke* (Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg) setzte sich mit weiblichen Ehrzuweisungen auseinander. In seinem Vortrag „Zierender Anhang oder eigenständige Kraft? Frauen im sozialen Geflecht des hellenistischen ‚Hofes‘“ untersuchte er die Strategien und Räume zur Ehrung anhand von Statuenstiftungen. Diese drückten traditionell die Zugehörigkeit zum Herrscher aus und hatten damit eine prestigefördernde Wirkung. Dumke konzentrierte sich auf Beispiele, nach denen hellenistische Frauen eigenständige Handlungsmöglichkeiten hatten, die sich im höfischen sozialen Netzwerk durch die Errichtung von Statuen widerspiegeln. Dabei stellten die Herrscherfrauen sowohl gebende als auch nehmende RepräsentantInnen dar. Trotzdem war ihr Prestige letztendlich von der Zugehörigkeit zu einem mächtigen Mann abhängig, was sich beispielsweise durch die Inschriften der Statuen belegen lässt.

Im Vortrag „Milesische Mütter – Matronage in der Honoratiorenschicht einer hellenistischen Großstadt“ von *Linda-Marie Günther* (Ruhr-Universität Bochum) dienten Statuenstiftungen ebenfalls als Untersuchungsgegenstand. Anhand des ‚internationalen‘ Heiligtums in Didyma ermittelte Günther die Nachahmung männlicher Handlungsmuster und den Einsatz von symbolischem Kapital als Strategie der Matronage. In ihrer Untersuchung unbekannter Frauen und einer sozialgeschichtlichen Aufarbeitung dieser Individuen stellte sie unter anderem fest, dass auch nicht-herrschende Frauen in der Lage waren, symbolisches Kapital weiterzugeben, indem sie ihr Prestige an ihre Nachkommen über Generationen hinweg vererbten, zum Beispiel durch Inschriften auf Statuen.

Die Relevanz von Prestigegewinn und -förderung kam auch in dem Beitrag „Wächter der Königin – Handlungsspielräume von Herrscherfrauen im frühen Hellenismus“ von *Ann-Cathrin Harders* (Universität Bielefeld) zum Tragen. Mit der Konzentration auf Möglichkeiten für einen Aufstieg einzelner hellenistischer Herrscherfrauen innerhalb polygamer Beziehungsstrukturen zeigte Harders, dass diese Frauen ihr Ansehen und ihre Handlungsoptionen durch Kompetenzen und Stärken optimieren konnten. Auf der anderen Seite wurde die Anerkennung seitens der Bevölkerung zum Beispiel infolge politischer Entwicklungen in manchen Fällen wieder aberkannt.

In ähnlicher Weise erörterte *Christiane Kunst* (Universität Osnabrück) in ihrem Beitrag „Das Vermögen der Frauen im Umfeld der Antonine/Adoptivkaiser“, dass sich die Wirkmächtigkeit von Herrscherfrauen ebenfalls an ihrem Ansehen festmachen ließ, das beispielsweise durch Ehrungen erworben wurde, aber ebenso durch reale materielle Güter.

Die Erarbeitung weiterer Faktoren für die Vormachtstellung von Herrscherfrauen leistete *Sabine Müller* (Universität Kiel/Siegen) in ihrem Vortrag „Das symbolische Kapital der makedonischen Herrscherfrauen“. Sie stellte ein Faktorenmodell auf, das Aufschluss darüber gibt, wodurch Vertreterinnen des Königshauses eine besondere Eignung für den Einsatz der königlichen Repräsentationspolitik entwickeln konnten. Sie konnten symbolisches Prestige ausdrücken, wenn sie beispielsweise einer reichen Familie angehörten, Einfluss besaßen oder man ihnen die Fähigkeit, Söhne zu gebären, zusprach. Müllers Modell diene als Interpretationsmodell, um zu ergründen, warum es über einzelne Frauen in der Geschichte sehr viele Quellen gibt und über andere nicht, selbst wenn die Frauen mit dem gleichen Mann verheiratet waren. Zudem ergaben sich auch Chancen für Frauen, sich selbst in der Öffentlichkeit zu ‚promoten‘ und Handlungsräume auszudehnen, was Müller an exemplarischen Quellen aus dem argeadischen Makedonien, der Diadochenzeit, dem Seleukiden- und dem Ptolemäerreich aufzeigte.

Die brisante Wirkmächtigkeit einzelner Herrscherfrauen wird an den vielfältigen Beispielen immer wieder deutlich. Eine mittelalterliche Vertreterin mit herausragendem Einfluss wurde von *Johannes Bernwieser* (Universität München/Universität Marburg) in „... ad deprecationem karissimae et amantissimae conjugis nostre Yrmintrudis – zur Herrschaftspraxis und zum sozialen Netzwerk der Königin Ermentrud († 869)“ vorgestellt. Bernwieser machte am Beispiel von Ermentrud, der Gemahlin Karls des Kahlen, deutlich, dass Herrscherfrauen durchaus ins politische Geschehen involviert sein konnten und für ihre Gatten nicht nur ein Anhängsel, sondern eine wichtige Unterstützung darstellten.

Ein ebenfalls interessanter Beitrag kam von *Martina Hartmann* (LMU München) zu „Admiratio und Imitatio. Frühmittelalterliche Königinnen und die Kaiserinnen in Byzanz“. Den Abend beschloss *Emily A. Hemelrijk* (Universiteit van Amsterdam) mit ihrem öffentlichen Vortrag „Local empresses? Munificence and ‚Matronage‘ in Roman Cities“.

Der Konsens der Veranstaltung zielte darauf, dass die Matronage mehr als ein Versuch einer gendergerechten Sprachwahl ist, sondern von der Patronage als differierendes Handeln abgegrenzt werden kann. Dennoch gibt es keine eindeutige Antwort auf die Frage, was Matronage konkret bedeutet, sondern zahlreiche Deutungsansätze: wohltätige Handlungen, Frauen setzen sich für Frauen ein, Netzwerke, das Verfolgen politischer Interessen.

Trotzdem wird der Begriff Matronage immer wieder in Verbindung mit Patronage diskutiert. Die Ergebnisse der Tagung bieten hier die Möglichkeit, die Inhalte des Begriffs Matronage unabhängiger und losgelöster zu diskutieren. Die Matronage ließe sich dann in der Geschichtswissenschaft als ein spannendes Untersuchungsfeld vertiefen, vielleicht sogar auf das aktuelle politische Wirken von Frauen übertragen. Denn heute wie damals sollte die Existenz von starken, einflussreichen Herrscherfrauen als wichtiger Teil der staatlichen Führung nicht vergessen werden.

Zur Person

Melanie Wigger, Universität Paderborn. Arbeitsschwerpunkte: Gender-Aspekte in der Germanistik, Geschichte und Kunst

E-Mail: Melanie.wigger@paderborn.com

Rezensionen

Heike Kahlert

Waltraud Cornelißen, Alessandra Rusconi, Ruth Becker (Hrsg.), 2011: Berufliche Karrieren von Frauen. Hürdenläufe in Partnerschaft und Arbeitswelt. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 163 Seiten. Mit 19 Tabellen. 19,95 Euro

Den Ausgangspunkt dieser Publikation bildet eine eingangs erwähnte, nüchtern daher kommende empirische Feststellung, die nicht ohne Folgen für die Verfasstheit der Geschlechterverhältnisse bleiben wird: Überall in der sogenannten reichen Welt nimmt die Erwerbsbeteiligung von Frauen zu. Im vereinten Deutschland beispielsweise, so belegen Daten des Statistischen Bundesamts, stieg sie von 61 % im Jahr 1991 auf 70 % im Jahr 2008, bedingt durch die Zunahme Teilzeit und geringfügig beschäftigter Frauen, während die der Männer mit zwischenzeitlichen Schwankungen im gleichen Zeitraum bei 82 % verharnte. Noch weitaus deutlicher drückt sich der Wandel bei den Akademikerinnen aus: Zwischen 1991 und 2008 erhöhte sich ihre Erwerbsbeteiligung um 84 %, die der erwerbstätigen Akademiker hingegen nur um 12 %. Diese Entwicklung gab den Anstoß zum vorliegenden Sammelband, der durchweg lesenswert ist: „Er fragt, wie hoch qualifizierte Paare das Verfolgen zweier Karrieren bewerkstelligen und wie sich die Personalpolitik in Organisationen auf die Zunahme von Frauen in Führungspositionen und deren Folgen für den Alltag in Familien und Betrieben einstellt. Zudem fragt er, was noch zu tun ist, um Frauen die gleichen Chancen wie Männer [sic!] auf berufliche Entwicklung und beruflichen Erfolg zu sichern und beruflich ambitionierten Paaren ein subjektiv lebenswertes privates Leben, ggf. auch mit Kindern, zu ermöglichen.“ (S. 9)

Die drei Herausgeberinnen verbindet eine Kooperation anlässlich der von ihnen geleiteten Forschungsprojekte, die zwischen 2007 und 2010 im Themenschwerpunkt „Frauen an die Spitze“ im Rahmen des Förderbereichs „Strategien zur Durchsetzung von Chancengleichheit für Frauen in Bildung und Forschung“ aus Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) und des Europäischen Sozialfonds für Deutschland (ESF) gefördert wurden. Mit dem Fokus erstens auf die privaten Lebensformen von Frauen und Männern, insbesondere deren Gestaltung in Paarbeziehungen, und zweitens auf die Arbeitswelt als sozialem Kontext, auf den sich (hoch qualifizierte) Frauen und Männer, auch solche in Paarbeziehungen und gegebenenfalls mit Kindern, einstellen müssen, wenn sie Karriere machen wollen, werden in drei umfangreichen Beiträgen ausgewählte Forschungsergebnisse der drei sehr unterschiedlichen Projekte erstmalig in etwas ausführlicherer Form vorgestellt. Dabei handelt es sich um selbstständige Beiträge, die durch ein gemeinsames Literaturverzeichnis und eine gemeinsame Einleitung mit einer kurzen Zusammenfassung der zentralen Ergebnisse der Studien und einem knappen Ausblick auf Handlungsansätze zur institutionellen Unterstützung von Doppelkarrierearrangements („Das Wichtigste in Kürze“, S. 17–20) miteinander verbunden werden.

Ruth Becker, Ellen Hilf, Shih-cheng Lien, Kerstin Köhlert, Bärbel Meschkutat, Darja Reuschke und Cornelia Tippel untersuchen das Mobilitätsverhalten unterschiedlicher hoch qualifizierter Bevölkerungsgruppen im Kontext der beruflichen Entwicklung und

unterschiedlicher Lebensformen sowie die Mobilitätserwartungen in Wirtschaft und Wissenschaft. Neben einer repräsentativen Bevölkerungserhebung in drei Stadtregionen gibt eine Befragung von promovierten beziehungsweise habilitierten Naturwissenschaftlerinnen und Ingenieurinnen Aufschluss über die Strategien von Frauen und Männern, mit denen diese den tendenziellen Konflikt zwischen beruflichen und privaten raum-zeitlichen Erfordernissen bewältigen. Ergänzend werden die Mobilitäts- und Flexibilitätsanforderungen von wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Organisationen kritisch erörtert und Lösungsangebote zur Vereinbarkeit von raum-zeitlichen Interessen in Wirtschaft und Wissenschaft einerseits und der Beschäftigten andererseits ausgelotet. Die Autorinnen bestätigen die Bedeutung berufsbedingter räumlicher Mobilität für die berufliche Weiterentwicklung und den beruflichen Aufstieg zwar, zeigen zugleich aber auch, dass räumliche Mobilität weder eine notwendige noch eine hinreichende Bedingung für Karrierechancen von Frauen ist.

Die Wissenschaftskarrieren von Frauen in Paarbeziehungen stehen im Mittelpunkt des Beitrags von *Johanna Hess*, *Alessandra Rusconi* und *Heike Solga*. Dabei vergleichen sie die Karrieren von Frauen in Technik-, Natur- und Sozialwissenschaften und untersuchen, welche Paarkonstellationen und Koordinierungsstrategien Frauen dabei unterstützen, die Hürden einer wissenschaftlichen Laufbahn zu überwinden, und welche eher nachteilig sind. Methodisch stützen sich die vorgestellten Ergebnisse auf die Analyse standardisierter Lebensverlaufsinterviews und qualitativer problemzentrierter Interviews. So werden ‚objektive‘ Einflussfaktoren auf die Karrierewege von Frauen in der Wissenschaft mit den subjektiven Wahrnehmungen der Frauen sowie paarinternen Aushandlungen verknüpft. Deutlich wird, dass sowohl disziplinspezifische Karrierelogiken (z. B. Leitungstätigkeiten, Auslandsaufenthalte, Habilitation) als auch Paarkonstellationen eine wichtige Rolle für die Wissenschaftskarrieren von Frauen spielen. Dies gilt laut Hess et al. insbesondere in der Postdoc-Phase. Abschließend diskutieren die Verfasserinnen Gestaltungspotenziale zur Verbesserung der Karrierechancen von Frauen und zur Erhöhung der Chancengleichheit von Frauen und Männern auf dem Weg zur Professur innerhalb der Paare selbst sowie der wissenschaftlichen Institutionen (Hochschulen und außeruniversitäre Forschungseinrichtungen).

Auch *Nina Bathmann*, *Dagmar Müller* und *Waltraud Cornelißen* befassen sich mit den Karrierewegen von Frauen in Paarbeziehungen, legen aber keinen Schwerpunkt in einem spezifischen Berufsfeld. Im Zentrum ihrer Erörterungen steht vielmehr die biographische Retrospektive, die in biographisch-narrativen Einzel- und Paarinterviews erhoben wurde. Ausgehend von der Idee der verknüpften Lebensläufe nehmen die Autorinnen an, dass die individuellen Karrieren beider Partner wechselseitig voneinander abhängen. Paare entwickelten eine gemeinsame Lebensführung, die die individuellen Karrieren befördern, aber auch begrenzen könne. Dabei werde die Koordinierung der beiden Berufskarrieren und deren Vereinbarung mit Familie und anderen Lebensbereichen als (inter-)aktiver Herstellungsprozess verstanden, der in familiäre, soziale, organisationale und institutionelle Kontexte eingebettet sei. An Fallbeispielen für Verlaufsmuster in Paarbeziehungen zeigen die Verfasserinnen, dass und wie karriererelevante Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern auch in den Partnerschaften selbst hergestellt werden. Dabei wird deutlich, dass die Familiengründung für Frauen in Partnerschaften noch immer eine gravierende Hürde auf dem Weg in Führungspositionen darstellt.

Die Beiträge des Sammelbandes belegen eindrücklich, dass Paarbeziehungen und Paarkonstellationen sowie Geschlechter-, Elternschafts- und Beziehungskonzepte für die Karrieren von hoch qualifizierten Frauen hoch bedeutsam sind. Offensichtlich wird aber auch, dass die Mobilitäts- und Flexibilitätsanforderungen des Arbeitsmarktes an Führungskräfte in Paarbeziehungen, in denen beide Teile eine berufliche Karriere verfolgen (wollen), zu erheblichen Koordinierungsproblemen bei den Paaren führen. „Diese übersteigen die Vereinbarkeitsprobleme, die sich für Zweiverdienerpaare mit geregelter Zeit an einem festen Ort in der Regel ergeben. Doppelkarrierearrangements werden institutionell bisher kaum gestützt.“ (Rusconi et al., S. 19)

Mit seinen durchweg methodisch aufwändig gewonnenen empirischen Ergebnissen leistet das Buch einen wichtigen Beitrag zur weiteren Erforschung von Doppelkarrierepaaren im deutschsprachigen Raum. Eine Stärke ist ebenso, dass es praktische Handlungsansätze zu deren Unterstützung aufzeigt. Auffällig ist aber auch, dass zwar alle Beiträge von Karrieren handeln, das verwendete Karriereverständnis jedoch nicht näher explizieren, geschweige denn reflektieren. Zwischen den Zeilen wird allerdings deutlich, dass Karriere zumeist als auf den beruflichen Aufstieg fokussiert gefasst wird. Das Private – Paarbeziehungen, Familie, Kinder – hingegen scheint in diesem Karriereverständnis keinen Platz zu haben. Dabei wäre doch auch zu fragen, inwiefern die sich durch die steigende Erwerbsbeteiligung von Akademikerinnen verändernden Karrierekonstellationen in Paarbeziehungen das traditionelle, auf beruflichen Aufstieg zentrierte Karriereverständnis selbst unter Wandlungsdruck bringen. Zu kurz kommt in den Beiträgen ebenfalls die Theoriebildung zu dem bisher insgesamt wenig erschlossenen Forschungsgegenstand. Die genannten Leerstellen mögen dem Umstand geschuldet sein, dass alle Beiträge auf umfangreichen empirischen Studien basieren und noch während der Laufzeit der Projekte entstanden sind. Hier deutet sich weiterer Forschungsbedarf ab. Es bleibt abzuwarten, inwiefern weitere Studien zu Doppelkarrierepaaren diese Herausforderungen annehmen.

Zur Person

Heike Kahlert, Prof. Dr. rer. soc. habil., Dipl.-Soz., Lehrstuhlvertretung für Soziologie mit dem Schwerpunkt „Soziale Entwicklungen und Strukturen“ am Institut für Soziologie der Ludwig-Maximilians-Universität München. Arbeitsschwerpunkte: Transformationen des Wissens in der Moderne, Geschlechterverhältnisse und sozialer Wandel im Wohlfahrtsstaat, Institutionalisierte Ungleichheiten im Bildungswesen, Gleichstellungsbezogene Organisations- und Personalentwicklung im Public-Profit-Bereich

Kontakt: www.heike-kahlert.de

E-Mail: mail@heike-kahlert.de

Regina Weber

Robert Claus, Esther Lehnert, Yves Müller (Hrsg.), 2010: „Was ein rechter Mann ist ...“ Männlichkeiten im Rechtsextremismus. Reihe Texte/Rosa-Luxemburg-Stiftung; Bd. 68. Berlin: Karl Dietz Verlag. 255 Seiten

Der Blick auf Geschlechterverhältnisse kann angesichts vieler Studien der letzten Jahre nicht mehr als Ausnahme in der Rechtsextremismusforschung angesehen werden. Allerdings konzentrieren sich die bisherigen Forschungsarbeiten in der Regel auf die Analyse der Rollen und Situationen von Frauen in der Szene. Der Blick auf Funktionen und Rolle von Männlichkeitskonzepten für die extreme Rechte war in dieser Diskussion bislang marginalisiert und der Sammelband greift diese Forschungslücke auf.

Die HerausgeberInnen strukturieren die 16 Beiträge logisch in vier Teile: einen theoretischen Einstieg („Das Problem benennen“), eine zweistufige Analyse („Den Blick schärfen“ und „Die Perspektive erweitern“) und einen Beitrag zur Praxis („Handlungsansätze entwickeln“). Als theoretischer Ausgangspunkt dienen zwei Ansätze: Connells Theorie hegemonialer Männlichkeit und das Bordieu'sche Konzept des männlichen Habitus. In Anlehnung an Michael Meuser wird für die Verknüpfung dieser beiden Ansätze plädiert.

Die ersten vier Beiträge spannen einen weiten Bogen der Debatten, die an der Schnittstelle von Rechtsextremismusforschung und Männlichkeitsforschung geführt werden sollten: Kurt Möller beginnt den ersten Teil mit einer empirischen Analyse der männlichen Dominanz in der extremen Rechten. Für ihn sind deren traditionelle Männlichkeitskonzepte eine Reaktion auf subjektive Marginalisierungserfahrungen, durch die sich (vor allem junge) Männer aus hegemonialen Männlichkeitskonzepten ausgeschlossen sehen. Fabian Virchow widmet sich der „militarisierten Männlichkeit“ der extremen Rechten und sieht in der sich wandelnden gesellschaftlichen Akzeptanz militärischer Elemente (Stichwort Bundeswehreinätze) einen möglichen Resonanzboden für extrem rechte Männlichkeitskonstruktionen. Andreas Heilmann thematisiert die Wandelbarkeit von rechtsextremer Männlichkeit und damit die Ansprachefähigkeit entsprechender Kreise für junge Männer. Prominentes Beispiel ist die „risk-and-fun-orientierte Jugendszene-Männlichkeit“ der Autonomen Nationalisten. Yves Müller schließt den ersten Teil mit einem Aufsatz zur Scharnierfunktion der „Jungen Freiheit“ in Bezug auf antifeministische Diskurse ab. Männlichkeiten werden hier nicht explizit diskutiert. Der Autor sieht jedoch die Auseinandersetzung um Männlichkeitskonzepte implizit in Diskursen um Feminismus, Homosexualität und „Fremde“ enthalten.

Im zweiten Teil werden rechte Männlichkeitskonstrukte unter die Lupe genommen. Für Esther Lehnert ist das unveränderbare, dichotome Geschlechterverhältnis das „Innen“ der Volksgemeinschaft, für das jedes Infragestellen einem Angriff gleichkommt. Sie sieht in der reflexartigen Ablehnung von veränderten Geschlechterverhältnissen die Furcht der extremen Rechten vor der Auflösung „ihrer inneren Ordnung“ (S. 98; Hervorh. i. Orig.). Nach Ulrich Overdick zeigt der rechtsextreme Diskurs der „Rassenschande“ die Verknüpfung von rassistischen mit sexistischen Konstruktionen, aus der das „männliche ‚deutsche‘ Selbst“ als positive Norm entsteht (S. 107). Yves Müller und

Robert Claus kommen zu dem Ergebnis, dass sich in rechtsextremen Diskussionen um Homosexualität der Widerspruch zeigt zwischen der heterosexuellen Norm, die für die Ideologie der ‚Volksgemeinschaft‘ nötig ist, und der Realität homosexueller Männer in der extremen Rechten. Letztere finden in der Szene durchaus Akzeptanz, solange sie nicht „feminin“ auftreten und ihre Normabweichung durch „Nützlichkeit und Leistung“ für die Szene kompensieren (S. 116, Hervorh. i. Orig.). Der Gegenseite im dichotomen Geschlechterverständnis widmet sich *Juliane Lang*. Sie beschreibt die Entstehung rechtsextremer Frauenorganisationen und die vermehrte Sichtbarkeit von rechten Aktivistinnen und Politikerinnen als „zeitgemäße Reaktion“ der extremen Rechten, die mit „gleichzeitigen verbalradikalen Angriffen gegen Gender (Mainstreaming)“ einer „drohenden Liberalisierung“ der Geschlechterbeziehungen in der eigenen Szene entgegenwirken und diese dadurch langfristig stabilisieren (S. 142). *Andreas Speit* thematisiert den Widerspruch zwischen „Schein und Sein“ im „Mythos Kameradschaft“. Hier steht die zur Schau gestellte Kameradschaft im deutlichen Gegensatz zu gruppeninterner (teilweise sexualisierter) Gewaltanwendung. *Kristin Witte* analysiert Männlichkeiten in der Szene der Autonomen Nationalisten anhand von Videosequenzen und sieht dort aggressive und kampfbetonte Inszenierungen von Männlichkeit (S. 179).

Der dritte Teil widmet sich angrenzenden Gebieten und Grauzonen. *Karsten Schuldt* beschreibt, wie Männer in Burschenschaften einüben, sich „als Teil einer gehorchenden Elite zu begreifen“ und durch die enge thematische Übereinstimmung in zentralen Diskursen zu „Transmissionsinstitutionen“ zu konservativen Milieus und extremer Rechten werden (S. 193). *Eva Kreisky* und *Georg Spitaler* wenden sich gegen eine zwangsläufige Verbindung zwischen Fussballfankultur, Männlichkeit und Rechtsextremismus, sehen jedoch Anknüpfungspunkte, die auch im Alltagsbewusstsein eine große Rolle spielen. Empirische Belege hierfür vermissen die AutorInnen jedoch noch. Körperlichkeiten und Uniformierung der SS sind für *Paula Diehl* Ausdruck der Gruppenzugehörigkeit und Machtsymbolik und damit Projektionsfläche eines idealtypischen „Ariers“ (S. 220). *Thomas Gesterkamp* diskutiert die Rolle des Internets für „Männerrechtler“ und deren Anschlussfähigkeit nach rechts außen. Diese Scharnierfunktion ist aus seiner Sicht jedoch keine zwangsläufige Entwicklung, sondern könnte durch progressive Männerarbeit ausgehebelt werden (S. 224).

Im letzten Teil werden Praxisansätze für die Jugendarbeit diskutiert. *Olaf Stuve* überträgt Erfahrungen aus der geschlechterreflektierenden Jungenarbeit in die Präventionsarbeit gegen Rechtsextremismus. Er betont den Wert dieser Arbeit für Jugendliche, die Gefahr laufen, in die rechtsextreme Lebenswelt einzusteigen, indem sie mit den Widersprüchen zwischen Gewalt und Männlichkeitskonzepten und versprochener Freundschaft und Kameradschaft konfrontiert werden. *Marc Brandt* schließt den Band mit Fallbeispielen zu geschlechterreflektierenden Strategien bei Kindern und Jugendlichen, bei denen die Auseinandersetzung mit Rechtsextremismus nicht im Vordergrund der pädagogischen Arbeit steht, im Alltag aber dazugehört. Dies erfordert aus seiner Sicht passende Rahmenbedingungen in der Teamstruktur der pädagogischen Begleitung, um den Kindern und Jugendlichen Alternativen zu hegemonialen Männlichkeitsbildern zu zeigen.

Der Sammelband erfüllt den Anspruch, „neben Gemeinsamkeiten auch Unterschiede und Widersprüche in Bezug auf Männlichkeiten“ (S. 16) aufzudecken. Geschlechter-

verhältnisse sind das Feld, in dem einerseits die extreme Rechte eine große Anschlussfähigkeit zu Alltagswissen und breiten gesellschaftlichen Kreisen herstellen kann. Andererseits machen gesellschaftliche Entwicklungen vor der Szene nicht Halt. Der Kern der völkischen Ideologie ist ohne dichotome normierte Geschlechterrollen nicht vorstellbar, daher ist es an der Zeit, sich geschlechtersensibel auch im Hinblick auf Männer mit Anschlussstellen für rechtsextreme Einstiege auseinanderzusetzen. Gerade in der Jungenarbeit wären geschlechterreflektierende Ansätze notwendig, um solchen Einstiegen als Reaktion auf geschlechtsbedingte Orientierungslosigkeit entgegenzuwirken.

Insgesamt präsentiert der Sammelband das breite Themenspektrum dieses Forschungsdesiderats, auch wenn sich die einzelnen Beiträge nicht aufeinander beziehen und in der Kürze nicht in die Tiefe gehen können. Gerade deswegen bieten sich weitere Verbindungen zu differenzierten Studien. Zugleich finden PraktikerInnen und am Thema Interessierte einen guten Einstieg in die Problematik.

Zur Person

Regina Weber, M.A., Politikwissenschaftlerin. Arbeitsschwerpunkte: Politische Partizipation, Parteien und Organisationen, Hochschule und Wissenschaft
Kontakt: Hans-Böckler-Stiftung, Hans-Böckler-Str. 39, 40476 Düsseldorf, Tel. 0211-7778189
E-Mail: regina-weber@boeckler.de

Ricarda Drüeke

Margreth Lünenborg, Katharina Fritsche, Annika Bach, 2011: *Migrantinnen in den Medien. Darstellungen in der Presse und ihre Rezeption*. Bielefeld: transcript. 178 Seiten. 19,80 Euro

Forschungen zu Medien und Migration haben in den letzten Jahren erheblich zugenommen. Zumeist steht in sozialwissenschaftlichen Untersuchungen die Mediennutzung von MigrantInnen im Vordergrund. Verbunden mit der Frage, ob MigrantInnen inländische oder ausländische Medien nutzen, wurde die Rolle von Medien in Integrationsprozessen betont und so auf ihre integrative oder desintegrative Funktion verwiesen. Als Desintegration und damit als Gefahr wurde häufig – vor allem in den Massenmedien – die Bildung sogenannter „Medienghettos“ und die alleinige Nutzung fremdsprachiger Medienangebote angesehen.

Jedoch kennzeichnet sich die Mediennutzung von MigrantInnen zumeist durch eine hybride Form der Nutzung, die inländische und ausländische Mediennutzung sowie die Auseinandersetzung damit einschließt. Die Rolle von Medien in Migrationsprozessen besteht aber nicht nur aus der Nutzungsdimension. Sie spielen ebenfalls eine zentrale Rolle bei der Herstellung von Öffentlichkeit. Repräsentationen von Personen und Gruppen in einer Medienöffentlichkeit haben so eine gesellschaftliche Funktion, da sie einen bestimmten Deutungsrahmen vorgeben sowie soziale und politische Identitäten kon-

struieren. So werden in medialen Repräsentationen von MigrantInnen häufig Bilder des „Eigenen“ und des „Fremden“ entworfen. Mit der Bestimmung von etwas „Eigenem“ wird in diesen Alterisierungsprozessen das „Andere“ oder „Fremde“ abgegrenzt und damit Teil von Inklusions- und Exklusionsprozessen. In westeuropäischen Gesellschaften stehen diese Prozesse neben ethnischen Zuschreibungen häufig auch im Zusammenhang mit religiösen und geschlechtlichen Konstruktionen. Diese diskursiven Prozesse in Gesellschaften und Medien tragen damit zu Ethnisierungen bei und produzieren soziale, kulturelle und religiöse Differenzen, die zu Ausschlüssen führen können. Darüber hinaus zeigt eine Vielzahl von Einzelstudien zu medialen Repräsentationen von Migrantinnen, dass diese zumeist stereotyp dargestellt werden, zum Beispiel als bedrohlich oder als rückständig.

Eine systematische Erhebung der Mediendiskurse zu Migrantinnen und eine ausführliche Diskussion des Forschungsstands fehlte allerdings bisher in der kommunikationswissenschaftlichen Forschung. Hier setzen die Autorinnen Margreth Lünenborg, Katharina Fritsche und Annika Bach an und thematisieren die Verbindung von Weiblichkeit und Ethnizität in der aktuellen deutschen Medienberichterstattung. Die Studie geht zurück auf ein Forschungsprojekt, das 2008 und 2009 durchgeführt wurde (gefördert vom damaligen Ministerium für Generationen, Familie, Frauen und Integration des Landes NRW). Die Ausgangsfragen lauten unter anderem: „Wie werden Migrantinnen in den Medien dargestellt?“ und „Wie vielfältig sind ihre Lebensentwürfe, die in der medialen Berichterstattung sichtbar werden?“ (S. 12). Die Forscherinnen bieten damit sowohl wissenschaftliche als auch journalistische Perspektiven auf das Forschungsfeld Migration und Medien.

Um ein differenziertes Bild von Migrantinnen in den Medien zu entwerfen, unterteilen die Autorinnen ihr Buch in vier Teile. Im ersten Teil zum Forschungsstand werden die vorhandenen Studien zum Thema gesichtet und eingeordnet. Die Autorinnen stellen fest, dass die Darstellung von Migrantinnen bisher nur „punktuell“ und zumeist in „qualitativen Fallstudien“ analysiert wurde (S. 40). Dominiert werde das Forschungsfeld von Untersuchungen zu den „spezifischen Darstellungsweisen muslimischer Migrantinnen“.

Der Schwerpunkt der beiden methodischen Teile liegt auf einer Inhaltsanalyse von fünf überregionalen und regionalen deutschen Tageszeitungen (Bildzeitung, tageszeitung, Frankfurter Allgemeine Zeitung, Kölner Stadtanzeiger, Westdeutsche Allgemeine Zeitung). Für den Zeitraum 2005–2008 wurden alle Artikel erfasst, in denen über Migrantinnen berichtet wurde. Die Festlegung des Samples stellt die Autorinnen zunächst vor das Problem der Bestimmung der Auswahlkriterien. So wurden neben den Artikeln, in denen explizit von Migrantinnen die Rede ist, auch Artikel erfasst, in denen durch die Berichterstattung auf einen Migrationshintergrund der Akteurinnen geschlossen werden konnte, sei es durch einen ausländisch klingenden Namen oder durch die Beschreibung der Kleidung. Insgesamt wurden so 1 265 Zeitungsartikel untersucht. Mit dieser Auswahl werden zwar ethnische Stereotype reproduziert, allerdings ist das, was als „migrantisch“ wahrgenommen wird, zumeist das Ergebnis des dominierenden gesellschaftlichen Diskurses über Migration. Die Autorinnen begründen dies mit einer Verbindung des Konzeptes eines „doing gender“ mit einem „doing ethnicity“. Dies löst zwar nicht das Problem der Reproduktion ethnischer Stereotype, führt aber zu einer Art „strategischem Essentialismus“, auf den Forscherinnen, um einen Forschungsge-

genstand analysierbar zu machen, teilweise zurückgreifen müssen. Die Ergebnisse der Inhaltsanalyse lassen Kontinuitäten, aber auch Verschiebungen deutlich werden. So zeigen Aussagen über das medial konstruierte Bild der Migrantin, dass die medialen Darstellungen vielfältig sind und sich keineswegs nur auf eine Opferrolle beschränken (S. 104). Sie variieren je nach Herkunftsland, so sind westeuropäische Migrantinnen eher die Erfolgreichen, während Migrantinnen aus Osteuropa und den arabischen Ländern als unterdrückt und integrationsbedürftig dargestellt werden. Unterschiede gibt es auch in der Berichterstattung verschiedener Zeitungen, da erstaunlicherweise sowohl taz als auch FAZ häufig von Migrantinnen als Opfer berichten, während die Bildzeitung zumeist prominente Migrantinnen in den Mittelpunkt stellt. In regionalen Ressorts finden sich zahlreiche Berichte über Migrantinnen, was darauf hindeuten könnte, dass Migrantinnen im lokalen Alltag als selbstverständlicher Teil der Gesellschaft angesehen werden. Migrantinnen, so schlussfolgern Lünenborg, Fritsche und Bach, werden in der deutschen Printberichterstattung schon längst nicht mehr nur als kopftuchtragende muslimische Frauen dargestellt, sondern in unterschiedlichen Lebenszusammenhängen (S. 106). Mit diesen Inhaltsanalysen gelingt es den Autorinnen, ersichtlich darzulegen, wo Stereotype und Differenzen verstärkt werden, aber auch aufzuzeigen, wo es Darstellungen vielfältiger Lebensbereiche und Umdeutungen gibt.

In Fokusgruppeninterviews wurde darüber hinaus im dritten Teil des Buches mit Migrantinnen und Frauen ohne Migrationshintergrund diskutiert. Darin zeigte sich die Relevanz der Medienberichterstattung, da häufig Kritik an den stereotypen Bildern geäußert wurde. In Aneignungsprozessen von Medien werden die Bilder zwar verhandelt und teilweise umgedeutet, da sie jedoch ein stereotypes Bild von Migrantinnen transportieren, liefern sie für die befragten Migrantinnen kein Identifikationspotenzial.

Diese drei Teile des Buches fügen sich im vierten Teil zusammen, in dem eine kritische Reflexion der bisherigen Ergebnisse erfolgt. Die Autorinnen sehen als wesentliche Aufgabe des Journalismus für die Gesellschaft die Integrationsfunktion vielfältiger gesellschaftlicher Gruppen. Medienberichterstattung hat damit entscheidenden Anteil an Inklusions- und Exklusionsprozessen in einer Gesellschaft. Aus diesen Ausarbeitungen entwickeln die Autorinnen Handlungsempfehlungen, die von mehr migrantischen JournalistInnen über Sensibilisierung der Berichterstattung bis hin zu einer Anerkennung von MigrantInnen als Zielgruppe journalistischer Berichterstattung reichen.

Das Buch hält für KommunikationswissenschaftlerInnen, SoziologInnen und PolitologInnen einen reichhaltigen Fundus zum Forschungsfeld Migration und Medien bereit, bietet aber auch für Studierende einen guten Einstieg in die Thematik. Neben der konkreten Forschungsthematik werden weitere interessante Verbindungen geschaffen, wie zur Intersektionalitätsforschung, die weitere (zukünftige) Forschungsperspektiven eröffnen. Die Handlungsempfehlungen, um einer Stereotypisierung von MigrantInnen zu begegnen und einseitige Berichterstattung zu vermeiden, richten sich an konkrete HandlungsträgerInnen in Journalismus und Politik. Der gut aufgearbeitete Forschungsstand hilft Interessierten, weitere Aufsätze in diesem Themenfeld zu finden. Eine systematische Analyse der Printberichterstattung über einen längeren Zeitraum hinweg, die nicht nur spezifische Fälle in den Blick nahm, fehlte in der bisherigen Forschung. Insgesamt schließt die Studie so eine weitere Forschungslücke im Themenfeld Migration und Medien.

Zur Person

Ricarda Drüeke, Dr., Postdoc am Fachbereich Kommunikationswissenschaft der Universität Salzburg. Arbeitsschwerpunkte: Online-Kommunikation, Öffentlichkeitstheorien, Medien und Ungleichheit

Kontakt: FB Kommunikationswissenschaft, Universität Salzburg, Rudolfskai 42, A-5020 Salzburg
E-Mail: ricarda.drueeke@sbg.ac.at

Ulrike Tischer

Sebastian Scheele, 2010: *Geschlecht, Gesundheit, Gouvernamentalität. Selbstverhältnisse und Geschlechterwissen in der Männergesundheitsförderung*. Sulzbach/Taunus: Ulrike Helmer Verlag. 140 Seiten. 16,90 Euro

In der Männergesundheitsforschung herrscht die Lesart von Männern als Gesundheitsmuffeln vor: von der fehlenden Lust zum Arztbesuch über den höheren Alkohol- und Fleischkonsum als Frauen bis zum früher eintretenden Tod werden Defizite diagnostiziert. Aus diesen Defiziten wird Bedarf an einer auf Jungen und Männer ausgerichteten Gesundheitsförderung abgeleitet, die sich in den letzten Jahren auch zunehmend institutionalisiert. Sebastian Scheele stellt in seiner Diplomarbeit die Frage in den Mittelpunkt, auf welche Weise die geschlechtliche Ansprache von Männern in der Männergesundheitsförderung stattfindet und wie sie zu kontextualisieren ist. Neben der inhaltlichen Beschreibung der Diskurse der Männergesundheitsforschung möchte er durch den Anschluss an die Analysen zur neoliberalen Gouvernamentalität in der Gesundheitspolitik und ein Hinterfragen des inhärenten Fortschrittsoptimismus eine kritische Einordnung der Diskurse ermöglichen (vgl. S. 19).

Als theoretischen Rahmen der Analyse wählt Scheele verschiedene Elemente aus Foucaults Repertoire: das Konzept der Gouvernamentalität sowie die Subjekttheorie mit den Technologien des Selbst und der produktiven Verbindung von Macht und Subjektivation. Welche Art von Geschlechterwissen wird in der Männergesundheitsförderung produziert und aktiviert, welche Diskurse der Männlichkeit werden herangezogen und welche Selbstverhältnisse werden durch diese zu verbreiten versucht? Zur Beantwortung dieser Fragen beschreibt der Autor zunächst die Herausbildung der Männergesundheitsförderung durch die Ausweitung des Gesundheitsbegriffs in den Gesundheitswissenschaften (S. 22ff.), die im Konzept der Gesundheitsförderung „entsprechend ausgeweitete[n] Praktik“ (S. 25ff.) und die Etablierung des Geschlechts ‚Mann‘ als Zielgruppe (S. 32ff.). Als relevante Akteure sieht er die Frauengesundheitsbewegung, die schwule HIV-Präventionsarbeit sowie die Männerbewegung und -forschung.

Scheele beschreibt die Position männlicher Subjekte im Gesundheitsdiskurs in der Phase der „Hygiene“ im Vergleich zu weiblichen Subjekten als unpathologisch, autonom und (willens-)stark. Diese Position ändert sich radikal durch die Diskurse der Gesundheitsbewegung, in denen vorherige Konzeptionen von Gesundheit und Subjekt als „Medikalisierung“ begriffen und verworfen werden. Nun erscheint ‚der Mann‘ in den Gesund-

heitsdiskursen als defizitär, sein Subjektverhältnis durch das instrumentelle Verhältnis zum Körper als schädlich.

Im empirischen Teil befasst sich Scheele diskursanalytisch mit ab 1990 veröffentlichtem Material aus den Kontexten Wissenschaft, Politik, Massenmedien und Wirtschaft. Er verzichtet darauf, sich auf einen Kontext zu konzentrieren, und zieht auch Quellen aus Österreich und der Schweiz hinzu. Die Argumentationen in den Quellen untersucht Scheele entlang einer „Achse der Selbstverhältnisse“ und einer „Achse des Geschlechterwissens“, um anschließend die Verknüpfungen der Achsen und Folgen für Interventionsstrategien zu sichten.

Die Quellen beschreiben das Selbstverhältnis der Männer überwiegend als defizitär: Männer täten zu wenig für ihre körperliche und psychische Gesundheit, verdrängten Gesundheitsrisiken und seien sensibilisierungsbedürftig. „Auf diesem Eingeständnis kann dann eine Änderung des Verhaltens aufbauen, die letztlich zu einem freudigen Einverständnis mit dem neuen Selbstverhältnis führt“ (S. 92). Erst durch das reflektierte und geläuterte Selbstverhältnis, zum Beispiel im Sport (Abkehr vom Leistungsprinzip) oder in der Zeitverwendung (Entschleunigung statt Stress), können Praktiken der Prävention und Früherkennung internalisiert und verselbstständigt werden. Es ist also eine Intensivierung der Selbsterkenntnis gefordert. Gesundheitsförderung wird sowohl mit dem Natürlichen als auch mit dem Eigenen assoziiert. Insbesondere beim Thema Rauchen sieht der Autor Parallelen zur neoliberalen Gouvernamentalität, in deren Logik soziale und moralische Verantwortung mit der Konzeption eines rational und nutzenorientiert handelnden Subjekts zusammen gehen. Die gewünschten gesundheitsfördernden Selbstverhältnisse der Männer kongruieren dabei mit Regierungs- und Wirtschaftsinteressen an Subjekten, deren Selbstregulierung „über ein maschinelles Funktionieren hinausgeht und die Optimierung des eigenen Humankapitals einschließt“ (S. 94).

Scheele kategorisiert das in den Quellen gefundene Geschlechterwissen in Anlehnung an Andresen/Dölling als „reflektiertes Geschlechterwissen“, das sich von habitualisiertem alltäglichem Geschlechterwissen abgrenzt (S. 87). Oft wird die traditionelle Männerrolle mit gesundheitsschädlichem Verhalten gleichgesetzt: Verletzlichkeit, Sensibilität und Gefahrenbewusstsein würden durch Risikobereitschaft und Heroismus der Männlichkeitsnorm verdrängt. Als Lösungsstrategie verfolgen einige Autoren die Anknüpfung der Gesundheitskommunikation an die vermeintlichen Eigenschaften und Rollenanforderungen der Männer: Betont werden Kraft und Aktivität, die durch Gesundheit gewonnen würden, die aktive ‚Beherrschung‘ auch der Gesundheitsvorsorge wird als Souveränität und Gestaltungspotenz ausgelegt (S. 96f.). Eine beliebte Stilform sind Gleichsetzungen von Körper und Auto/Maschine, die durch Formulierungen wie „zur Inspektion des eigenen Körpers“ (S. 98) anregen sollen, zu Früherkennungsuntersuchungen zu gehen. „Diese Analogie knüpft an das Selbstverhältnis als Maschine an, und modifiziert es nur durch den Hinweis, dass eine Maschine auch gewartet und gepflegt werden müsse“ (S. 98). Die im Selbstverhältnis noch als schädlich interpretierten „typisch männlichen Eigenschaften“ wie Autonomiestreben und Nutzenorientierung werden zum Mittel der Gesundheitsförderung transformiert, indem Männer aufgerufen werden, Experten in Sachen Gesundheit zu werden und das veraltete „Verständnis von Ignoranz gegenüber Risiken und (Körper) Grenzen“ durch ein neues Autonomieverständnis der gesundheitlichen Rationalität zu ersetzen (S. 99). Erreicht werden können solche Bewusstseins- und Verhaltensänderungen

durch eine Flexibilisierung von männlicher Identität und Geschlechterwissen, wobei jeder Mann individuell dafür sorgen muss, die richtige Balance von Eigenschaften und Verhalten zu finden. Scheele erkennt ein Paradox in der „Verknüpfung von dichotome[m] Geschlechterwissen mit der Vorstellung individueller, persönlicher Ausgestaltung. Das Paradox fällt umso mehr auf, je stärker naturalisiert das enthaltene Geschlechterwissen ist, also je stärker Geschlecht der Veränderbarkeit entzogen ist“ (S. 101).

Als Verknüpfung der Achsen „Selbstverhältnisse“ und „Geschlechterwissen“ macht Scheele zwei Pole der Strategien aus: auf der einen Seite eine intensivierte Selbstregulierung mit dem Ziel der „balancierten Männlichkeit“ (S. 102). Die Balancevorstellung impliziert ein normalistisches Selbstverhältnis, das permanente Selbstbeobachtung und -justierung verlangt. Der andere Pol ist die Verknüpfung von dichotomem und heteronormativem Geschlechterwissen mit einer beschränkten Veränderungsfähigkeit der defizitären Selbstverhältnisse (S. 104). Die männliche Psyche und ihr Handlungsrahmen werden hier als klar bestimmbar und nicht änderbar vorgestellt; die Strategien der Gesundheitsförderung müssen sich entsprechend anpassen und stoßen gleichzeitig auf Grenzen, die durch die essentialistisch gedachte Männlichkeit gesetzt sind (S. 106). Zwischen den beiden Polen gibt es „verschiedene Mischformen, die versuchen, durch modifizierte Praktiken der Männergesundheitsförderung der Defizitdiagnose zu entkommen“ (S. 106). Diese bestehen zum Beispiel in der Änderung der Ansprache (Lustbetonung von Gesundheitsvorsorge) oder im Eingehen auf ‚männliche‘ Rezeptionsgewohnheiten.

Die Arbeit liest sich sehr gut und identifiziert in der Männergesundheitsförderung ein spannendes Thema, zu dem bisher kaum soziologisch inspirierte Veröffentlichungen vorliegen. Insbesondere der Zugriff über die Diskursanalyse schafft interessante Einblicke, da sie das Feld der Männergesundheitsförderung mit der Vielzahl an Akteuren aus einer Makroperspektive betrachtet und die Produktion von „Wissen“ und „Wahrheit“ beleuchtet. Ein Manko ist der mit 110 Textseiten geringe Umfang der Arbeit (Diplomarbeit). Angesichts der theoretisch souverän abgeleiteten Perspektive auf einen spannenden Gegenstand wünscht man sich mehr und systematischer angeordnetes Material in der Analyse. Inwieweit die durchweg interessanten Zitate beispielhaft für die Diskurse in der Männergesundheitsförderung sind oder wie sich diskursive Formationen voneinander absetzen, bleibt schwer abzuschätzen. Insgesamt bietet der Autor eine frische und anschlussfähige Perspektive auf die Männergesundheitsförderung. Auch in Zukunft verspricht die Untersuchung der Genealogie der Diskurse in diesem Bereich und die Beobachtung der Kämpfe um Bedeutungselemente und Diskursstrategien in der Gesundheitsförderung ein interessantes Forschungsfeld zu sein.

Zur Person

Ulrike Tischer, M.A., wissenschaftliche Mitarbeiterin am Forschungszentrum Jülich im Projekt „Wahrnehmung und Anerkennung von Demenzpatientinnen und -patienten“. Arbeitsschwerpunkte: Alter(n), Sport und Geschlecht; Soziale Konstruktion von Alter und Alterungsprozessen; Konstruktion von Männlichkeit und Sport im Alter; Frauengesundheitsförderung im Bereich Sport und Bewegung

Kontakt: Kleverstr. 5, 52066 Aachen

E-Mail: uli.tischer@gmx.de